Benoni.

Erster Band.

Benoni.

Ein Roman

von

A. E. Brachvogel.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1860.

Prolog.

„Du schöne, holde, längst verklung'ne Zeit,
Da noch in wonnevollem Selbstvergessen
Die Menschheit, eine ahnungslose Maid,
Im Paradies des Glaubens fromm gesessen,
Wo lichte Himmelsträume nur ihr Hirn,
Ihr Herze loh'nde Gotteslieb' bewegte,
Das Diadem auf eines Königs Stirn,
Den Zauber eines Gottgesalbten prägte,
Da sich das Schwert in starker Faust erhob,
Das Christenthum zum Orient zu tragen,
Und Phantasie von Sonnenstrahlen wob
Ein duftig Reich geheimnißvollster Sagen!
Auf Petri Stuhl hielt ein allmächt'ger Greis
Der Menschen Hoffen und der Völker Bangen
In seiner Hand und auf sein streng' Geheiß
Die Scepter fielen und die Kronen sprangen;
Zu seinen Füßen träumend lag die Erde
Im Kinderschlaf, — Ein Hirt und Eine Heerde!" —

„Da kam der Tag, wo, wie das Kind vermessen,
Halb kraftbewußt und halb im Ahnungsdrang,
Die Welt von dem verbot'nen Baum gegessen,
Und ihr's wie Schuppen von den Augen sprang!

Es borst die feste, blaue Himmelsglocke
Vor Nikolaus Kopernikus entzwei,
Aus Guttenbergs armsel'gem Druckerstocke
Schwang durch die Welt sich der Gedanke frei,
Vor Berthold Schwarzens Donnern ächzend sanken
Die festen Burgen nieder in das Land,
Und Luther brach des Bannes letzte Schranken,
In denen sich der Menschheit Psyche wand!
Jäh fährt empor die Zeit aus ihrem Träumen,
Der Kinderglaube weinend von uns schleicht,
Das Paradies, mit seinen gold'nen Bäumen
Voll Wundersagen der Erkenntniß weicht!
Die Menschheit, wie ein ungestümer Knabe
Voll Pläne, tummelt auf der Aera Höhn
Sich jauchzend mit der neuen Göttergabe
Und schwingt das Schwert der flammenden Ideen!
Die Forschung frei! Der Zweifel losgebunden!
Weh uns, wir fühlen's, auch der Geist schlägt Wunden!!" —

„Ja Wunden, schwere Wunden schlägt der Geist!
O, des Gedankens scharfgeschliffen Erz,
Wenn Du ihm erst den Weg zum Ziele weist,
Trifft logisch tief dem Gegner in das Herz!
Mit nackten Leibern kämpfen die Ideen,
Auf Tod und Leben! tönt das Feldgeschrei,
Schmerz ist Erkenntniß, soll Verstand bestehen,
Mit Glaube, Lieb' und Hoffen ist's vorbei.
Da gilt kein ahnend Glüh'n, kein hoffend Sehnen,
Das Wissen ist allein des Denkers Glück;
Ach, Du verlor'nes Paradies, mit Thränen
Ruft Dich die Welt, die blutende, zurück! —
Umsonst, der Kindheit stille Seligkeiten
Sind uns versagt, der Schmerz ist unser Theil,

Es gilt mit den Gedanken jetzt zu streiten,
Nur in der Forschung liegt noch unser Heil.
Sind wir einmal vom Paradies vertrieben,
Das unsrer Jugend holdes Glück umrauscht,
Ist nur der Logik dürres Feld verblieben
Und was dem Leben ernst wir abgelauscht,
Laßt uns im Schweiß des Geistes Eisen schwingen,
Mit Schmerzen der Erkenntniß Acker baun,
Im Druck der Wirklichkeit mag uns gelingen,
Die harte Frucht: Erfahrung zu verdaun.
Erkenntniß ist der tück'sche Zauberbesen,
Den zu beschwören sich die Welt vermaß,
Kein Zetern hilft: „O Besen, sei's gewesen!" —
Der Meister setzt allein der Fluth ihr Maß! —
Der Meister, ja! — Wie wollt ihr euch vermessen,
Durch's Geisteslabyrinth den Weg zu finden,
Hat Ariadne's Faden wer besessen?
Gelang's ihn bis zum Endziel abzuwinden? —
Wohl Dem, der, eh' er in die Grube sank,
Das alte Paradies, so ihm entschwunden,
Des Lebeus, der Erkenntniß Frucht errang,
Der Jugend Traum dem Greis zurückgefunden!
Wie wenig Geister sind zum Kampf gestählt,
Berufen Alle, aber wer erwählt?" —

„Auch Du, Benoni, Abglanz unsrer Zeiten,
O Sohn der Schmerzen, Träume und Ideen,
Magst Du nun gleichfalls, Deinen Strauß zu streiten,
Den Wallfahrtsweg empor zur Wahrheit gehn.
Es harren Dein schon auf den Stationen
Des Leidens wie des Irrthums Dornenkronen!
Wer schlürfen will des Lebens höchste Quellen,
Der tauche tief in des Jahrhunderts Wellen!" —

„Ihr Freunde, die dem Helden wie dem Sange
Ein antheilvolles Lächeln freundlich schenkt,
Wohl auch, wie er, gekämpft im Zeitendrange,
Bei seinen Streichen Eurer Streiche denkt,
Folgt meinem Robinson von heut'gem Schlage,
Vielleicht mag er von allerletzten Höhn
Mit Euch, umglüht von einem andern Tage,
Ein neu Jerusalem erglänzen sehn,
Wo alle Kämpfer finden ihre Kronen,
Und alle Kinder eines Vaters wohnen!!" —

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Kein Gebirgsland der Welt entfaltet, bei aller Erhabenheit und Majestät, einen größeren Naturreiz und glänzendere Mannigfaltigkeit der Vegetation, der Gebirgsformen und Landschaftsbilder, wie das gesegnete Schlesien mit seiner fast siebenhundertjährigen Geschichte, seinen Sagen und Legenden. Lachende Fluren und stille Wälder, schroffe, sechstausend Fuß ragende Berggipfel mit ewigem Schnee, finstere Schlünde, rauschende Wasser sind sein Habe und ein Völkchen, naiv und fröhlich, das Gott der Herr noch lange erhalten möge.

Aus den verfallenen Ruinen ringsum lugt die Romantik traumhaft melancholisch, oft blutig, oft minnezart, und das Gnomengekicher aus Spalt und

Rissen tönt oft dem einsamen Wanderer in seltsamem Schrillen entgegen, als wenn es unsre moderne Zeit mit ihrer langweilig verständigen Kälte bekritteln wollte. Der Geist des boshaften Herrn der Berge, des alten Rübenzählers, umweht uns an allen Orten, scheint er doch noch immer durch sein früher Revier zu trollen, in wilder, nordisch-heidnischer Gigantenkraft voll schreckhaften Scherzes über die Höhen, durch die Schlünde zu fahren, und webt den alten Zauber wie sonst so heute um diese Riesenberge, dessen kein Besucher sich ganz entschlagen kann.

Schlesien scheint nur wegen seiner Berge da zu sein, welche zahllose Wasser und einen Reichthum an Erzen, eine Fruchtbarkeit spenden, wie, Thüringen etwa ausgenommen, kein Land von ähnlich kleinen Ausdehnungen sich rühmen kann.

Von Nordwesten nach Südost sich streckend, kann man es mit einem Eichenblatte, den äußeren Formen nach, vergleichen, dessen Mittelrippe die Oder, dessen südliche, vielfach gezackte Grenze die Sudeten bilden, von denen aus in ziemlich kurzem Abfall sich das Land zum Flusse senkt, während seine kleinere, nördliche Seite, an die Provinz Posen und Polen gelehnt, den flachen, unfruchtbaren Haidecharakter des slavischen Nordens zu zeigen beginnt. Welch ungeheueren Werth Schlesien in Friedrich II.

Augen hatte, beweist das siebenjährige blutige Ringen mit Habsburg um diesen Erisapfel, der endlich Preußen zufiel.

Die Sudeten sind das älteste Gebirge des nördlichen Deutschlands und sein vulkanischer Ursprung in den höchsten Theilen besonders unverkennbar. Von Görlitz in leisen Schwellungen beginnend, strebt es ohnweit Böhmisch-Friedland im Iserkamme schon mächtig empor, thürmt sich, wie eine Cyklopenwand, im Riesengebirge bis zur Schneekoppe, nimmt als Seitenzweig den Hochwald auf, setzt sich im Raben- und Eulengebirge zum Heuscheuerkamm fort, bildet bei Glatz einen großen Kessel, das Glatzer Schneegebirge, und verläuft im Altvater und in den vielzackigen Karpathen, die größten Theils noch wenig bekannt sind.

Die selige Stille, der Friede, die Abgeschlossenheit, in welcher dieses Netz verzweigter Kuppen, Kämme und Höhen ruht, spricht sich aber nirgend mehr aus, als in der Grafschaft Glatz, dem letzten südöstlichen, heute noch am wenigsten besuchten Theile des ganzen Gebirges.

Hier ist der erste Schauplatz unserer Geschichte. —

Zwischen Glatz und Reinerz nämlich, anderthalb Stunden von der Straße, welche nach der

Grenzstadt Lewin führt, eine schwache halbe Meile vom west-südlich liegenden Kamm des Schneegebirges, dessen Zinne die hohe Mense, die Seefelder und Grenzkoppe bilden, liegt, vom Nesselsbach, theilweise von der großen und kleinen Glatzer Weistritz durchflossen, die Herrschaft Alt- und Neu-Biebersdorf mitten in grünschwellenden, saatenreichen, dicht umwaldeten Bergen und Hügeln, den Vorläufern des Hochgebirges.

Das Oertchen ist evangelisch, trotz der vielen Wallfahrtskapellen und katholischen Gemeinden ringsum. Daran ist aber besonders der Gutsherr die Veranlassung, welcher dort oben auf dem Bieberhofe sitzt, einem alten, weitläufigen Gebäude, dessen Grundmauern und theilweisen Seitenwände die Rudera eines Raubnests sind, welches später zu edleren Zwecken moderner ausgebaut wurde.

Dettlef von Bebran, aus einem Seitenzweig jenes noch weit verbreiteten schlesischen Adelsgeschlechtes der Hochberge und Reisewitze, war, als letzter Sprosse seiner verarmten Familie, früh genug in preußischen Kriegsdienst getreten, hatte somit die Schlachten des großen Friedrich geschlagen, und kam in seinem Gefolge als Sieger in das Land seiner Kindheit zurück, das ihm nur noch matt in der Erinnerung lebte.

Das Kriegsglück hatte ihm einiges Vermögen in die Hände gespielt und Schlesien gefiel ihm so wohl, daß er beschloß, sich im Gebirge anzukaufen, seine Familie neu zu begründen und unter blühenden Kindern im Lande seiner Jugend zu sterben.

Dettlef nahm Biebersdorf in Besitz, nachdem er es mit klingendem preußischen Gelde bezahlt hatte. Der frühere Besitzer, ein Edler von Senftenau, fanatischer Habsburger und ehemaliger Jesuitenschüler zu Olmütz, ließ Alles stehen und liegen und retirirte vor den siegreichen preußischen Fahnen. Dies war der Grund, weshalb der Kaufschilling für Dettlef sehr niedrig ausfiel, besonders da die Gutshörigen ihren früheren Herrn nicht leiden mochten. Einige von Bebrans alten Kameraden riethen ihm zwar, dem Oesterreicher gar nichts zu zahlen, aber Dettlef war zu stolz, zu ehrenhaft und gab das Bedungene, „damit der Lump nicht denkt, wir Preußen leben vom Stehlen!" —

Bebran richtete sich nun gemüthlich, wie ein alter Junggesell, ein und hatte mit der Verbesserung seines neuen, in jeder Beziehung reizenden Besitzthumes die ersten Jahre vollauf zu thun. Was ihm den Ort lieb machte, war nicht allein seine herrliche Lage, sein reicher Ertrag, sondern auch, daß Biebersdorf mit seinem Familiennamen Aehnlichkeit

hatte. Klang doch Bebran auf Biebersdorf gar nicht übel! — Die größte Freude machte ihm aber, daß seine Gutshörigen schon theilweise evangelisch und glühende Anhänger Friedrichs waren. Sein erstes Geschäft bestand darin, ihnen einen unbenutzten Seitenflügel des Schlosses durch Umbau zur Kirche einzurichten und einen evangelischen Seelsorger zu bestellen, für den er unten im Dorfe ein reizendes Pfarrhaus errichtet hatte, dessen Gehöft und Garten an den Kirchhof stießen. So sah er sich denn, trotz seines etwas ernsten, soldatischen Wesens, von seinen ländlichen Unterthanen überaus geliebt.

Als seine reformatorischen Bestrebungen erreicht waren und Alles einen stillen, einfacheren Gang nahm, ward endlich dem Herrn von Bebran das Leben doch gar zu einförmig, namentlich, wenn er so mutterseelen allein in seiner weiten öden Stube mit dem finsteren, gewaltigen Kamine saß. Weder die Gesellschaft des Pfarrers und seiner Frau, noch die Jagd mochte ihm munden, zumal die anderen Zweige seiner Familie sich nicht um ihn kümmerten und seine katholischen Nachbarn ringsum ihn keineswegs mit freundlichen Augen betrachteten. So oft er nun die Kinder seiner Bauern sah, ward dem guten Dettlef das Auge feucht und gar weh wurde ihm um's Herz

bei dem Gedanken, daß er so ohne Nachkommen sterben sollte.

Eines Tages, als er's gar nicht mehr aushalten mochte, ließ er plötzlich seine Sachen packen, gab dem Pfarrer wie Verwalter Instructionen und fuhr in's Blaue. Er reiste in einem Strich bis Berlin, besuchte seine alten Kameraden und bald wurde es bekannt, daß Dettlef von Bebran auf die Freie gehe. Zum Glück traf er auf die Wittwe eines seiner Waffengefährten, der bei Hochkirch gefallen war, und sein junges Weib allein und arm in der Welt zurückgelassen.

Dorothea von Reesow nahm Herrn Bebrans Antrag an. In acht Wochen kam er auf den Bieberhof zurück, ließ alle seine Leute zusammenkommen, und stellte mit einem: „Da habt Ihr nun endlich eine Gnädige!" seine Gemahlin vor.

Von da ab schien sich das Leben Bebrans nur rosig zu gestalten.

Seine Gattin, ein liebenswürdiges, für damalige Zeit höchst gebildetes, im französischen Ton erzogenes Weibchen, beschenkte ihn bald genug mit einer Tochter, deren einziger Fehler war, wie er sagte, daß sie „kein Junge" geworden. Indeß hatte er doch eine gar selige Freude an dem kleinen blonden, lachenden

Kinde, das nach seiner Mutter Dorothea getauft wurde.

Leider mußte Bebran die beklagenswerthe Bemerkung machen, daß fast von der Geburtsstunde desselben an seine gute Frau kränkelte und eine chronische Krankheit langsam und unabweisbar zum Ausbruch bei ihr kam. Statt der Aussicht, seine Familie um den sehnlichst gewünschten Stammhalter vergrößert zu sehen, mußte er nach einigen Jahren seine Gattin auf den stillen Friedhof betten, wo sie noch heute mitten unter der hingegangenen Gemeinde ruht.

Sein tiefer Gram um dies kurze Liebesglück ward nur durch seine Tochter, die blonde zweijährige Dorothea gemildert, deren Erziehung, Pflege und Gesellschaft er der alten Babette, der Kinderfrau, und den Pastorsleuten überlassen mußte, welche sich keiner Nachkommen zu erfreuen hatten.

Außer seinem Töchterchen und vielfachen Gutsangelegenheiten hatte in letzteren Jahren der Herr von Bebran aber noch einen Zeitvertreib erhalten, welcher ihm leider viel ärgerliche Stunden bereitete. Das war der Stand der öffentlichen Angelegenheiten.

Friedrich der Einzige war längst nicht mehr, seine Stelle hatte kurze Zeit Friedrich Wilhelm II. eingenommen, ein Fürst, zu dessen Herrscheranlagen

und Eigenschaften Bebran von jeher wenig Zutrauen gefühlt. Die letzte Abendröthe des Jahrhunderts warf eine düstere Lohe auf das Chaos einer zerbrechenden Weltordnung. Die Philosophie der Encyklopädisten hatte, wie ein anderer Prometheus die Pandora, jenes lockende Kunstwerk voll Scheinlebens, die Revolution erschaffen, welche aus ihrer unheilschwangeren Büchse die Furien aller Leidenschaften, alles Irrthums, aller Schmerzen und alles grenzenlosen Elends auf das stagnirende Frankreich losließ.

Toga und phrygische Mütze wurden zu einer Zeit in Scene gesetzt, die kaum aus der Asche feudaler Romantik erstanden war, und in dem Wahlspruche: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" vermischten sich heidnische und christliche Begriffe zu einem neuen, bunten Evangelium, das durch die tolle Welt zog, um die alten Formen zu zerbrechen, der Vernichtung anheim zu geben, was bisher den Völkern als heilig gegolten! Damals waren die Brutusse und Gracchen wohlfeil auf den Boulevards und mancher schritt trotzig mit eherner Römermiene einher, dem sonst jede Ahnung der antiken Weltordnung abging. Das Haupt des unglücklichen Königspaares, die Girondisten, Marat, Danton waren gefallen, die Jacobiner kehrten mit furchtbarer Consequenz den Scorpionen-

stachel gegen sich selber, und auch Orleans-Egalitée, auch Robespierre fanden unter der Guillotine ihr Ziel, während die Heere der Deutschen von den wilden Legionen der Sansculotten geschlagen wurden. Es war eine wirre, rasende Hetzjagd der furchtbarsten Begebenheiten, welche je die Erde erlebt.

Bei den ernst-religiösen und in Soldatenweise höchst strengen Begriffen, die Bebran von der monarchischen Form, von Staat und Gesellschaft hatte, kann man sich leicht denken, welche Quelle des Aergers, der Wuth und sittlichen Entrüstung in seinem schlichten Herzen durch diesen Weltbrand entsprang und sich bei jeder neuen Zeitung, die von Glatz kam, in wilden Eruptionen Luft machte.

Daß die Vorgänge in Frankreich ihren nothwendigen Grund, ihre logische Veranlassung in der vorangegangenen Entartung des Königsthums, der Sittenlosigkeit wie Schwäche und dem Druck der drei letzten Ludwige hatte, fiel ihm nicht ein zu erwägen. Seiner Idee nach hatte ein Volk nichts zu thun, als zu arbeiten, zu schweigen und zu gehorchen. Es gab für ihn gar keinen denkbaren Beweggrund, sich gegen seinen legitimen Herrscher aufzulehnen. Er hatte davon am wenigsten eine Vorstellung, daß dieselben Ideen, welche seinen Heldenkönig vormals entflammten, auch der alten Zeit die Axt an die Wurzel legten.

Bei der Enthauptung Ludwigs und Antoinettens, bei den Unfällen der deutschen Hülfsvölker war's nahe daran, daß Bebran vor Grimm selbst wieder in den Krieg gegen Frankreich gezogen wäre, hätten ihn nur nicht sein Alter, seine Wunden, besonders aber die heiligen Pflichten gegen sein Kind und ländliche Unterthanen abgehalten.

Von diesen moralischen Schmerzen ihres Herrn hatten Letztere keinen Begriff. Die Sorge der guten Biebersdorfer war so individueller Natur, ihr Gesichtskreis so auf die heimischen Berge beschränkt, daß sie, selbst wenn ihnen etwas von den fremden Welthändeln bekannt geworden wäre, für selbige wahrscheinlich eben so wenig Verständniß wie Geschmack gezeigt hätten.

Eine große, hämische Freude empfand Bebran daher, als der Moderantismus endlich den Egalitairs den Genickfang gab, und sich Frankreich unter dem Reiterstiefel des kleinen Corsen beugte. Wenig fehlte in der ersten Zeit, daß Bebran diesen Weltbezwinger nicht angebetet hätte.

Seine Hoffnungen auf Napoleon waren aber jenen Träumereien sehr entgegengesetzt, welchen das bereits schon demagogisirte Deutschland über den Consul nachhing. Während Letzteres in ihm den Weltbefreier erblickte, seine Siege jubelnd begrüßte,

sah Bebran in Napoleon nur den kühnen Feldherrn, der seine Hand voll Selbstsucht nach dem herrenlosen Ruder eines halbgescheiterten Staatsschiffs streckte. Bonaparte war unfehlbar ein großer General, ein kolossales Genie, aber ein noch größerer Schauspieler. Er verstand Alexanderschlachten zu schlagen, aber zugleich auch den Besiegten glauben zu machen, er sei ihr Befreier, er überwinde sie zu ihrem eigenen Besten. Um die gefährliche Jugend, die letzte demokratische Volkswallung Frankreichs zu zügeln, beschäftigte er die Nation mit ehrgeizigen Kriegszügen, schmeichelte ihr mit dem hohlen Phantom der Gloire, damit sie den eisernen Druck seiner Säbelherrschaft weniger empfinden sollte.

Freunde und Feinde schwärmten damals für den ersten Consul, jauchzten ihm Hosianna, und die Exaltirten bereiteten sogar in heimlichen Kotterien seinen Empfang vor und das Programm des Universalreiches.

Bebrans anfängliche Bewunderung für Napoleon, ohnedies schon sehr entgegengesetzter Art, verwandelte sich bald genug in bittersten Haß, als die französischen Legionen siegreich über Deutschland hereinbrachen, die unglückliche Schlacht bei Austerlitz 1805 und der Friede von Preßburg, die Auflösung

Deutschlands und den Rheinbund endlich zur Folge hatten.

Preußen, seit 1797 von dem ehrenstrengen Friedrich Wilhelm III. regiert, stand nun ganz allein, dem Grimme des neuen Imperators anheim gegeben, der in ihm mit Recht seinen gefährlichsten Feind sah. Die Schmach des deutschen Vaterlandes, das unaufhaltsam immer näherrückende Unglück des Kriegs zerriß Bebrans altpreußisches Herz, machte ihn immer mürrischer, abgeschlossener und finsterer. Kaum daß der Anblick seiner Tochter auf Augenblicke die Wolken seiner Stirn zerstreuen konnte. Tage lang streifte er nun durch Felder und Holzungen umher, Ruhe zu finden vor'm Gram und dem Gefühl der eigenen Ohnmacht, während der übermüthige Appollion, wie man den Corsen nannte, Könige ein- und absetzte, Republiken schuf und zertrümmerte und die gefesselten Völker bis auf's Blut aussog. — —

Eines Nachmittags im Herbst 1806 trat Herr Bebran wiederum seinen gewohnten, melancholischen Spaziergang an. Eh' er seinen dreistützigen, betreßten Hut, den er nach alter Sitte beibehalten, und den Krückstock nahm, entließ er die neunjährige Dorothea mit einem Kuß, ermahnte sie in der Unterrichtsstunde bei der Pastorin fleißig zu sein und schritt über den Hof nach der Scheune, wo der Verwalter mit den

Leuten beschäftigt war. Nach einigen kurzen Anweisungen und Fragen, ebenso mechanisch gethan, als beantwortet, eilte er durch den Garten weiter, erstieg die nächste Höhe, den Biebersberg, von welchem er auf sein herrlich Besitzthum und weit hinein in's westlich liegende Gebirge, nördlich nach Reinertz und Lewin, östlich nach Alt-Haide schauen konnte, während rechts die Festung Glatz und südlich Habelschwert den Horizont begrenzten.

Ohne das prächtige Panorama eines Blicks zu würdigen, trat er in die nahe Waldung, die, ebenfalls sein eigen, sich weit hin nach dem Hochgebirge streckte, und hin und wieder von grasreichen Triften mit rieselnden Quellen durchschnitten ward. Seinen kummervollen Gedanken überlassen, irrte er planlos durch's Gehölz, hörte nicht das Zwitschern der Vögel, ward kaum gestört durch ein fliehendes Eichhörnchen, das hin und wieder durch die Sträucher huschte, oder die Tannen empor mit Blitzesschnelle klomm, sich in den dunklen Wipfeln zu verstecken. Wohl hatte Bebran mehr Grund als je, am Geschick des Vaterlandes zu verzweifeln, seiner Phantasie die grauenvollsten Bilder heraufzubeschwören, denn Frankreich hatte den Krieg gegen das vereinzelte Preußen begonnen, die ruhmreichen Adler des einzigen Friedrichs waren bei Jena und Auerstädt in den

Staub gesunken und die heutige Zeitung hatte die Nachricht gebracht, daß die mächtigsten Festungen des Landes übergeben worden und Napoleon allem Vermuthen nach im Anmarsch gegen Berlin begriffen sei. Diese Hiobspost hatte das Land selbst bis in diesen entlegensten Winkel erschreckt und neben der gegenwärtigen Angst senkten sich auf alle Gemüther die größten Befürchtungen für die Zukunft. Prophezeiungen, eine gräulicher als die andere, gingen von Mund zu Mund und scheu blickten die Biebersdorfer auf ihren Herrn, dessen nächtig Antlitz sie sich nun wohl enträthseln konnten.

Hier im tiefen, einsamen Wald mit seinem Gott und sich allein, stand der alte Herr von Bebran still, zog seinen Dreistutz vom Haupt, hob den Blick empor in's wolkenlose Blau, und, ungesehen von den Menschen, rollten seine Thränen, ergossen sich seine endlosen Klagen gegen die Zeit, das Geschick und seine eigene Ohnmacht. —

„„Was soll aus uns werden, mein Gott, mein Gott! — Ist das die Frucht von siebenjährigem Ringen, daß wir fränkisch werden? Soll Friedrichs Reich, erbaut mit unsrem Schwert, erkauft mit dem Blute unsrer edelsten Männer, unter den Klauen des Erzfeindes der gesammten Welt zersplittern, unser Habe seinen raubgierigen Horden, unsre Weiber und

Töchter den Lüsten seines frivolen Gesindels zum Opfer werden? Hat der Himmel denn die arme Welt wirklich ganz verlassen?! — Unser guter König ist machtlos, alle Quellen sind erschöpft, seine Alliirten wurden ihm treulos, um dem neuen Moloch anzuhängen; ich sehe keine Rettung, keine für uns! O, wenn ich jung wäre und allein stände, ich nähme den Pallasch wieder, stieg auf den Gaul und schlüg' so lange drauf los, als ich noch ein Glied rühren könnte. Das wäre ein besserer Tod, als hier zu sitzen im Gram! — Wenn ich sterbe, und lange dauert's nicht mehr, wenn's so fortgeht, dann steht mein armes Kind allein, unbeschirmt, unbeschützt, dem Zufall anheim gegeben, das Opfer irgend eines schäbigen Patrons, der ihr Erbe durchbringt, oder sie wird von der Kriegsfurie aus dem Ihren vertrieben, eine irrende Bettlerin! Hätt' ich wenigstens einen Sohn noch, der die Schwester schützte, den ich dem Vaterlande bieten könnte zum Kampf gegen den Vernichter! — Eh, ich werde noch rasend, noch toll werde ich!!"" —

Die Einsamkeit schien seine wilden Gedanken, sein Weh noch zu vermehren, er bekam fast Angst vor sich selber und seinen wüsten Gedanken. Eine unendliche Sehnsucht nach seiner Tochter erfaßte ihn. Fühlte er doch, daß sie seine einzige Beruhigung und Lebens-

freude war. Er wendete sich rasch und eilte zurück. — Da er aber vorher ziemlich planlos und unachtsam seinen Weg gewählt, hatte er im dichten Holze die Richtung verloren, überdies sah er die Sonne schon sinken. So lief er fast eine Stunde die Kreuz und Quer, seine Unruhe wuchs mit jedem Schritte und ließ ihn die sonst wohlbekannten Zeichen des Pfades übersehen, so daß er kaum noch wußte, ob er auf fremdem oder eigenem Gebiete sei. Es begann Abend zu werden, lange, bläulich düstre Schatten senkten sich in's Laub und durchwoben es mit gespenstischem Zwielicht, als er, hastig und schweißbedeckt, endlich eine Stelle fand, wo der Wald eine Lichtung hatte.

Als er näher kam, hörte er durch den stillen Wald eine Stimme schallen, hell, laut, mit einem rührenden Kinderton, der ihn unwillkürlich stutzen machte.

Er hielt an, und kam vorsichtig näher.

Eine Waldwiese, vom Abendroth durchglüht, bot sich seinen Blicken. Er kannte sie wohl, sie gehörte ihm. Auf ihr, rings zerstreut, weideten seine Schafe, deren Glocken leise, zauberhaft fast, durch die Abendlüfte tönten und auf einem Stein, nicht allzuweit von seinem Standort, saß der Schäferjunge und hielt seine Hände ausgestreckt empor, als wenn er predige.

Auf dem klugen Antlitz des Burschen leuchtete

eine helle Entzückung und Begeisterung, indeß seine Rede wie eine Rhapsodie ihm von den Lippen floß. —

Seltsam erstaunt und zugleich ergriffen trat Bebran in's Holz zurück und schlich sich näher an den Sprecher, um ihn zu belauschen. —

„Und wenn ihr auch arm seid und zaghaft und euch nicht vertheidigen könnt vor dem Wolfe, will ich euch leiten und führen und beschützen vor ihm, so lange ich lebe. Und bin ich auch selbst jung und schwach, arm und verlassen, wie ihr, so sind wir doch Geschöpfe eines Vaters im Himmel, der uns nicht verlassen wird und anheim geben dem Dränger, denn wer ihn anruft in der Noth, den wird er erretten! — Amen!" —

„Amen!" scholl es hinter ihm.

Der Bube wandte sich entsetzt um, und sprang vom Sitze.

Der alte Herr von Bebran stand aber da, sprachlos, gerührt und mit feuchtem Auge.

„Sag' mir um Gottes Willen, Junge, wo hast Du das her?" —

„Ach, gnädiger Herr, nehmen Sie es nur nicht ungütig! Ich habe unsern Herrn Pfarrer so vielmal predigen gehört, und da hab' ich es mir angenommen. Wenn ich so allein bin mit den Schafen und Alles ist still, wird mir zu Muth, wie in der Kirche, und ich

fang' an zu reden und komm' so hinein, ich weiß nicht wie. Ich habe nicht gedacht, daß es der liebe Gott übelnehmen kann." —

„Nein, mein Sohn, das sieht er gern und ich auch, Du brauchst Dich nicht deswegen zu fürchten. — Seit wann hütest Du meine Schafe?" —

„Seitdem mein Vater todt ist, gnädiger Herr. Der alte Trautmann war's, Ew. Gnaden kennen ihn wohl. — Weil ich nun eine Waise bin und noch weiter nichts kann, hat mich der Herr Verwalter angenommen." —

„Ja, ja, den alten Trautmann kenn' ich. 'S war eine brave Seele. Freut mich, daß er einen so frommen Sohn hat." — „Sag' mal, Du möchtest wohl ordentlich auch ein Pfarrer werden, da Du so gerne predigst." —

Der Knabe schwieg still, wurde blutroth und sah auf die Erde. —

„Willst Du denn was Rechtes lernen?"

„Wenn ich nur könnte, gnädiger Herr, ich möchte schon!" —

„Aber ein Pfarrer zu werden, Junge, ist nicht so leicht, da muß man verdammt viel lernen!" —

„Ach, ich würde mir rechte Mühe geben!" —

„Kannst Du denn schreiben und lesen!" —

„Etwas Weniges wohl, — aber" —

„So? Sieh' mal an! — Ah ja, der alte Schäfer, Dein Vater, war ein geschickter Mann und wußte mehr als sonst ein Bauer. Komm' Sonntag nach der Kirche zu mir, hörst Du? Ich will sehen, was mit Dir zu machen ist.“ —

Der Bube ergriff mit sonderbarer Bewegung die Hand seines Herrn und küßte sie, Bebran faßte ihm an's Kinn und sah ihm fest in's Gesicht, indeß der Junge verschämt die Blicke senkte. —

„Predige Deinen Schafen nur weiter!“

Damit nickte der Gnädige und verfolgte seinen Weg, der ihm nun nicht mehr unbekannt war.

Gottlieb, des Schäfers Trautmann Sohn, starrte indeß noch eine ganze Weile seinem Gebieter nach und überlegte, was eigentlich geschehen war.

„Nein, böse war er nicht, er hat mich ja d'rum gelobt, also muß es nichts Unrechtes sein. — Ja, ja, Pastor werden, ist gewiß recht schwer, das glaub' ich schon! — Was der Herr nur mit mir vorhat, daß ich hinkommen soll auf's Schloß? So eine Ehre ist ja meinem Vater nicht einmal begegnet! Vielleicht hat er ein Erbarmen, daß ich eine Waise bin und will mich zu seinem ordentlichen Schäfer machen. Ach, ich wünschte, es wäre erst Sonntag gewesen!“ —

Er rüttelte sich endlich aus den Gedanken empor, kehrte rasch zu seiner nächsten Pflicht zurück, die

Schafe zu sammeln und heimzutreiben, denn die Sonne begann hinter den Gipfeln der hohen Mense zu versinken und die Nebel hoben sich schneeweiß aus den Gründen. —

Während Herr von Bebran indeß heimwärts schritt, wälzten sich gar eigene, wunderbare Gedanken in seinem Kopfe. Des Knaben Sermon hatte auf sein krankes Herz eine ungeheure Gewalt ausgeübt, und wie ein Gottesspruch, wie ein wunderbarer Engelstrost klang es in ihm wieder: daß das gütige Geschick die Heerde, das Land, von dem reißenden Wolfe erlösen werde, der unersättlich die deutsche Erde verwüstete. —

„O, das ist ein capitaler Junge! — Mit welcher Begeisterung er sprach, und die Worte rannen ihm nur so vom Munde. Das könnte wahrhaftig ein rechter Pfarrer werden! — Ich will versuchen, wie er sich anstellt. — Hab' ihn oft genug gesehen, wenn er die Heerde austrieb, und ihn nie für etwas Besseres gehalten, als die Anderen. Was doch in der Armuth manchmal steckt! — Und wie mich der Bursche getröstet hat! — Sollte unser Herrgott mir durch den Mund dieses armen Jungen anzeigen, daß er unser Land und Volk nicht will im Elend sitzen lassen? — Ich glaub's schon! Ich glaub's gewiß, es wäre auch sonst zu schrecklich! — Habe mir immer einen Sohn

gewünscht, dem ich meinen Namen vererben könnte, und ihn in den Kampf schicken, wenn's Noth thät', der Himmel hat's aber nicht fügen wollen! — Der Derflinger ist auch nur 'n armer Kerl gewesen und hat's zum Generalissimus gebracht, es kommt auf den inwendigen Menschen, nicht auf den Namen an! — Ha, wenn der Junge so recht einschlüge! — Es ist wirklich ein ganz stattlicher Bursche, kann ein wackrer Mann werden und unsere Zeit, weiß Gott, braucht Männer!" —

Also, freundlich lächelnd, vor sich hinbrummend und gestikulirend, gelangte der Herr von Bebran bald zum Bieberhofe zurück, wo das Abendessen schon seiner harrte.

Seine vorher so schwarzen Gedanken hatten solch' erfreuliche Wendung genommen, ihm eine so ruhige Zuversicht gegeben, daß der Verwalter wie das Gesinde höchlich erstaunt waren. Er scherzte und lachte mit den Leuten, tröstete sie über das Mißgeschick des Landes und meinte, es könne doch einmal noch besser werden. Statt zu weinen und zu schreien solle man lieber seine Kinder in der Liebe zum Fürsten und der Verachtung des Feindes großziehen, damit sie künftig dem Lande nutzen könnten. — Auf der Flur empfing ihn sein blondes Mädchen, das er brünstiger als je umarmte und mit ihm so schäkerte, daß die Kleine

ganz außer sich vor seligem Vergnügen war, hatte er doch in der letzten Zeit sich wenig genug mit dem Kinde beschäftigt. Ungern nur riß sie sich von ihm los, um von der alten Babette zur Ruhe gebracht zu werden, was endlich durch des Vaters Versprechen, morgen wieder mit ihr zu tändeln, ermöglicht wurde. —

Nun hüllte sich Herr von Bebran in den alten Schlafrock, setzte sich zu Tisch und aß mit besserem Appetit als sonst. Nach beendigter Mahlzeit ließ er den Pfarrer zu sich bitten, bestellte Wein und stopfte seine Pfeife.

Der Pfarrer erschien pflichtmäßigst und folgte erstaunt der Einladung zu einem Glase Wein, denn Herr von Bebran war gewöhnlich karg mit seinen Gunstbezeugungen.

Nach einigen einleitenden Dampfsalven und einem herzhaften Schluck, lehnte sich Bebran in den Lehnstuhl zurück und warf auf den erwartungsvollen Zuhörer lächelnd einen Blick, als ob er das Feld vor der Attaque recognosciren wolle. —

„Lieber Pastor, kennen Sie Trautmann's Gottlieb, den Schäferjungen?" —

„Ja, gnädiger Herr," antwortete der Pfarrer verwundert, „der Alte war ein ehrenwerther Mann, fromm und rechtschaffen, und ich glaube, der Sohn ist es auch!" —

„Ganz recht, den Jungen eben mein' ich! Ich finde Gefallen an ihm und denke, es wäre wohl etwas mit ihm anzufangen. Da nun der Himmel Ihnen, Pastor, keine Kinder gegeben, möcht' ich, Sie thäten da was Uebriges und probirten, ob aus dem Gottlieb vielleicht was Besseres als ein Bauer zu machen ist. Sonntag nach der Kirche hab' ich ihn herbestellt, damit wir sehen, wo ihm zuerst nachzuhelfen ist. Ich will nämlich, daß Sie ihn in Kost nehmen und ihm Unterricht in allen nützlichen Wissenschaften geben. Wenn er Fortschritte macht und sich gut hält, könnte ich ihn später einmal wohl auf die Hochschule in Breslau thun." —

„Wenn Ew. Gnaden den Trautmann so in Affection genommen haben, bedarf es kaum, daß ich meine Bereitwilligkeit versichere, dem jungen Menschen in Allem zu dienen, was zu einer gelehrten Bildung taugt. — Ich bitte Ew. Gnaden aber nur zu bedenken, daß es sehr fraglich ist, ob dem Burschen, falls er auch dazu Anlagen hat, mit dergleichen Kenntnissen gedient ist, die ihm zwar wohl zu einer höheren Stellung in der Welt verhelfen können, indeß auch einen Nagel in den Kopf setzen werden und ihn doch am Ende nicht glücklicher machen, wie er als Schäfer ist. Auch können Ew. Gnaden den Jungen ganz unmöglich neben dem gnädigen Fräulein zu mir

in den Unterricht geben, das wäre außer allem Decorum und —"

„Was das Decorum anbetrifft, so laß Er das meine Sache sein. Wir haben auch ein Weniges in der Welt gelebt. Der Junge kann allein bei dem Pfarrer Unterricht nehmen, denn das Latein und Griechisch ist ohnedies keine Lection für meine Tochter. Auch kann Er und seine Frau von morgen an Dorotheen hier, statt bei sich, Stunde ertheilen, ich werde die Mühe, die Er hat, extra honoriren. Was aber das Andere anlangt, Pastor, laß Er sich sagen, daß, wenn nur Einer den guten Willen hat zum Lernen, er immerhin seinen Platz findet in der Welt. Ich hatte in meiner Jugend auch nichts als einen vornehmen Namen, und doch bin ich der Herr von Bebran geworden, der euch Alle ernähren kann! Wenn ich den Jungen was Anderes werden lasse, als einen Schäfer, so sorge ich auch, daß er künftig weiß, wo er bleibt!" —

Der letzte Theil der Rede des Gutsherrn hatte keinen sehr freundlichen Klang mehr. Bebran pflegte das Er allemal anzuwenden, sobald er sehr gereizt war, und es bewies jetzt dem erschreckten Pfarrer zur Genüge, daß der Gutsherr seine Beschlüsse wegen Trautmann bereits gefaßt habe und weder Einreden noch Rathschläge dulden werde.

„Da Ew. Gnaden so große Dinge mit dem Knaben vorhaben, werde ich gewiß Alles thun, Dero Wünschen nachzukommen."

„Das ist mir lieb. Sonntag mehr davon!" —

Bebran machte eine Handbewegung und der Pfarrer verließ unter devoten Verbeugungen den Patron, um in einem tête à tête mit seiner Frau über dies unerhörte Ereigniß seine eigenen Betrachtungen anzustellen.

Der Gutsherr schaute ihm lange nach, stieß ein paar heftige Dampfwolken aus der Pfeife, und ging hastig auf und nieder.

„Oho! Wie genügt doch oft ein Augenblick, um den Leuten in's Herz zu sehn!"

Er trank sein Glas aus, und schellte dem Reitknecht.

„Nimm die Pfeife, Rösler, und zieh' mir die Stiefel aus." —

„Zu befehlen, Ew. Gnaden." —

„Rösler, Du bist an die vierzig Jahre um mich, wir haben zusammen im Felde gestanden und wissen ein Lied von Mangel und Sorge zu singen!" —

„Das will ich meinen, Ew. Gnaden."

„Mein erster Wahlspruch war: stets Ordre pariren, meine Leute sind dabei immer gut gefahren!" —

„O gewiß, Ew. Gnaden."

„Trautmanns Gottlieb, der Schäferjunge, gefällt mir. Der Pfarrer soll ihn in Unterricht und

Kost nehmen, ich will, er soll was lernen. Du magst zusehen, was er und die Leute dazu für Gesichter machen. Du verstehst mich, Rösler!"

„Na wohl, gnädiger Herr. Werde Alles ad notam nehmen! — Geruhsame Nacht, Ew. Gnaden!" —

Damit zog Rösler die Bettgardine zu und ließ den Herrn von Bebran mit seinen Träumen allein.

Im Pastorhause war der nächtliche Friede noch keineswegs eingetreten, da machte das Pfarrerpaar seinem gepreßten Herzen nach Kräften Luft, und besonders die Frau des Gottesgelahrten lieferte eine überschwängliche Probe von Rhetorik, die mit der Nächstenliebe nichts gemein hatte und dem ahnungslosen Haupte des armen Schäferjungen galt, der sich nicht träumen ließ, welche Revolution er im gutsherrlichen Hofstaat anzurichten im Begriff stand.

„Unser Nachfolger soll wohl gar der Schlingel werden?" eiferte die Pastorin. „Das ist gewiß der Dank für die jahrelange Mühe, des Gnädigen Kind standesgemäß zu erziehen. Ich glaube immer, er ist toll genug, den Jungen wirklich studiren zu lassen!"

„Wohl möglich!"

„Ja, ja! Wohl möglich! Es ist unmöglich, wenn Du nicht Deine Hände dazu bietest. O, es ist himmlisch, seinen Amtsnachfolger erziehen zu müssen, da-

mit man uns bald auf halbe Kost setzt, wenn wir der Herrschaft nicht mehr jung genug sind!"

„Aber was will ich machen, Frau? Der Herr befiehlt, daß ich ihn unterrichten und in Pension nehmen soll, also muß ich's, und wenn der Junge eben gut lernt, dann lernt er einmal etwas, dagegen kann ich doch auch nichts thun!" —

„So, und Du willst ihn Alles das lehren, was Du weißt? Hast Du nicht Kopf genug, es so zu machen, daß er die Geschichte bald überdrüssig kriegt und lieber gar wegläuft?" —

„Das ist gegen mein Gewissen, das kann ich nicht! Mich ärgert's gewiß, daß ich den Hofmeister eines Schäferjungen spielen muß, als wär' er ein Prinz, aber was Du vorhast, ist eine Niederträchtigkeit! Das geht nimmermehr!" —

„Ich sage Dir aber, ich —"

„Aber ich sage Dir, ich thu' das nicht! Damit ist's gut! Ueberdies weißt Du gar nicht 'mal, ob der Junge so viel Ingenium hat. Dann lernt er ja ohnedies nichts! Daß ich ihn ordentlich coram nehmen werde, darauf kannst Du Dich verlassen!"

„Nu, nu, wenn Du willst, mir kann's ja recht sein! Wirst sehn, was wir davon haben!" —

„Was ich thue, weiß ich! Mit meinem Willen wird er in Biebersdorf nicht Pfarrer. Uebrigens

ist das unnützes Gerede, und baare Narrheit ist's gar, in Zeiten, wie die unsren, so weit vorauszudenken. Das Unbegreifliche bei der ganzen Geschichte ist nur, wie der Alte auf einmal so verschossen in diesen Jungen wurde. All' seine Sorge, der Aerger, den er die ganze Zeit über hatte und der ihn ganz wild machte, ist wie weggeblasen! Er hat sich ja ordentlich verjüngt?!" —

„Eine Schrulle ist's! — Der alte Haudegen ärgert sich, daß er keinen Sohn hat. Weiß Gott, was ihm an dem Bengel so schön vorkommt, und da nimmt er ihn als Spielzeug für die Langeweile. — Wenn der Trautmann pfiffig ist, kann er uns noch Späne machen, daß uns die Augen übergehen!"

Unter dergleichen menschenfreundlichen Reflexionen und mit der gegenseitigen Versicherung, dem neuen Glückskinde nicht gar zu viel Rosen auf den Weg zu streuen, kam das ehrwürdige Paar ziemlich spät zur Ruhe.

Auch der alte Reitknecht, respective Kutscher und Kammerdiener des Herrn von Bebran, Rösler, saß noch spät auf und flog mit seiner corpulenten Ehegattin und seinem fünfzehnjährigen Sohne, Lorenz, eifrige Berathung wegen des ungewöhnlichen Ereignisses dieses Tages.

Seine natürliche Schlauheit sagte ihm in dem-

selben Augenblicke, wo ihm der Herr mit soldatischer Kürze die Eröffnung über Gottlieb machte und in Betreff dessen Befehle gab, daß der Schäferjunge ein ausgemachtes Glückskind, der Auserwählte seines Patrons sei und nun und nimmermehr verderben könne, wenn er es halbwegs gescheidt anstelle. —

Rösler war ein Zögling des Kriegs, ein Kind des tollen Ungefährs, gerecht in allen Sätteln, mit allen Verhauen und Fallgruben des Schicksals bekannt. Er war tausendfach im Leben in die Lage gekommen, zu sehen, was das Glück einer günstigen Minute, eines einzigen Schritts aus einem Menschen machen könne und wie sehr die Kinder dieser Erde von den Verhältnissen gehoben werden. Den Grund von seines Herrn Vorliebe für Trautmann zu untersuchen, fiel ihm nicht ein. Er kannte Bebrans Weise, seine Denkungsart genau genug, um es für eine ausgemachte Sache zu halten, daß Gottlieb sogar einst ganz Biebersdorf in die Tasche stecken könne, wenn es nur einigermaßen gut gehe.

Hierzu ihm zu verhelfen, ward von Stunde an das gewichtigste Geschäft seines Lebens, wobei der selbstische Trieb sehr nahe lag, sich zugleich in den Vordergrund zu bringen, besonders aber seinem Sohne Lorenz eine Zukunft im Herrenhause zu sichern.

Dies stellte er seiner Familie vor und machte es namentlich Lorenz zur Pflicht, demnach sein Benehmen gegen Gottlieb einzurichten.

Der Gegenstand all' dieser Constellationen am Horizont der Biebersdorfer hingegen hatte von seiner plötzlitz erlangten Wichtigkeit keine Ahnung. Von seinem Gutsherrn, einer Person, die ihm nicht viel weniger als der König selber galt, bei einem Beginnen ertappt, das halb Spiel, meistens aber Ausfluß seiner religiösen Gefühle, der Naturstille und des schwermüthigen Bewußtseins seiner Verlassenheit war, hatte ihn, nachdem er den ersten Schreck überwunden, die andächtige Stellung und Rührung seines Herrn, der warme, liebevolle Ton seiner Stimme, die ihm sonst immer rauh und mürrisch erschien, ein mächtiges Zutrauen für denselben eingeflößt, ihn unwillkürlich dahin gebracht, dem Gestrengen kindlich offen zu antworten, wie es ihm um's Herz war. Ach, er wußte selbst nicht mehr was.

Als Gottlieb, nachdem Herr von Bebran sich entfernt, wie aus einem Traume erwachte, erinnerte er sich nur noch des Befehls, Sonntag nach der Kirche auf's Schloß zu kommen und daß er dort zeigen solle, ob er schreiben und lesen könne. Alle Hoffnungen nun, die er an diese außergewöhnliche Prüfung setzen mochte, waren unendlich viel bescheid-

nerer Art, als ein Proletarierkind heutigen Schlages bei ähnlichen Veranlassungen hegen würde. Es konnten in ihm ehrgeizige Pläne um so weniger Raum gewinnen, als die Beängstigung, ob er nicht mit dem Wenigen, was er könne, Schande einlegen würde, alle anderen Gefühle erstickte, denn verlacht zu werden von seinem Herrn, von den Genossen seiner Heimath, war ihm, noch ehe es dazu kam, so peinlich, daß er jetzt recht von Herzen wünschte, er hätte den Schafen nicht gepredigt, oder der Herr hätte es nicht gehört. Mit diesem, für ihn recht nagenden Kummer, trieb er seine Thiere nach Hause und warf sich, da ihm seine innere Bewegung den Appetit zu seinem kärglichen Abendbrod benommen, auf's Stroh, seinen Besorgnissen nachhängend, bis die Wohlthat des Schlafes ihn endlich von sich selbst befreite.

Zweites Kapitel.

Der nächste Morgen befreite unsern Helden nicht von seinen Beklemmungen, verstärkte sie vielmehr noch ansehnlich durch das Bewußtsein, daß ihn nur noch der heutige Tag von dem verhängnißvollen Sonntage, seiner Prüfung trenne. Er steckte seine Zehrung zu sich und eilte, auf die Weide zu kommen, umsomehr, als er sich dort zwanglos und unbeobachtet seinen Gedanken überlassen konnte.

Wie er eben den Gutshof verlassen wollte, trat Rösler aus der Thür des Herrenhauses und rief ihn an.

Des Reitknechts bärtiges, verwittertes Gesicht, mit seiner militärischen Strenge, hatte von jeher dem Knaben imponirt. Er wendete sich somit um und

zog achtungsvoll die Mütze, höchlich erstaunt über das leutselige Lächeln, mit welchem **Rösler** auf ihn zuschritt.

„**Gottlieb**, mein Junge! wo wirst Du heute weiden?" —

„Ich will den Roggenstoppel am neuen Weg mitnehmen, und gehe dann auf die Waldlehne vor'm Nesselsgrunde, bis an die Landstraße beim Kehrwieder." —

„Schön, **Trautmann**, das ist recht. Geh nur in Gottes Namen!" **Rösler** nickte ihm zu, klopfte auf seine Schulter und wendete sich nach dem Herrenhause.

Sein Sohn **Lorenz** aber, der aus der Stallthür getreten war, rief fröhlich lächelnd: „Ich komme auch hinauf!" und ging pfeifend und singend an seine Arbeit.

Gottlieb war über diese ausnehmende Freundlichkeit sehr verwundert, besann sich aber nicht lange, pfiff dem Hunde, nahm seine Thiere zusammen, und trollte zum Dorf hinaus, nach der anderen Seite der Neubiebersdorfer Höh' und der kleinen Weistritz zu, graste die Stoppel ab und trieb dann weiter durch den Nesselsgrund nach der südlichen Berglehne, wo sein anderer Weideplatz lag.

Der Thau war längst gewichen, die Morgensonne

stand strahlend im Blau, weiße Wolken flatterten, vom Morgenhauch getrieben, durch den Himmel, bläuliche Schatten auf Thäler und Höhen werfend, die pfeilschnell dahin huschten. Die Vögel aber aus Wald und Feld vereinten sich zu schmetterndem Lobgesang. Gottliebs Herz ward weit und groß, seine Augen wurden feucht, und als er den Weideplatz erreicht hatte, die Thiere versorgt sah, erfüllte er die Pflicht des Gebets, die ihm sein Vater stets eingeschärft, welche ihm, nun verwais't und ohne jeglichen Rather, überdies mehr als früher Bedürfniß geworden war. Darauf suchte er sich einen schattigen Sitz, zog eine alte Postille, wie eine Schiefertafel hervor, und begann eine gewissenhafte Selbstprüfung seiner Kenntnisse, die, bei seiner Besorgniß, um das, was nächstens ihm bevorstand, wohl natürlich war.

Gottlieb Trautmann war allerdings nur ein armer Hirtenjunge, aber doch sehr verschiedenen Schlages als die Söhne der übrigen Gutshörigen.

Von seinem Vater, dem alten Schäfer, hatte man sich zur Zeit seltsame Geschichten erzählt. Er war kein geborener Schlesier, sondern über die österreichische Grenze, wer weiß woher gekommen, jedenfalls schien er einmal 'was Besseres gewesen zu sein. In der ersten Zeit betrieb er in den Schluchten des Hochgebirges das mühsame Gewerbe eines Kräuter-

sammlers, später indeß vertauschte er es mit dem Hirtenstab. Als geschickter Mann in allen Dingen, namentlich in der Medicin, wußte er sich nicht nur bei dem vorigen wie jetzigen Gutsherrn, sondern auch weit und breit in der Gegend Ansehen zu verschaffen. Trotzdem konnte er seinem Sohne nichts hinterlassen, als seine Kenntniß der Natur, seine Religiosität und die Elemente des ersten Schulunterrichts. Dazu hatte er ihm von der Welt und ihren Dingen einen gesunden, aber höheren Begriff beigebracht, als sonst Bauersleute zu haben pflegen, die mit der Natur so viel umgehen, daß sie den zarteren Reiz und die sinnigere Bedeutung in ihren Augen gemeiniglich verliert.

„Lerne was Du kannst und bewahre Dein Gewissen, dann wirst Du nie verlassen sein!“ Das war die letzte Mahnung, mit welcher der Alte seinen Sohn in der Welt zurück und sich selber überließ, denn Gottliebs Mutter lebte längst nicht mehr. —

Die ganze Richtung des verwais'ten Knaben war also von Hause aus eine geistigere; seine Lernbegier und der ernste Umgang des Vaters hatten ihn vor der Rohheit seiner Altersgenossen bewahrt und frühzeitig zur Arbeit angehalten. Dabei neigte seine weiche, sinnende Gemüthsart ohnedies zur Einsamkeit und Selbstbeschäftigung. —

So hatte Gottlieb bereits einige Stunden auf

der Hutung in sein Buch vertieft zugebracht, den Standort, je nach Bedürfniß der Thiere, gewechselt und war endlich längs des Baches auf die Waldlehne der Nesselshöhe gezogen, von der er jenseits die Straße nach Pohlsdorf und den Kehrwieder sehen konnte, eine Schmiede und Schankwirthschaft, welche für die Fuhrleute, die über Falkenhain und Glatz, oder über Pohlsdorf von der Grenze kamen, sowie den Bauern der Umgegend Sonntags willkommene Rast bot.

Die Sorge über die Heerde seinem zuverlässigen Hunde überlassend, verfolgte er emsig seine Studien, als er beim Aufblicken eine Gestalt bemerkte, die von der Straße herauf mit großen Schritten über die Lehne nach seinem Standort emporsteuerte.

Es war Rösler, der, die unvermeidliche Reitpeitsche in den hohen Stiefeln, schweißbedeckt heraufkeuchte, und unter dem Arm einen Folianten trug, der seinen Weg eben nicht zu erleichtern schien.

Eine gewisse Verlegenheit nöthigte den Knaben, Tafel und Buch unter die Schäfertasche zu stecken. Er stand auf, und ging grüßend dem ungewohnten Gast entgegen.

„Das ist eine teufelsmäßige Höh', Gottlieb! Bei der Hitze möchte man schier umfallen! — Als ich jung war, wie Du, Donnerwetter, da ging's anders, aber

nun kann ich nicht mehr weit kommen, es sei denn auf einem rechtschaffenen Gaul."

Er warf das Buch auf die Erde, und streckte sich am Waldrand lang aus auf den Rasen.

Gottlieb, der auf diese Einleitung nichts zu erwidern wußte, blieb achtungsvoll vor ihm stehen.

„Du ahnst wohl gar nicht, Junge, was mit Dir geschieht? Was?" — und Rösler blickte den Knaben treuherzig und schalkhaft lächelnd an. —

„Was soll mit mir werden, Herr Rösler!" —

„Na gut, wart's nur ab. 'S schadt' auch nichts, wenn Du keine Ahnung hast. — Setz' Dich her, Gottlieb." —

Der Knabe leistete Folge.

„Gottlieb, ich mein's gut mit Dir, das kannst Du glauben. Du hast keinen Vater, keine Mutter mehr, und — da will ich mich Deiner annehmen. Es ist nämlich möglich, daß unser Herrgott mit Dir was Rechts vorhat, und wenn Du dem alten Rösler folgst, und giebst Dir Mühe, kannst Du es wohl noch zu was Ordentlichem bringen. — Du weißt doch, daß Du morgen auf's Schloß kommen sollst, der gnädige Herr und der Pfarrer werden Dir auf den Zahn fühlen. Nimm Dich in Obacht, Gottlieb, davon hängt Alles ab. — Ich hab' mir schon rechte Sorge um Dich gemacht, ob Du Ehre einlegen wirst. Da

habe ich nun das Buch hier mitgebracht, und Du sollst mir was lesen, daß ich sehe, wie es mit Dir steht. Kann zwar selber nichts, aber's thut nichts, ich höre doch, ob Du Unsinn redt'st. Komm', fang' 'mal an!" —

„Ach! ich habe noch Niemandem was gelesen, als meinem Vater." —

„Ach was, ich bin jetzt auch Dein Vater, Du mußt Courage haben. Wenn Du vor mir bestehst, geht's auch vor'm gnädigen Herrn!" und er drehte selbstgefällig den grauen Schnurrbart: „Also los." —

Den fruchtlosen Erfolg jeder weiteren Widerrede einsehend, nahm Trautmann die Postille und begann mit schwankender Stimme seine Vorlesung, die indeß so über alle Erwartung günstig ausfiel, daß Rösler ein über das andere Mal aufjubelte.

„Du bist ein Goldkerl, Trautmann! Du wirst schon noch Dein Glück machen! Denk' d'ran, was der alte Rösler heute gesagt hat. Thu' mir nur den einzigen Gefallen und nimm Dir ad notam, was ich jetzt sage. — Wenn Du morgen nämlich auf's Schloß kommst, nimm Deine Gedanken zusammen und sei nicht ängstlich, kümmere Dich nicht d'rum, was Der oder Jener für Gesichter macht, oder sagt, zeige nur ruhig, was Du kannst, und es wird gehen. Ich werd' übrigens da sein und Dir zuwinken, wenn

Du die Courage verlierst. Nach der Kirche also meldest Du Dich bei mir, ich werd' Dich zum gnädigen Herrn bringen. Sieh' zu, daß Du reputirlich aussiehst!" —

„Ach ja, Herr Rösler, ich werde Alles thun, wie Sie sagen." —

Der Reitknecht hatte sich erhoben, schüttelte Gottlieb die Hand, nahm seinen Folianten und trat, höchst zufrieden mit seiner Recognoscirung, den Rückweg an, indem er ein Reiterlied aus des großen Friedrichs Tagen vor sich hinsummte.

Lange blickte ihm Gottlieb nach.

Diese ungewohnte Erscheinung, das sorgliche Interesse eines Mannes, der ihn früher nie eines Blicks gewürdigt, brachte unsern Helden immermehr zur Ueberzeugung, daß sich morgen mit ihm ganz was Absonderliches ereignen müsse und das Examen, welches ihm bevorstand, den Beginn eines ganz neuen Daseins bezeichne. Dies war nun eben nicht sehr geeignet, ihm mehr Muth und Zutrauen zu sich einzuflößen und der arme Trautmann würde sich vor Furcht, Hoffnung und Erwartung den langen Tag über ganz aufgezehrt haben, hätte ihn nicht das mitgenommene Buch, vor Allem aber das Erscheinen des lustigen Lorenz zerstreut, welchen ihm das Schicksal auf einmal zum Freunde aufdrang.

Lorenz, ein derber pfiffiger Bursche, ein ächter Soldatensprößling mit viel Mutterwitz und Sorglosigkeit, hatte nicht sobald von seinem Vater erfahren, daß Gottlieb plötzlich der erklärte Liebling des Herrn geworden und in dessen Gesellschaft und Freundschaft für sein zukünftiges Glück etwas zu profitiren sei, als er auch alle Segel aufzog, sich bei Trautmann in Credit zu setzen. Er glich hierin einem wohlgeschulten Jagdhunde, der nicht leicht seine Fährte verliert, wenn er die Witterung nur erst in der Nase hat.

Bei alledem war Lorenz ein biedrer, treuherziger Junge. Mit gutmüthiger Schlauheit wußte er sich Gottlieb zu nähern, wich dessen Fragen, der erhaltenen Weisung seines Vaters gemäß, mit Schwänken und Schnurren aus und vertröstete Gottlieb auf den kommenden Tag. —

Wiewohl Trautmann durch Lorenz über seine Angelegenheiten eher verwirrt als beruhigt wurde, nahm er doch dessen Freundschaftsbezeugungen, gut gemeinte Scherze und lustige Geschichten gern hin. Einmal lenkten sie ihn von allen beängstigenden Betrachtungen ab, andererseits hatte Gottlieb doch zu viel Jugendblut in sich, war zu sehr Naturkind und bisher gar zu vereinsamt gewesen, um nicht an harmloser Fröhlichkeit Gefallen zu finden. Er genoß des Vergnügens einer rasch entstehenden Jugend-

freundschaft um so lieber, als ihm dies ebenso ungewohnt war, wie alles Andere, was sich seit gestern mit ihm zugetragen. Um Mittag verließ ihn sein neuer Freund, verfehlte aber nicht, gegen Abend wiederzukommen, ihm beim Eintreiben behülflich zu sein. —

Während des Tages war nun von Seiten des Hofgesindes nichts verabsäumt worden, die große, unbegreifliche Neuigkeit durch ganz Biebersdorf auszubreiten. Selbst die Kriegsereignisse traten vor einer solchen Erscheinung zurück und es bildete sich, den Pastor, Gutsverwalter und Schulzen an der Spitze, eine Coalition des Neides und der Scheelsucht, deren Wirkungen Gottlieb Trautmann bald genug erfahren sollte. —

Der gefürchtete Sonntagmorgen kam. Alles war in Erwartung und Bewegung.

Der Tag begann für Gottlieb mit obligatem Spott und Hänseleien, welche Knechte und Mägde in reichlichen Dosen über ihn ausschütteten. An und für sich schon ängstlich und bewegt, wurde der Junge ganz verwirrt und das Wasser trat ihm in die Augen. Vielleicht wär' es ihm noch um Vieles schlimmer ergangen, hätte sich nicht Lorenz zu seinem Vater geschlichen und Rösler dem Scandal mit einem herzhaften Fluch ein Ende gemacht. Zugleich kam die

Frau Röslerin, welche Wirthschafterin des Herrn war, mit einem Zeter unter die Frauensleute.

Vor diesen gewichtigen Schutzengeln verkrochen sich die Spötter, und die Betglocke rief endlich Alles zur Andacht.

Nach bestem Vermögen geputzt, betrat Gottlieb in Begleitung des Rösler'schen Ehepaares, Lorenz neben sich, die Kirche, anfänglich nicht wenig verlegen gemacht durch das Kreuzfeuer von Liebesblicken, welches von allen Seiten auf ihn eröffnet wurde, besonders aber von der imposanten Figur des Herrn von Bebran selber, welcher der Kanzel gegenüber, auf einem erhöhten Gestühl saß und sich höchst majestätisch ausnahm.

Das angestimmte Kirchenlied gab Gottlieb aber in soweit seine Fassung wieder, um sich im Gebete zum Herrn aller Wesen aufzuschwingen, und indem er sich das Andenken seiner Eltern, alle Lehren und Ermahnungen des Vaters zu Gemüthe führte, empfand er einen ganz wunderbaren Trost in sich. „Wenn der liebe Gott nichts mit Dir wollte, würde er's doch nicht so wundersam wie jetzt mit Dir anfangen!" —

Die Kirche war vorüber, er wußte nicht wie. Freilich bekam Gottlieb einen tüchtigen Schreck, als es nun auf's Schloß ging, aber seine Angst war doch lange nicht so groß mehr, wie vorhin.

Nach einigem Warten wurde Gottlieb zum Herrn befohlen und erschien in einem großen, etwas ernsten Zimmer mit weitem finsteren Kamine, über welchem der alte Pallasch und die Kriegsarmatur des Gnädigen hing. In der Mitte an einem Tische saß gravitätisch der Pfarrer und blätterte in verschiedenen Büchern. Der Herr von Bebran, noch in vollem Sonntagsstaat, schritt auf und ab, die Frau Pastorin saß hingegen am Fenster und beschäftigte sich mit der neunjährigen Dorothea, die mit ihren langen Locken und dem Rosa-Kleide unserem Helden wie eine Fee, ein Engel aus besseren Regionen vorkam.

„Nun, mein Sohn!" begann der Gutsherr, „laß sehen, was Du kannst. Der Herr Pfarrer mag Dich examiniren." —

„Dabei ist Röslers Anwesenheit wohl nicht von Nöthen, gnädiger Herr?" wendete sich der Pfarrer an Bebran.

„Die ist sehr nöthig, Ew. Gnaden" — warf rasch der Reitknecht ein, „denn der Junge hat schmähliche Angst. Komm, Gottlieb, sei dreist, fürchte Dich nicht vor dem Herrn Pfarrer, ich bin bei Dir." —

Damit führte der gutmüthige Mentor den Knaben zu dem Pastor und stellte sich gegenüber, ihm tröstlich zuwinkend. Herr von Bebran kehrte sich um, das Lächeln zu verbergen, was ihn überkam.

Der Pfarrer, seine Empfindlichkeit niederkämpfend und wohl einsehend, daß es nur auf ihn das schlimmste Licht werfen könne, Widerwillen gegen Gottlieb zu verrathen, warf einen entschuldigenden Blick auf seine Ehehälfte und begann eine Prüfung Trautmanns in der edlen Kunst des Lesens und Schreibens, im Rechnen wie in der Religion, die, zum großen Vergnügen des Gutsherrn und Röslers, zum Aerger des Pfarrers und seiner Gattin ganz überraschend gut ausfiel. —

Der würdige Examinator machte zwar einige Volten, um Trautmann auf's Glatteis zu führen, indem er seine Ansprüche unmerklich höher schraubte, Herr von Bebran unterbrach aber die Manipulation, indem er sagte:

„Ich bin zufrieden; — der Gottlieb kann seine Sache; — mehr zu wissen ist vorerst nicht nöthig.“ —

Damit ging er auf den Knaben zu und klopfte ihm die Wangen.

„Gieb Dir nur weitere Mühe. — Du wirst von heute ab nicht mehr die Schafe hüten, sondern beim Herrn Pfarrer Unterricht und Lebensunterhalt bekommen. Wir wollen sehn, was sich aus Dir ziehen läßt. Sei gehorsam und lerne, so viel Du kannst, das ist die beste Art, wie Du gegen Gott und meine

Wohlthaten dankbar sein kannst. — Morgen früh meldest Du Dich also bei dem Hochwürdigen.“ —

Rösler, der inzwischen zu Gottlieb getreten war, stieß ihn leise an.

Der Knabe verstand den Wink und verfehlte nicht, Herrn von Bebran und dann dem Pfarrer die Hand zu küssen. Als er dies aber bei der Frau Pastorin ebenfalls zu versuchen in Begriff stand, ward er mit einem so zornigen Blick, einer so unzweideutigen Bewegung des Uebelwollens empfangen, daß er verlegen umwendete und Rösler folgte.

Nachdem Herr von Bebran dem seelsorgerischen Ehepaar seinen Willen kund gethan, Gottlieb bei ihnen förmlich in Pflege zu geben und höchst splendide die Mittel dazu bewilligt, wie alle nöthigen Verordnungen betreffs der Lectionen gegeben hatte, entließ er den Gottesgelahrten, welcher mit seiner Gattin um so weniger zu widersprechen wagte, als sich bei der ganzen Angelegenheit für sie noch ein hübscher materieller Gewinn in Aussicht stellte.

Das Benehmen der Pastorin gegen Gottlieb war indeß von dem Patron wohl bemerkt worden und diente nur dazu, die Vorliebe des alten Herrn zu seinem Clienten zu vergrößern.

„Nun,“ murmelte er, als er allein war, „wenn der Junge bei dem Pfarrer was lernt, hat er gewiß einen

guten Kopf und viel Ausdauer; leicht machen wird der's dem Gottlieb nicht.“ —

Am anderen Tage, nachdem Trautmann mit wehmüthigem Blick von seinen Lämmern, seiner stillen kleinen Gemeinde, der er so oft gepredigt, die weder Haß noch Neid kannte, Abschied genommen, kam er unter das Scepter und die directe Gewalt des Pastors.

Der Unterricht begann sofort und Se. Ehrwürden ließ sich's, wie's zu erwarten stand, höchlichst angelegen sein, Gottlieb recht gehörig in die Kur zu nehmen.

Kein Pädagoge von einiger Vernunft und Rücksicht hätte seinem Schüler jemals von vorn herein eine solche Ueberbürdung des Hirns zugemuthet. Zu seinem größten Kummer machte aber Gottlieb ganz außergewöhnliche Fortschritte, seine Lernbegier und Ausdauer, sein redlicher Wille übertraf alle thatsächlichen wie moralischen Chicanen, alle Berechnungen und boshaften Erwartungen seines Lehrers. Der Pfarrer hatte nur immer mehr zu thun, je mehr er seinem Schüler auflud und nach einem halben Jahre sah er sich veranlaßt, einen anderen Weg zu wählen, denn der Knabe lernte ihm zu gut und mit Grauen sah er in dem vierzehnjährigen Schäferjungen schon den künftigen Pfarrer heranreifen.

Daß der Theologe Gottlieb anstrengte, quälte und vielfach roh behandelte, hielt Letzterer, besonders da der Vergleich zwischen sich und anderen Schülern unmöglich war, für eine Sache, die von dem Lernen nun einmal unzertrennlich sei, auch hatte ihn sein ernster Vater bei den ersten Anfangsgründen selber nicht gerade sehr geschont.

Daß die Frau Pastorin aber sich, wo sie konnte, an ihm rieb, vermochte er weit weniger einzusehen und weinte darüber manch' heimliche Thräne. Es fiel ihm nicht auf, wenn er der würdigen Dame im Hause wie im Garten mannigfache Hand- und Spanndienste leisten mußte, war er doch an harte Arbeit gewöhnt, wenn sie ihn aber dabei auf das Launenhafteste behandelte, nahm ihn dies um so mehr Wunder, als er doch recht gut wußte, daß der gnädige Herr ihn nicht zu dergleichen Zwecken zum Pfarrer gegeben habe. Ach, gegen die Behandlung im Pfarrerhause war sein früheres unbeachtetes Leben wahrhaft rosig gewesen. Oft wollte er schier vergehen, und hätte gern dem vortrefflichen Rösler all' sein Leid geklagt, aber sein Mutterwitz sagte ihm, daß er sein Loos dadurch wahrscheinlich nicht bessern, sondern nur offenen Zwiespalt erregen und den guten, vornehmen Herrn beleidigen würde, der ihn ja doch dies Alles lernen ließ.

Er trug daher seinen Kummer männiglich mit Schweigen und nahm sich füglich in Obacht, sein Herz gegen Lorenz, den Genossen seiner kurzen fröhlichen Sonntagsstunden, auszuschütten.

Inzwischen drehte aber der Pastor seine pädagogische Taktik um und begann nunmehr seine Weisheit dem Zögling ebenso dünn und spärlich zu ertheilen, als er ihn vorher mit ihr überfluthet hatte, wogegen die Pastorin andrerseits nicht verfehlte, unsern Helden um so mehr mit Verrichtungen zu beschweren, die mit den Classikern nichts gemein hatten. Leider kam das edle Paar dabei schlecht genug an, denn der Knabe bat um mehr schriftliche Aufgaben, wie rascheres Fortschreiten, und als man ihm unwirsch auswich, schöpfte Gottlieb Verdacht, daß man ihn am Ende wohl nichts mehr lernen lassen wolle. Dieser Gedanke war für ihn so quälend, daß er sich hierüber doch endlich gegen den alten Rösler ausließ, der es dem Herrn von Bebran noch selbigen Abend während des Entkleidens gebührend steckte.

Dies hatte denn zwischen Herrn Dettlef und dem Pfarrer am nächsten Tage ein tête à tête zur Folge, das von Seiten des Patrons mit wenig Rücksicht für die theologische Würde des Gelahrten geführt zu werden schien.

Welcher Groll, welch' größere Spannung dies

zwischen Schüler und Lehrer, welchen Haß bei der Pastorin es zur Folge hatte, kann man sich leicht denken.

Um seine pädagogische Ehre zu retten, blieb dem Pfarrer nichts übrig, als den Knaben von allem Hausdienst zu entbinden und seine frühere Procedur im gesteigerten Maße aufzunehmen.

Da Gottlieb, bei seinen Vorkenntnissen der Elementarwissenschaften, nicht nur grammatikalisch und stylistisch gute Aufsätze entwarf, sondern auch bereits in die alten Sprachen einigermaßen eingeweiht war, so machte es sich der Pfarrer zum Geschäft, die verschiedenen Disciplinen so zu vermengen, die Aufgaben und Anforderungen so zu erschweren, daß voraussichtlich der Knabe eine derartige Anstrengung auf die Dauer nicht aushalten mochte. Zum Glück griff den etwas engbrüstigen Lehrer dieser also geführte Unterricht, verbunden mit dem Aerger, die Fortschritte Gottliebs, wie die Gardinenpredigten seiner Frau ertragen zu müssen, noch weit mehr an, und nöthigte ihn zur Schonung gegen sich selber. Trautmanns Jugend und das theilweise Studiren im Freien ersetzten aber leichter seine absorbirten Kräfte, und wenn der arme Junge auch bleicher als sonst aussah, schien er doch die Feuerprobe dreier Jahre wirklich siegreich zu bestehen.

Dem Gutsherrn konnte es nicht entgehen, wie rasch sich Trautmann geistig entwickelt hatte, wie sein ganzes Wesen, sein Charakter eine Festigkeit und Bildung annahm, die ihn immer mehr von seines Gleichen schied. Bebran hatte daher beschlossen, Gottlieb künftige Ostern auf's Gymnasium zu thun, damit er sich für irgend einen Beruf vorbereiten könne; ein Jubel für Rösler.

Trautmanns Neider hatten sich immer noch der Hoffnung hingegeben, die Liebhaberei des Herrn für Gottlieb könne sich ändern; nun machte aber Bebran doch bittern Ernst.

War es nicht nunmehr bewiesen, daß der Schäferjunge nicht nur dem Pastor, nein auch allen Andern gefährlich werden mußte? Gewisse andere Zeichen waren auch bedenklich genug. Herr von Bebran begann nämlich Trautmann alle Abende zum Zeitungslesen zu commandiren, ja würdigte ihn oft selbst einer kurzen Belehrung, eine Ehre, die ganz abnormer Art war. Rösler hatte ferner den Herrn gebeten, Gottlieb Sonntag Nachmittag Reitstunde geben zu dürfen, „was dem bleichen Jungen recht gesund sein würde.“ Bebran hatte gelacht und Ja gesagt.

Wenn also irgend noch etwas geschehen konnte,

das drohende Unwetter abzuwenden und den Günstling zu stürzen, so mußte es in der Kürze geschehen.

Etwas indeß geradezu gegen Trautmann zu unternehmen, konnte den Zorn des Herrn von Bebran wecken und ihn leicht auf den trüben Grund all' dieser kleinlichen Scherereien blicken lassen.

Die Frau Pastorin war indeß auf eine Auskunft gerathen, bei der sie, wie sie meinte, weniger fürchten durfte, sich bloszustellen, und welche ganz geeignet war, Trautmann alle weiteren Staffeln des Ehrgeizes zu verbittern.

Die vortreffliche Dame sah nämlich, daß Gottlieb die Kränkungen aller Untergebenen, ja selbst ihren, wie ihres Gatten Zorn um so leichter ertrug, je wohlgefälliger Herr von Bebran ihn betrachtete, je mehr sich der junge Mensch am Wohlwollen seines Herrn für den Groll der Uebrigen schadlos halten konnte. Sie wollte aber bemerkt haben, daß Trautmann sehr verwundbar gegen die Ignoranz und die kleinen, gelegentlichen Malicen wurde, welche Dorothea von Bebran, so selten sich die Veranlassung auch bot, gegen den armen Burschen auszuüben für gut fand.

Es lag gewiß nicht in der demüthigen Bescheidenheit Gottliebs, der sich seiner Herkunft wohl bewußt war, von der Tochter seines Gebieters irgend

welche Beachtung, noch weniger ein Interesse zu beanspruchen. Es giebt aber in der Welt nichts, was ein junges Herz mehr entmuthigt und betrübt, als das Zerbrechen eines Ideals.

Eine Person, der man fast abgöttische Verehrung widmet, Handlungen in Bezug auf uns begehen zu sehen, die ihr reines Bild in unserer Seele entwürdigen, uns dabei vor uns selber verächtlich machen, ist um so empörender, je mehr wir fühlen, daß uns dies Alles unverschuldet angethan wird.

Dorothea von Bebran war unserm Trautmann, besonders seitdem er sie öfter und näher sah, stets wie eine lichte Erscheinung aus Himmelshöhen erschienen; er hatte ihr, schon um des edlen Vaters willen, alle Qualitäten irdischer Vortrefflichkeit und Schönheit, die seine Phantasie erhabenen und vornehmen Leuten andichtete, von vorn herein zuerkannt. Daß die kleine Prise, den Instructionen der Pastorin gemäß, stolz war und über ihn hinsah, betrachtete er, als ihrem Stande gebührend, in der Ordnung, daß sie aber heimlich über ihn ihre Glossen machte, oder ihn verlachte, wenn die Pastorin ihn zu schelten für gut fand, ja mit sichtbarem Vergnügen seine Scham und Verlegenheit durch allerlei Zeichen des Hohns und der Verachtung vermehrte, machte ihn stutzig.

Was konnte dem kleinen Fräulein von Bebran daran liegen, ihn zu kränken?

Er wurde sich des Schmerzgefühls über diese Art der Behandlung durch Dorothea erst recht lebendig bewußt, als er, in einer alten Anthologie des Pastors blätternd, auf eine Strophe stieß, die er nur unter einem Strom von Thränen wiederholen konnte. Und doch wiederholte sie der unglückselige Junge von nun an allzu oft, wie wenn er davon nicht lassen könne.—

„Wenn mich die Leut' verlachen,
Daß ich was werden will,
So thue ich mein' Sachen
Doch recht und schweige still;
Wann aber mich ein Wesen
D'rob mit Verachtung kränkt,
Das heilig und erlesen,
Bin ich in Gram versenkt!" —

Diesem Gram ward er von Tag zu Tage mehr zum Raube und jeder Augenblick der Muße wurde ihm durch den Gedanken an Dorothea's Lieblosigkeit und das Bewußtsein verbittert: den Hirtenjungen, er leiste noch so viel, werde man ihm nimmer vergeben. Seine Ehrbegier war bereits durch eifrig gepflegtes Studium, die Kenntniß der Classiker, durch die großen Thaten der Geschichte geweckt, ein männliches Bewußtsein durch seine Körperreife, ja, die bewegte Zeit selbst ihm eingeimpft worden.

Gottliebs grader Sinn konnte mithin seine wachsende Empfindlichkeit immer weniger verbergen, ob er sich gleich hütete, derselben Worte zu leihen.

Kaum hatte die Frau Pastorin diesen wunden Fleck erspäht, als sie ihn auch mit Sturm angriff.

Dies war um so gefahrloser für sie, als Herr von Bebran wie Rösler von der Beobachtung Trautmanns durch etwas weit Ernsteres abgezogen wurden.

Das war nämlich der Krieg, das immer furchtbarer herannahende öffentliche Elend! Napoleon war während der verflossenen Zeit als Sieger in Berlin eingerückt, hatte das furchtbare Decret der Continental=Sperre erlassen und dem unglücklichen Lübeck ein Schicksal bereitet, dessen unmittelbarer Urheber nur eine Bestie wie Vandamme sein konnte. Die königliche Familie irrte nicht viel besser wie Verbannte umher. Der französische Imperator, begünstigt durch den Aufstand der Polen, machte schon Miene, seinen letzten Feind, Rußland, niederzuwerfen, nachdem er auch in Schlesien eingefallen war, was bisher noch immer verschont worden, und hatte außer Silberberg alle festen Plätze, selbst Glatz inne. Ein Glück, daß Biebersdorfs einsame Lage es vor feindlichen Besuchen schützte.

Zwar machte der Friede von Tilsit die traurige

Nachbarschaft französischer Garnisonen weniger gefährlich, doch mit diesem fürchterlichsten aller Frieden war auch Preußens Ohnmacht, die Verringerung der halben Monarchie und die Schmach ausgesprochen, daß seine einst so sieggewohnten Adler unter dem Commando französischer Generale als Hülfsvölker für Napoleons Interessen kämpfen mußten. In dieser Trauerzeit sank Preußens hohe Blume, das schönste Weib, das große Mutterherz der Nation, Louise, gebrochen von dem Sturme des erbarmungslosen Geschicks, in's Grab, ein Lamm, fruchtlos für das Volk geopfert den dämonischen Elementen!

Was war nun noch für die deutsche Erde zu hoffen? — Nacht lag auf Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, Nacht auf den Gemüthern der Menschen! Die Welt schien weiter keine Pflicht mehr noch zu haben, als zu zertrümmern! —

Bei solchem Zustande vergaß Dettlef von Bebran, was um ihn vorging, sein altes Herz schien diese Tage nicht überleben zu können. Auch Rösler war ein zu guter Soldat und Patriot, um nicht an dem öffentlichen Jammer seinen vollen Antheil zu nehmen, und unter Fluchen und Räsonniren übersah er alles Andere.

Dabei hatten die Pastorsleute mit Trautmann

natürlich leichtes Spiel; Dorotheen, deren Erzieher sie ausschließlich waren (denn die alte Babette hatte ihr Fräulein nur zu bedienen und fand Alles schön, was dem zwölfjährigen Dämchen beliebte), hatten sie ganz in der Gewalt, wußten sie um so mehr gegen den Schäferjungen einzunehmen, als sie ihr die Wichtigkeit des bevorzugten Standes stets vorhielten.

— — — — — — — — — — —

Wenn Gottlieb gerade nichts Schriftliches zu arbeiten hatte, ging er mit seinem Buch meist in's freie Feld oder auf die Höhen. War doch die Natur seine andere Mutter, sah ihn doch hier Alles mit freundlich liebenden Augen an. So war ihm denn die Pastorin, wenn sie an schönen Tagen mit Dorotheen spazieren ging, oft begegnet, und hatte ihn dann reichlich mit Spöttereien regalirt. Dies zwang ihn, sobald er sie nur von ferne kommen sah, geflissentlich auszuweichen, wobei er mit um so größerem Aerger bemerkte, welches Vergnügen Beide darin fanden, ihm immer wieder in's Gehege zu kommen. —

Der dämonische Zufall fügte es nun, daß der Frau Pastorin und ihrem Zögling das ausersehene Opfer einmal in den Wurf kam, wo ihm zum Rückzug keine Zeit mehr blieb. Gottlieb hatte sich nämlich

eines Nachmittags im August auf derselben Höhe ohnweit des Nesselsgrundes niedergelassen, wo der freundliche Kehrwieder an der Straße im Grunde vor ihm lag. Es war dieselbe Stelle, an der ihn Rösler einer Vorprüfung unterworfen, und die sein Lieblingsaufenthalt geworden war.

Halb vor sich hindämmernd, halb in seine Lection vertieft, hatte er keine Ahnung, daß von der entgegengesetzten Seite, den Holzweg entlang, leisen Schrittes die beiden Unholdinnen als Gewitter anrückten, nur besorgt, daß ihnen ihre Beute entschlüpfen könne, mit der sie, durch seine Zähigkeit gereizt, nun ein für alle Mal fertig zu werden hofften.

Sie waren bereits ganz nahe, als das Rascheln einiger Reiser, die sich an den Saum ihrer Kleider geklammert hatten, zum Verräther wurde.

Trautmann sprang entsetzt empor, ließ das Buch fallen, zog betreten und tief erröthend die Mütze. Er fühlte, daß er nicht ausweichen konnte.

Die Predigerin sah Dorotheen an und lächelte. Dorothea beantwortete dies mit schallendem Gelächter, das ihren Kitzel über das zu erwartende Gaudium hinlänglich bewies.

„Ei, ei," sagte die Pastorin, „studirt der Herr wieder? Was werden die Schafe sagen, wenn Er so gelehrt wieder in den Stall kommt!" —

Dorothea schüttelte sich förmlich vor Vergnügen, indeß der arme Gottlieb vergebens nach einem Worte rang.

„Weißt Du, Gottlieb, ich will Dir einen guten Rath geben," setzte die Dame schärfer fort; „Du thätest am Besten, ganz und gar Deiner Wege zu gehen, in Biebersdorf weiß einmal doch Jeder, was Du gewesen bist. Wenn Du Dir auch noch so große Stücke auf Dein bißchen Wissen zu Gute thust, wirst Du d'rum nur allen Anderen um so lächerlicher!" —

Da richtete der arme Junge sein bleiches Gesicht und den gesenkten Blick zu Dorotheen, öffnete krampfhaft die Lippen, ohne eines Lautes fähig zu sein, that unwillkürlich einen Schritt auf sie zu und streckte verzweifelt die Hände ihr entgegen, als wolle er bei ihr Vertheidigung suchen.

Erschreckt, mit allen Zeichen höchsten Widerwillens, wich Dorothea zurück, dann sprang sie den Waldweg entlang, gefolgt von der Pastorin, die triumphirend lächelte. —

Gottlieb Trautmann stand wie ein Steinbild, gefesselt von eigener Schmach und Entsetzen!

Ein unbegreiflich Weh, ein Gefühl von Bangigkeit und trostloser Oede kam über ihn, wie er es nur am Sarge seines Vaters, im schmerzlichsten Bewußtsein eines Verwais'ten empfunden hatte. Er sah ein,

daß, wie dankbar er auch seinem Herrn sein müsse, die Biebersdorfer Wohlthaten länger zu beanspruchen, über seine Kräfte gehe.

In Gegenwart der Tochter seines Herrn, die ihn schon so oft verlacht, war ihm das Schlimmste gesagt worden und Dorothea hatte in jeder Art ihre Verachtung und den Wunsch zu erkennen gegeben, daß er Biebersdorf verlassen möge!

„Wann aber mich ein Wesen
D'rob mit Verachtung kränkt,
Das heilig und erlesen,
Bin ich in Schmach versenkt." —

Gottlieben brannte das Hirn. Sein Gleichmuth war zu Ende! Alles, was er bisher ertragen, stand neu vor seiner Seele! Jetzt erkannte er auf einmal deutlicher als sonst, wie lange man schon damit umging, ihn loszuwerden.

Er beschloß Biebersdorf auf der Stelle zu verlassen, die Heimath, an welche ihn nichts fesselte als das Grab seiner Eltern und die Erinnerung an die Güte des Herrn von Bebran.

Er steckte hastig das Buch zu sich und klomm die Höhe hinunter zum Kehrwieder, um die Straße nach Glatz einzuschlagen, fort in die Weite!

Gab es nicht Krieg in der Welt? War er nicht

aufgeschossen und kräftig genug, um Muskete und Tornister zu tragen?! — —

Als er eben am Wirthshaus vorüber ging und seinen Entschluß ausführen wollte, hielt ihn aber der Gedanke zurück, wie schlecht und undankbar er handele, seinen Wohlthäter so ohne Lebewohl, heimlich wie ein Dieb zu verlassen, daß dies eben so feig wie undankbar sei, und er ja gerade damit den schlagendsten Beweis führe, wie unwerth er immer der Güte Bebrans gewesen. —

Sein redlicher Sinn trieb ihn an, wenigstens seinem Herrn die Hand zu küssen und sein Weggehen zu rechtfertigen.

Dieser Entschluß setzte sich sofort in seiner Seele fest, und indem er mit der ganzen Beharrlichkeit seines Charakters durch den Nesselsgrund zurückeilte, bestärkte sich sein Muth wie sein Wille, eine Art fatalistischer Angst trieb ihn an, eine bevorstehende schwere Stunde baldmöglichst zu überwinden, da sie ihm, seinem Gewissen zufolge, unvermeidlich schien.

Bleich, athemlos, verworren langte er auf dem Gutshof an, achtete nicht Röslers Zuruf, der auf der anderen Seite an der Scheuer beschäftigt war und ihn gern aufgehalten hätte, trat in das Herrenhaus, lief die Treppe empor zum Zimmer Bebrans und klopfte hastig an.

Der Gutsherr saß eben zwischen Zeitungen und alten Karten, vertieft in militärische Calcüle und in der finstern Stimmung, die ihm nun nachgerade Gewohnheit geworden. Barsch rief er „Herein" und sah zu seinem größten Erstaunen Gottlieb Trautmann in einem Zustande eintreten, der auf ein außergewöhnliches Ereigniß zu deuten schien.

„Was willst Du, Trautmann? Was ist denn los, daß Du mir so in die Stube schneist?" und er richtete einen strengen Blick auf den Knaben.

Gottliebs entschlossener Muth verließ ihn beim Anblick seines Herrn, seine Kniee wankten, sein Herz wollte ihm springen in der Brust und laut weinend sank er dem Herrn von Bebran zu Füßen, ergriff seine Hand und benetzte sie mit Thränen.

„Aber zum Teufel, Junge, was hast Du denn? Ist ein Unglück geschehen, daß Du aus Rand und Band bist?" —

„Ach, Ew. Gnaden," schluchzte Trautmann, „ich kann es nicht mehr aushalten, — ich bringe es doch zu nichts auf der Welt, und bin blos Allen im Wege. Es ist am Besten, wenn ich von Biebersdorf ganz weggehe, daß mich Niemand sieht. — Und so wollte ich mich denn bedanken und den gnädigen Herrn bitten, daß er es mir erlaubt."

„Wetterelement, was ist das!" rief Bebran auf-

springend, „ich glaube, der Junge ist übergeschnappt! Warum bringst Du es zu nichts, was kannst Du nicht mehr aushalten? Wem hast Du hier im Wege zu sein? Ich will nicht hoffen, daß Dich meine Wohlthaten verdorben haben! Wissen will ich, was vorgefallen, ist und wenn Du wirklich Gottesfurcht, ein redliches Gewissen in Dir hast, wirst Du mir Alles gestehen! Warum willst Du also weg?" —

Gottlieb richtete sich auf und sah dem Herrn von Bebran verzweiflungsvoll in's Gesicht.

„Ach, Ew. Gnaden! ich weiß wohl, wie gut Sie es mit mir vorhatten, als Sie mich von den Schafen wegnahmen, und Alles das lernen ließen, was ich jetzt kann. Ich hab' mir auch gewiß recht große Mühe gegeben, das kann ich Ihnen zuschwören, aber die anderen Leute in Biebersdorf, außer Röslers, haben mir die große Ehre nicht gönnen wollen, die Ew. Gnaden an mich verschwendet hat, und mich gequält, wo sie nur konnten. Ich hab' nie 'was gesagt, und auch dem Herrn Rösler nicht, daß sich Ew. Gnaden nicht ärgern sollten, und wieder Unfriede würde, wie damals bei der Lection. Aber der Herr Pfarrer und besonders die Frau Pfarrerin sind gar zu schlimm gegen mich, und haben mir immer vorgeworfen, ich wolle wohl Pastor werden in Biebersdorf. Das Schlimmste aber, gnädiger Herr, ist, daß die Frau

Pastorin schlecht redet von mir vor dem gnädigen Fräulein, das gnädige Fräulein aber lacht dazu und freut sich, wenn ich mich so schämen muß! Ach vorhin, als ich auf der Berglehne beim Kehrwieder ruhig lernen will, gnädiger Herr, kommen sie Beide, die Gnädige und die Pastorin, und verlachen mich wieder, die Pastorin sagt mir aber, daß es besser wäre, ich ginge von Biebersdorf weg und das gnädige Fräulein möchte mich nicht mehr sehen. O Gott, das hat mir ja kein Mensch gesagt, als ich noch ein Schäferjunge war und thue doch Keinem etwas zu Leide!" — —

Ruckweis und unter Strömen von Thränen, zwischen fliegender Röthe und tödtlicher Blässe kam dies Bekenntniß über die Lippen des armen Jungen.

Dettlef von Bebran aber hatte bis jetzt lautlos zugehört, nur die Finger der rechten Hand öffneten und schlossen sich krampfhaft. Als Dorothea's erwähnt wurde, fuhr er zusammen und ein heftiges Zittern kam über ihn. Als Trautmann geendigt, that der Patron einige heftige Gänge durch das Zimmer. Man sah, wie es in ihm arbeitete und die Leidenschaften auf seinem Antlitz wogten.

Nach einigen peinlichen Minuten der Angst und Erwartung für Trautmann blieb der Gutsherr vor seinem Pflegling stehen.

„Gottlieb, Du wirst auch von Biebersdorf

fortgehen! — Was Du mir da gesagt hast, werd' ich überlegen. Geh ruhig hinüber zum Herrn Pfarrer in Deine Kammer, arbeite weiter und warte, bis ich Dich rufen lasse. Wenn Du Deine Schuldigkeit thust, Junge, soll Dir Niemand was anhaben! —

Er reichte Gottlieb die Hand, die dieser bewegt küßte.

Darauf ging Gottlieb still hinaus.

Rösler, der auf dem Flur bereits seiner harrte, wollte ihn sogleich mit einem Heer von Fragen über das Geschehene bestürmen, als ihn selber die Schelle zum Gnädigen rief.

Er eilte Folge zu leisten, und traf den Herrn bewegt und finster auf und abgehend.

Rösler blieb wie eine Ordonanz kerzengrade an der Thür stehen.

„Hat Er bemerkt, Rösler, daß die Leute auf den Gottlieb neidisch sind und dem Jungen etwas in den Weg legen?"

„Ew. Gnaden, wenn es Ihnen endlich der Gottlieb selber gesagt hat, muß es gewiß zu dick gekommen sein, denn er hat lange geschwiegen, sogar gegen mich, wie ich weiß, und hat sich Alles gefallen lassen. Ein Paar Mal habe ich mit'n Donnerwetter selber dazwischen fahren müssen. Die Pfarrersleute sind ihm gewiß nicht grün, vielleicht denken sie, der Gottlieb

könnte selber einmal in Biebersdorf Pastor werden.“ —

„Es ist gut. Deine Frau soll auf den Pfarrhof gehen, und meine Tochter rufen, die drüben ist. Das Andere wird sich finden.“ —

Rösler eilte mit einer kurzen Verbeugung hinaus, höchst unklar über die eigentlichen Gedanken seines Herrn. Ganz was Unerhörtes mußte vorgefallen sein, und, nachdem er seine Frau nach Dorotheen geschickt, sah er sich überall im Hofe wegen Gottliebs um, aber er war nicht zu finden.

Dorothea von Bebran war mit der Pastorin eben erst wieder zurückgekehrt. Sie lachten noch herzlich über die Beschämung, welche sie dem Gegenstand ihres Anstoßes bereitet hatten, und gaben sich der Hoffnung hin, Trautmann veranlaßt zu haben, das Feld zu räumen.

Mitten in diesem Vergnügen wurde Dorothea von der Röslerin abgerufen, ohne daß sie und das Pfarrerpaar hierin etwas Ominöses gesehen hätten.

Heiter und sorglos trat die zwölfjährige Dorothea in Papa's Zimmer, eilte zu ihm und küßte ihn.

„Du bist mit der Frau Pastorin auf einem Spaziergang gewesen, Dorothea?“

„Ja, lieber Vater! Ach es war wunderschön!“ —

Und sie lachte unwillkürlich bei dem Gedanken an das Erlebte.

„So? — Nun ja, das Wetter ist auch recht hübsch! Wo ward ihr denn?“ —

„O, wir gingen durch den Wald, und — und — wir waren im Walde!“ —

Dorothea wurde purpurroth.

„Was habt ihr denn da im Walde gemacht, was so wunderschön war, daß Du jetzt noch feuerroth wirst?“ —

So ruhig, fast milde auch Bebran dies sagte, bekam Dorothea doch einen heftigen Schreck. —

„Mein Gott, Papa! es ist nichts! — Wir begegneten nur dem Trautmann mit seinem Buch, und — und da hatten wir unsern Spaß mit ihm!“ —

„Und Du lachtest ihn wahrscheinlich aus? — Nicht wahr, weil er mit seinem Buche so vornehm dasaß, statt die Schafe zu hüten? Das sah gewiß recht lächerlich aus!“ —

„Ach, zu lächerlich, Papa, das glaubst Du gar nicht!“ rief Dorothea unbesonnen.

„Und die Frau Pastorin meint gewiß, der dumme Junge passe gar nicht dazu, er bilde sich zu viel ein, als stehe er schon auf der Kanzel? — Es wäre wohl auch weit besser, er ginge ganz seiner Wege, denn es glaubt ihm doch Niemand, daß er zu was Anderem,

als für die Schafe gut genug ist. — Das hat sie ihm gesagt? Nicht? Und Du hast recht über das dumme Gesicht gelacht, das der Junge schnitt?!" —

„Ja, lieber Vater! Er stand da wie versteinert! Wie wir zurückgingen, sagte die Frau Pastorin noch, daß wenn der Trautmann einen Funken Ehre hätte, er sich gewiß nicht mehr vor mir sehen ließe. Es wäre auch viel besser so, denn es schicke sich gar nicht, daß ein Schäferjunge in einem adligen Hause so aus und einginge und Sachen lernte, die nur für uns passen." —

Das zwölfjährige Dämchen hatte dies Alles höchst sorglos hingeplaudert. Es war zum ersten Mal, daß Papa überhaupt über Gottlieb zu ihr redete, und sie sprach um so offener, als sie sich bei ihren Ansichten ganz auf die Autorität der Pastorin stützen konnte.

Herr von Bebran setzte sich, nahm Dorotheen bei der Hand und zog sie zwischen seine Kniee, das ernste, große Auge starr auf das Kind gerichtet.

„Dorothea, weißt Du auch, was Du damit gethan hast? — Du hast den Gottlieb unglücklich gemacht und dahin getrieben, daß er lieber sein Brod unter fremden Leuten erbetteln will, als hier bleiben, wo er sich von Dir verhöhnen und verachten lassen muß. — Ist er nicht ein Wesen Gottes wie Du? — Was machst Du, albernes Ding, wenn er fortläuft und schlechten

Menschen in die Hände fällt, oder die Franzosen fangen ihn und er muß in den Krieg und verliert sein Leben, weil die böse kleine Bebran ihn von Biebersdorf vertrieb, wo seine Eltern auf dem Kirchhofe ruhn?! — Und er geht fort, Dorothea, er hat es mir gesagt! Er geht fort, weil er Dich nicht ansehen kann, ohne Dich in tiefster Seele zu verachten. Ja, mein Kind, das thut er, denn es ist Keiner in der Welt zu vornehm, daß ihn nicht der geringste Mensch verachten und bei Gott verklagen kann. — Der Schöpfer hat blos deswegen erlaubt, daß es Edelleute in der Welt geben darf, damit sie allen anderen Menschen ein Beispiel an Herzensgüte, Edelmuth und allem Schönen sein sollen! Wenn Du das aber nicht kannst, und bist Du zehnmal die Tochter des Herrn von Bebran, so bist Du doch nicht einmal werth, daß Du einen Schafhirten zum Vater hast. Wenn Dir die Frau Pastorin keinen anderen Unterricht geben kann, als den, so verdient sie, daß sie nie mehr die Sonne bescheint!! Jetzt wird und soll der Trautmann fortgehn und Du wirst ihn im Leben nicht wiedersehen!!" —

Wohl nie hat auf ein junges Gemüth etwas eine furchtbarere moralische Wirkung geübt, als Bebrans Worte auf Dorotheen.

Unwissenheit, Leichtsinn und eingeprägter Dünkel

wie das Beispiel der Pastorin hatten sie zur Verhöhnung Gottliebs getrieben. Jetzt erst, wo durch den schmerzhaft bittern Ton des Vaters ihre eigentlichen Gemüthsseiten erschlossen wurden, wo er ihr sagte, was wahrhaft adlig sei in dieser Welt, überschaute sie die Folgen ihres Fehltritts, sah den armen Jungen bereits durch ihre Schuld verdorben, sah sich gerade von Dem auf's Tiefste verachtet, über den sie sich lustig gemacht hatte.

Das Mädchen brach in lautes Schluchzen aus, fiel dem Vater um den Hals und bat in allen Tönen der Reue und Verzweiflung um Verzeihung.

„Ich kann Dir wohl verzeihen, Dorothea, ob Dir aber Gott, ob Dir der arme Junge verzeihen und Dich achten wird, weiß ich nicht. Du mußt Dein ganzes bisheriges Leben ändern, ich aber will sehen, wie ich Dein Unrecht an dem Gottlieb gut machen und für seine Unterkunft sorgen kann, denn er bleibt einmal nicht mehr in Biebersdorf. Geh' hinauf zu Babetten. Auf dem Pfarrhofe hast Du von heute ab nichts mehr zu suchen, ich werde andere Einrichtungen mit Deinem Unterricht treffen." —

Dorothea küßte den alten Bebran unter tausend Schmerzen und bat ihn recht inständig, er möchte doch dem Gottlieb sagen, daß er ihr verzeihen wolle.

„Ich will's thun; doch geschehn ist geschehn. Er glaubt viel leichter, daß Du ihn kränken willst, als daß es Dir um ihn Leid thut.“

Damit zog er die Schelle und befahl dem eintretenden Rösler, Dorotheen zu Babetten zu bringen und zurückzukommen.

Dorothea verließ bleich, in Thränen schwimmend das Zimmer.

Bald darauf kehrte Rösler zurück, höchst neugierig, was das Alles zu bedeuten habe.

„Rösler, Du läßt den Wagen zurecht machen. Morgen früh verreise ich. In einer Stunde kommst Du wieder und wirst dem Pfaffen einen Brief hintragen. — Es ist richtig. Der Junge ist mir maltraitirt worden und der Pfaff sammt seinem Weibe haben mir obenein mein Kind verdorben! — So lange wir fortbleiben, wird Deine Frau zusehen, daß Dorothea ordentlich bewacht und verpflegt wird. Den Pfarrhof betritt sie nicht wieder. Du wirst über die ganze Sache schweigen, der Leute wegen, hörst Du?“ —

„Zu Befehl, Ew. Gnaden.“ —

Rösler eilte hinweg, um pünktlich seines Herrn Befehle zu vollziehen.

— — — — — — — — — — —

Der Herr Pastor saß inzwischen an seinem Pult

und drechselte die Sonntagspredigt. Die würdige Gattin nähte nicht weit von ihm am Fenster und überlegte, wie weit wohl Trautmann bereits gelaufen sein möge, wobei sie erwog, daß, falls der Junge auch auf irgend eine Art zur Umkehr gezwungen werde, das Factum seiner Undankbarkeit, Pflichtverletzung und Stundenversäumniß ihm alles Wohlwollen des Patrons rauben müsse.

Inmitten dieser tröstlichen Vorstellungen wurde das Ehepaar durch den hastigen Eintritt Röslers unterbrochen.

„Was soll das, Kutscher, ist's Manier, ohne anzuklopfen hereinzukommen?!" fuhr die Dame heftig empor.

„Ach was!" schnauzte Rösler, „habe grade Zeit zur Höflichkeit. Der gnädige Herr schickt da einen Brief an den Pfarrer. Den mag er lesen und sich bei der Pastorin bedanken für das, was sie ihm angerichtet hat! — Hahaha! Ja, ja, der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht und Neid steht jedem Menschen schlecht, zumal wenn er Gottes Wort lehren soll! — Derweil Sie die Suppe ausessen, die Sie sich eingebrockt haben, werd' ich den Gottlieb mit seinen sieben Sachen auf den Herrenhof schaffen!"

Damit warf Rösler triumphirend seinen Brief auf's Pult des Theologen, strich den grauen Schnur-

bart martialisch in die Höh', grinste der versteinten Dame in's Gesicht und eilte hinaus, die Thür des Zimmers hinter sich in's Schloß werfend.

„Auf, Junge, auf! Deine Leidenszeit hat ein Ende!" rief der Reitknecht in Gottliebs Dachkammer stürmend. „Pack' Deine Sachen und Bücher zusammen und komm mit. Heut' schläfst Du bei uns, morgen früh fährst Du mit dem Gnädigen fort!" —

Er ließ dem Knaben weder Zeit zu weiteren Fragen noch freudigen Expectorationen, sondern betrieb den Umzug mit solcher Eile, als wenn ihm der Boden unter den Füßen brenne.

Während Trautmann mit Röslers Hülfe seine Ausquartierung vom Pfarrer bewerkstelligte, bot Letzterer sammt seiner Ehehälfte ein Bild des Entsetzens und Jammers. Mechanisch hatte er, aus der Rede Röslers das Schlimmste ahnend, den Brief seines Patrons eröffnet und, stammelnd vor Schreck, las er die Epistel, welche für weitere Veröffentlichung nicht geeignet schien.

Dem Pastor Schlehdorn!

„Sein und Seiner Ehehälfte Benehmen betreffs des Ihm anvertrauten Gottlieb ist mir längst verdächtig erschienen, obschon ich geglaubt habe, der Unterricht werde bis Ostern ohne weiteren Scandal zu

Ende geführt werden können. Er und besonders Sein Weib hat aber die Frechheit und Gottlosigkeit gehabt, dem leiblichen Kinde Seines Ernährers und Herrn Anleitung zu Dingen zu geben, die jedes rechtschaffene Herz empören müssen und sich eher für einen Diener des Satans, denn unsres Herrgotts ziemen. Ohne ein Weiteres hinzuzufügen, was Ihm Sein Gewissen wohl selber sagen wird, habe ich Ihm anzukündigen, daß Er es nur dem Decorum vor den Leuten zu danken hat, was ich Ihm vor denen als Diener Christi nicht rauben mag, daß ich Ihn nicht zum Teufel jage oder dem Consistorium anzeige. Von heute ab kann von keinem Verkehr zwischen mir und Ihm die Rede sein, Er hat sich somit nur schriftlich an mich zu wenden, sich auch alles Erscheinens auf dem Biebershof zu enthalten. Daß ich einerseits Seine Sermone nur selten und zwar des Gesindes wegen heimsuchen werde, kann Er versichert sein, so wie daß Er sich jegliche Ehre und Reputation bei mir verscherzt hat! —

Sein Patron
Dettlef von Bebran!"

Seit diesem Tage sah man weder den Pfarrer noch sein Ehegespons mehr auf dem Biebershof erscheinen, und die Leute merkten, trotz allen Decorums,

bald genug, daß ihr Seelsorger nicht mehr „angesehen“ sei.

Aus Bebrans Brief, wie der Strafpredigt, welche er Dorotheen hielt, ging hervor, wie tief sich seine edle Seele in dem Heiligsten, im Vatergefühle gekränkt wußte. Sein Zorn, welcher bei geringeren Dingen so leicht aufwallte, ward von dem tieferen Schmerz über die Verwilderung seines Kindes unter der Pastorin Händen abgestumpft. Das rauhe Leben, die Noth und Prüfungen, welche er bestanden, ehe er sich dem Wohlleben und der Ruhe überlassen durfte, hatten sein sonst äußerlich rauhes Wesen im ächten Feuer der Lebensweisheit und Religion geläutert und ihn erkennen lassen, daß weder Rang noch Geld, sondern nur redlicher Sinn, ein edles Gemüth und Fleiß gegen die Stürme der Welt siegreich bestehen können. Seine Bestürzung war mithin um so größer, an seinem einzigen Kinde eine Richtung zu entdecken, die ihm für Dorotheens Seele und Leib, ihr Erd- und Himmelsglück gleich heillos erschien.

Er faßte sich somit kurz und griff energisch zu allen Mitteln, um den Schaden, der ihm an seinem Kinde geschehen, möglichst zu bessern.

Er brach alle Verbindung mit dem Pfarrhofe ab und beschloß von Breslau eine Erzieherin für Do-

rotheen zu holen, zugleich aber Gottlieb auf's Gymnasium zu thun, was er schon längst im Sinne gehabt.

Dorothea der Aufsicht der Rösler'schen Eheleute und Babette's überlassend, fuhr er am anderen Morgen mit Gottlieb ab. Letzterer schied von der Röslerin, namentlich Lorenz, der seine freudigste Jugenderinnerung war, von den Gräbern seiner Eltern, seiner lieben Heerde, ach', den stillen Gründen, liederreichen Hainen und rauschenden Büschen, von jener freundlichen Höhe mit dem Rundblicke, dem Kehrwieder zu seinen Füßen, von Allem, was seine Kindheit sonst umdrängt, von seiner ganzen Jugend nahm er Abschied mit einem langen, wehmüthigen Seufzer! — —

Drittes Kapitel.

Wie der Instinct des Thieres in den Augenblicken der höchsten Gefahr selbst das sicherste Mittel zu finden weiß, seine Jungen zu beschützen, so hatte das gütige Geschick Bebran gerade die rechten Worte, den ächten eindringenden Herzenston gegeben, Dorotheen zu erschüttern, vor sich selbst erröthen und schaudern zu machen.

Die wenigen Tage, wo sie den Vater nicht sah und, von der Röslerin stets beachtet, mit sich allein befand, ging eine vollständige Umänderung in ihr vor. Zu dem tiefen Mitleid und Interesse, welches durch die grelle Vorstellung von Gottliebs Schmerz in ihr für ihn rege gemacht worden, gesellte sich die Scham, das nagende Gefühl, von ihm verachtet zu sein.

Die Entschuldigung, daß die Pastorin an Allem Veranlassung habe, konnte ihr um so weniger genügen, als Gottlieb auf den Schimpf, den er durch sie erfahren, allein etwas gegeben hatte, sie also als ein Wesen auszeichnete, von der er stets nur etwas Edles erwartete.

Ihre Verachtung wendete sich um so mehr der Pastorin zu, je mehr sich das Gefühl des Bessern in ihrer Seele zu entfalten begann und ihr eine Demuth, Sanftheit und Schüchternheit verlieh, welche man vordem nie an ihr wahrgenommen. Diese Katastrophe hatte Dorotheen zugleich aus der Puppenhaut der Kindheit befreit, welcher Trautmann schon längst entwachsen war und ihr das erste Gefühl des Mädchenthums gegeben. —

Bebran brachte Gottlieb Trautmann inzwischen wohlbehalten auf's Magdalenäum zu Breslau, welches Rector Manso, damals noch in männlicher Kraftfülle, regierte. Zu des Patrons frohem Erstaunen zeigte sich's, daß Gottlieb seine prüfungsvollen Unterrichtsjahre zu Biebersdorf vortrefflich benützt hatte und für die Secunda überreif war, da er in den alten Sprachen, der damaligen Hauptdisciplin, sehr bewandert war. Bebran gab seinen Günstling, denn das war er durch Ablegung eines so glänzenden Examens ganz und gar geworden, zu

einem Oberlehrer in Pension und schied von ihm mit dem Versprechen, nie seine Hand von ihm zu ziehen, wenn er also in seinem Eifer fortfahre.

Bebrans andere Hauptsorge war, eine Erzieherin für Dorotheen zu suchen, die auch mit Hülfe Manso's, dem er sein Leid klagte, in einer ältlichen Dame, der Wittwe eines Pädagogen, gefunden ward, welche sich mit Unterrichtgeben kärglich genug zu einer Zeit ihr Brod verdiente, wo das allgemeine Misère Jeden zwang, sich möglichst einzuschränken.

Der alte Degen kehrte also mit seiner neuen Erwerbung vergnügt nach Biebersdorf zurück; verfehlte aber nicht, der Dame vorher die Verhältnisse seines Hauses, die letzte Katastrophe mit Dorotheen und die Differenz zwischen ihm und den Schlehdorns auseinander zu setzen.

Madame Selting, die neue Erzieherin, war ganz die Person, welche für Dorotheen paßte. Mit einem liebevollen, einnehmenden Wesen verband sie, bei großem Ernst und sittlicher Strenge, eine Weltbildung und Wissenschaftlichkeit, die nicht verfehlte, auf Dorotheen einen imposanten Eindruck zu machen. Zugleich wußte sie sich bei Rösler und dem Gesinde durch schlichte Freundlichkeit und Umsicht so in Achtung zu setzen, daß man ganz voller Lob über sie war.

Unter ihren geschickten Händen entfaltete sich darum die innere Gutartigkeit von Dorothea's Wesen um so schneller, als das Mädchen jetzt auch in die Jahre zu treten begann, wo ihre Jungfräulichkeit sich immer mehr entfaltete.

Die Pastorsleute indeß glichen wahren Parias. Alle Anstrengungen, die sie machten, den strengen Patron zu versöhnen, blieben fruchtlos. Dettlef von Bebran hatte über diese Menschen einmal quittirt und empfand keine Lust mehr, sein Kind wie seine häusliche Ruhe auf's Neue zu gefährden.

Trotzdem nun alle Differenzen ausgeglichen waren und Dorothea erfahren hatte, Trautmann sei in Breslau auf dem Gymnasium wohl untergebracht, wich doch eine leise Melancholie nicht von ihr, das Schmerzgefühl, Unrecht gethan, einen strebsamen Menschen zum Tode gekränkt zu haben. Wie gern hätte sie ihm Alles abgebeten, irgend eine Entschädigung für erlittenes Weh geboten. Doch was konnte sie thun? — Sagte ihr nicht andrerseits ihre mädchenhafte Scham, wie unmöglich, wie unschicklich jeder Versuch hierzu sein würde, falls auch Gottlieb zur Hand wäre? Welche Liebe, wie großes Vertrauen Madame Selting bei ihrer Schülerin genoß, geht daraus hervor, daß Dorothea ihr diesen nagenden Kummer rückhaltlos mittheilte. Die Erzieherin be-

ruhigte sie hierüber nach Kräften, konnte aber doch nicht vermeiden, daß Reue und eine Art Sehnsucht nach Trautmann in Dorotheen rege blieb, und ihr der Entschwundene nunmehr in ebenso glänzendem, edlen Lichte zu erscheinen begann, als er ihr früher lächerlich vorgekommen. Der alte Vers der Anthologie:

„Wenn aber mich ein Wesen
D'rob mit Verachtung kränkt,
Das heilig und erlesen,
Bin ich in Schmach versenkt." —

schien wie eine Zauberformel sich mit seinen Wirkungen nun auf sie selber zu übertragen.

— — — — — — — — — — —

Dettlef von Bebran war auch im weitern Laufe der Zeit mit Trautmann ausnehmend zufrieden. Die Studien des jungen Mannes schritten zu Manso's großer Anerkennung rasch vorwärts, und wenige Semester genügten, Gottlieb, bei seiner ganz außergewöhnlichen Begabung, der Universität zuzuführen. Da er sich ohnedies längst, seiner alten Neigung gemäß, für die Theologie entschieden hatte, betrat er Ostern 1812 das erste Mal die Hörsäle der Breslauer Universität, das alte Jesuitencollegium mit seiner freskenreichen Aula.

Alle Blüthen von Trautmanns reichem Geiste

und Gemüthe, unterm Druck des Pastors eingeengt, oder nur nach einer Seite hin in der verderblichsten Absicht entwickelt, entfalteten sich nun in einer ihnen ganz neuen, freien Selbstständigkeit mit staunenswerther Raschheit. Der edle Geist der Vaterlandsliebe, genährt von den in voller Blüthe stehenden Dichterheroen, von Schiller, Herder und Arndt, nährten Gottliebs tiefe Begeisterung und natürliche Poesie, gaben seinem Wesen, Seele und Leib eine männliche Zuversicht und Reckenhaftigkeit, die unter gleichgesinnten Altersgenossen genährt wurde. Er war hochaufgeschossen zu einem blühenden, kraftvollen Jünglinge.

Zu jener Zeit, wo das ganze deutsche Vaterland sich in der Hand Napoleons und seiner raubsüchtigen Satrapen befand, flüchtete sich die verstohlene Klage, die verfehmte Vaterlandsliebe in eine enge Genossenschaft, den Tugendbund, der, von Königsberg aus, sich über ganz Preußen erstreckte, besonders in den Universitäts- und Hauptstädten ihren Sitz hatte, alle hervorragenden Männer des Landes, vor allen den großen Stein, zu heimlichen oder offenen Genossen hatte und das Vestafeuer der Nationalehre, die Rachefackel der Vergeltung in den Herzen der Jünglinge stets mit frischem Zunder zu nähren wußte.

Glühende Briefe Trautmanns brachten dem alten Bebran die Kunde von der wachsenden Gährung der Gemüther und erhoben die gebrochene Hoffnung des alten Herrn zu lebendiger Begeisterung, zur Ahnung, daß langsam die Stunde der Erlösung nahe, wo der „reißende Wolf, der die Heerde verwüstet," verjagt werde von deutscher Erde.

Freude umstrahlte des alten Bebran Gesicht! Seinem Kinde, dem alten Rösler erzählte er von seinem „Sohn, an dem er Wohlgefallen habe, und den er zum Opfer bringen wolle für die heilige Sache seines Königs und Landes." —

— — — — — — — — — — —

Wahnsinnig wird, wer dem Verhängniß reif ist! —

Ein solcher Wahnsinn ergriff den ersten Napoleon! Der Wahnsinn, Rußland zu erobern und zu vernichten, nachdem seiner satanischen Selbstsucht der ganze übrige europäische Continent zur Beute geworden war.

Seine Heersäulen durchzogen Deutschland und brachen in die Steppen des Czaarenreiches ein, drangen, trotz Kälte, Hunger und allen Entbehrungen eines Wüstenzugs, unaufhaltsam vor, schlugen die feindlichen Heere siegreich bei Smolensk und Borodino, nahmen Moskau, die heilige Stadt des Landes, in Besitz, und vom ehrwürdigen Kreml wehte

die fränkische Tricolore. Der äußerste Moment war gekommen, das große Entweder oder: ob die Welt Napoleonisch oder frei sein sollte? — Athemlos in ungeheuerster Spannung harrte Europa, und das Schicksal rasselte mit den Würfeln, um sie zu Elend oder Segen auf dem weiten Hazardtisch des Krieges auszustreun.

Herrn von Bebran ließ es weder Ruhe noch Rast. Für seinen ungeduldigen Rachedurst währte Alles viel zu lange. Er war sehr der Ansicht, daß Deutschland sich rasch ermannen und den Eroberungsheeren Napoleons in den Rücken fallen solle. Ach, der alte Herr vergaß in solchen Stunden, daß der Säbel Vandamme's über Schlesien, Castiglione in Berlin regierte, und so weit die deutsche Zunge klang, sie auch in sclavischer Demuth fränkisch Lob singen oder athemlos schweigen mußten, vergaß, daß so viele Patrioten, die ihr Schmerz zur Erhebung trieb, daß Schill, Andreas Hofer, der Herzog von Braunschweig, Erk u. s. Genossen, den Tod der Empörer gestorben waren, oder wie Stein als Flüchtlinge zu Petersburg und London saßen.

Die Spannung und Ungeduld, in welcher sich Herr von Bebran befand, ward wesentlich durch die Stille der sich vorbereitenden Katastrophe und den Mangel jeglicher Nachrichten vom nördlichen

Kriegsschauplatze gesteigert. Trautmanns Briefe und Berichte selbst hatten in dieser Zeit einen streng individuellen und lokalen Charakter. Man befand sich eben allgemein im Zustande der bänglichsten Erwartung und Ungewißheit. — — — — — — — — — — —

Am 15. December 1812 trat Bebran aus dem Hause, um die Arbeit seiner Knechte in den Scheuern zu besichtigen. Es war ein sonnenheller kalter Morgen, die Triften und Höhen glänzten in Demantgefunkel des Schnees, und die Stille ward nur durch den Takt der Drescher unterbrochen, die in der Scheune beschäftigt waren.

„Ob heut wohl Nachricht kommt!" murmelte er, „der Lorenz könnte auch schon von Glatz wieder zurück sein! Es rückt und rührt sich auch gar nichts, und man sollte glauben, die Welt schliefe den ewigen Schlaf. Zum Teufelholen ist's!!" —

Indem er damit über den Hof schritt, schlug plötzlich ein fernes Dröhnen an sein Ohr. Bald schwach und unmerkbar, bald deutlich und voll, je nachdem der Wind den Schall herüber trug. — Bebran stand still. —

„Was ist das? Aber 's kann nicht sein! — Und doch kenn' ich den Ton! — Barmherziger Gott, Ka-

nonendonner!" Er eilte nach der Scheune und unterbrach die Arbeit.

„Heraus, Leute! Kommt und hört, Kinder! — Hört nur das Schießen!" —

Die Knechte warfen ihre Werkzeuge von sich und eilten bestürzt auf den Hof.

Der alte Rösler kam gleichfalls aus dem Stalle, stand lautlos und horchte.

„Der Schall trügt," sagte Bebran, „man kann, bei Gott, nicht hören, auf welcher Seite es sein mag!" —

„Das kommt von Glatz, gnädiger Herr," fuhr hastig nach einer Weile Rösler empor. „Das von der anderen Seite ist nur das Echo, vom Gebirge her!" —

„Das ist der Feind!" schrie ein Knecht auf.

„Die Franzosen liegen wieder vor Glatz!" murrten die Leute, und alle Gesichter wurden bleich.

„Unsinn!" rief Bebran ärgerlich, „wie sollen die Franzosen jetzt in unsere Gegend kommen? Zu Tilsit ist Friede gemacht worden, und wenn es auch ein trauriger Friede ist, sehe ich nicht ein, warum der Feind ihn brechen sollte, kann er uns doch ohnedies nichts mehr nehmen, was er, leider Gottes, nicht schon hat!"

Da klang Hufschlag von der Straße und Lorenz

erschien auf schweißbedecktem Pferde unter dem Thorweg.

„Victoria!" schrie er. „Hören Sie, gnädiger Herr? Sie schießen zu Glatz Victoria und Alles ist toll vor Freude! Napoleon soll mit seinem ganzen Heere in Rußland vernichtet sein! Hurrah!"

Der junge Mann sprang aus dem Sattel und übergab Bebran die Posttasche.

„Hurrah!" jubelten die Leute, und Freude glänzte auf allen Gesichtern.

„Still, Kinder! nur nicht hastig!" rief Bebran. „Eine solche Nachricht ist zu wichtig und muß erst geprüft werden. Es könnte leicht ein blinder Lärm sein. Ich will nachsehen, was es giebt, kommt indeß herein auf den Flur."

Er eilte mit unbeschreiblicher Bewegung in's Haus zurück und befahl die Röslerin seine Tochter und Madame Selting zu rufen, denn er wollte, daß Alles dabei sein sollte.

Während er an dem eichenen Tisch im großen Flur des Herrenhauses die inhaltschwere Tasche öffnete, traten seine Leute herein. Auch Dorothea mit der Selting waren herabgekommen und Alles harrte schweigend.

Herr von Bebran erbrach mit zitternden Händen einen Brief, der von Trautmann kam. Kaum

hatte er einige Zeilen rasch überflogen, als ihm die hellen Thränen in die Augen kamen. Mit schwankender Stimme fing er an zu lesen:

„Mein lieber, gnädiger Herr!

„Nach langem Harren endlich Sieg, Sieg über den Verderber! Napoleons Heer ist in Rußland ganz und gar aufgerieben und hat den Rückzug angetreten. Der Tyrann ist bereits allem Vermuthen nach auf der Flucht nach Paris. Anbei sende ich Ihnen eine Abschrift von Bonaparte's 29. Bulletin vom 3. December, das überall hier cirkulirt und worin er sein eigenes Elend eingesteht! Gott erhalte das Vaterland und den König!"

„Die Vorgänge der letzten Monate, welche nunmehr offenkundig sind, theile ich Ihnen in gedrängtester Kürze und in Gefühlen mit, deren Seligkeit Sie sammt allen Lieben in Biebersdorf theilen werden."

„Napoleon ist allerdings mit dem Heere nach furchtbaren Strapazen am 14. September in Moskau eingerückt, aber er ist nicht, wie sein stolzes Herz gewähnt, im Triumph empfangen worden, sondern fand die ganze große Stadt verödet und verlassen!" —

„Hihi!" platzte der alte Rösler aus. — „Sol-

cher Marsch und kein Quartier. Ich kenne was das heißt, Leute!" —

„Und bei 25 Grad Kälte!" fiel der Verwalter ein.

„Nicht genug!" las Bebran weiter. „Die Nacht darauf, als Alle den Todesschlaf der Ermattung schliefen, ward Moskau von unbekannten Händen an allen Ecken angesteckt und brannte bis zum 20. fast ganz und gar nieder!

„Donnerwetter," schrie Rösler auf, „da war's freilich aus. Das ist ein furchtbares Unglück!" —

„Tochter," sagte Bebran bewegt, „lies Du weiter. Ich kann vor Bewegung nicht sprechen."

Dorothea nahm den Brief.

„Murat, welcher dem zurückweichenden russischen Heere nordwärts nachfolgte, wurde am 18. October bei Winkowo überfallen und geschlagen. Das übrige französische Heer in Moskau war auch bereits in der Auflösung begriffen. Napoleon, um zu retten, was noch zu retten war, beschloß den Rückzug, welchen er am 19. October gebrochenen Muthes antrat. Da aber vollendete sich das riesenhafte Elend der französischen Armeen."

„Eingekeilt zwischen die verfolgenden russischen Heere, nur vom Selbsterhaltungstriebe zusammengehalten, schleppten sich die Legionen des Corsen von Werst zu Werst, auf ihrem langen Leidenswege eine

ungeheure Gasse von Todten, Verwundeten, unbrauchbaren Batterien, Equipagen und Pferden dem Hunger, Frost, der Ermattung, den Wölfen oder der Gnade der plündernden Kosaken zurücklassend." —

„O grauenhafte, entsetzliche Vergeltung!" rief Bebran.

„Und die vielen Oesterreicher, Preußen, Bayern und Andere, Alles Kinder deutscher Eltern, die nun unter dem Eise schlafen!" murmelte Rösler dumpf.

„Am 26. November," las Dorothea bewegt weiter, „setzte das Heer Napoleons über die Beresina, ein verzweiflungsvoller Uebergang, drei lange Tage dauernd. Die Franzosen glichen nur einer Horde wahnsinniger Menschen, alle Ordnung wich der Raserei, der Verzweiflung und dem gewissen Verderben. Wenn Sie das beigelegte Bulletin Napoleons lesen, gnädiger Herr, das doch nur den unleugbarsten Theil alles Gräßlichen schildert, müssen Sie gestehn, daß es keine Epoche der alten und neuen Geschichte giebt, in der so viel Menschenleben in so kurzer Zeit für das tyrannische Gelüste eines einzigen Mannes bluten mußten, als in diesem Feldzuge! — Wie ein Lauffeuer wird diese Kunde durch alle Lande eilen, alle Herzen entzünden zu einem letzten, furchtbaren Kampfe, der den Weltbedrücker gänzlich vernichten soll, daß die Erde wieder frei aufathme in

Frieden! Ich kann Ihnen versichern, daß heimlich Alles sich zu einem Schlage vorbereitet. Scharnhorst besonders, auch Blücher sind unermüdlich in Organisirung des Heeres, und auf Hardenbergs Gewandtheit rechnen die Patrioten. Nur eine kurze Weile Geduld und wir stehen im Felde, wo ich, mein Wohlthäter, mit Ihrer Bewilligung nicht der Letzte zu sein hoffe, der zum Schwerte greift. Gott erhalte Fürst und Vaterland, erhalte Sie, meinen Gönner und Vater, wie ich in dieser Stunde zu sagen wage, und lasse Sie die Tage des Friedens schauen! In einem Monat hoffe ich Ihnen Mehreres anzeigen zu können und verharre in freudiger Hingebung als

Ihr treu dankbarer Diener
Gotthold Trautmann." —

Eine Pause erfolgte.

Bebran stand starr. Der alte Herr wankte. Dann kam ein Zittern wie Frost über ihn. Seine Lippen wollten sprechen, versagten aber den Dienst. Dann fiel er seiner Tochter um den Hals.

Der erste, wahrhaft heilige Freudenjubel seit langen, langen Jahren war es, der die Brust des alten Recken bis zum Zerspringen dehnte. In diesem stummen, unbeschreiblichen Geberdenspiele lag das wortlose Triumphlied der neu anbrechenden Zeit.

Das Verständniß dieser hohen Rührung ist unsrer liebeleeren Welt, so scheint's, entschwunden. Was damals glühend Alles durchflammte, dünkt uns heute ziemlich klein, uns, die wir die Segnungen genießen!

In jenen Tagen war aber kein Herz auf deutschem Boden so niedrig und gering, das nicht vor Wonne aufschrie, sich in Stolz und Hoffnung hob, daß „Varus mit seinen Legionen" geschlagen worden. Was Menschenkraft nicht mehr bezwingen konnte, that das Schicksal, und der alte Gott schien selbst in die Sturmdromete zu stoßen, um seiner Elemente mordende Schwadronen gegen den Mann in's Feld zu führen, dem nur noch Caligula's Wahnsinn fehlte, sich Gott gleich zu stellen! —

Kein anderes Gefühl kam in diesem Moment auf, als das des Dankes, der neuaufathmenden Hoffnung!

Es war ein erschütternder, wahrhaft hoher Augenblick, eine athemlose heilige Stille, wo Jeder nur mit sich, dem Vaterland und dem Lenker der Volksgeschicke droben beschäftigt war, indeß fern von den Wällen der Festung Glatz die Batterien ihr Victoria durch die Lüfte und zu den stillen Bergen trugen, ein schmetternd Halleluja, um zu wecken die verzagten Herzen!

Still gingen Alle dann hinweg, Jeglicher an seine Arbeit, aber mit dem freudigen Gefühl, daß die Erlösungsstunde nun auch für Preußen nahe.

Während man sich auf den entscheidenden Augenblick des Losbruchs vorbereitete, entwickelten sich die Begebenheiten auf dem großen Welttheater mit langsamer aber logischer Unerbittlichkeit.

Der heimliche Friede und die Allianz zwischen England und Rußland vom 14. September wurde bekannt, und während Napoleon, wie von den Erinnyen gepeitscht, den Trümmern seiner zerlumpten Legionen voran, unaufhaltsam nach Paris floh, eine neue Armee aus dem Boden Galliens zu stampfen, bewies der Schrecken der Malet'schen Verschwörung, in die selbst Napoleons eigene Minister, Frochot und Andere verwickelt waren, wie wankend Bonaparte's Thron, wie sehr bei seinem eigenen Volke schon der Glaube an ihn gewichen sei. Hinter den aufgelösten Massen der, den Gefilden des Schnees entronnenen, Franzosen und ihrer zwangsweise Verbündeten rückte die russische Macht wie eine Lawine den Grenzen zu.

Friedrich Wilhelm III., ein Fürst von schlichtem großherzigen Charakter, besaß aber ein fast peinliches Redlichkeitsgefühl. Trotz des furchtbaren, entehrenden Drucks, den Napoleon auf ihn ausgeübt, trotzdem er sein halbes Preußen, seine herrliche Louise in diesem Ringkampf der Verzweiflung verloren, trotzdem der Eroberer nicht einmal die Tilsiter

Verträge heilig hielt, konnte sich der König nicht entschließen, jene Convention wie Alexander zu brechen. Er hatte einmal, wie er sagte, seinen ehrlichen Namen unter die Akte gesetzt und hielt es für seine Pflicht, mit brechendem Herzen dem Manne Treue zu halten, der diese Tugend selbst bei den zartesten Beziehungen des Lebens nie gekannt.

Obwohl es jetzt an der Zeit zu sein schien, Napoleons Ketten zu sprengen, obwohl Alles auf den Thron blickte nach dem Flammenzeichen der Befreiung, Friedrich Wilhelm — schwieg, schwieg aus Pflichtgefühl, und die Begeisterung seines Volkes schien vergebens verlohen zu sollen!

Da that für ihn, was er verschmähte, der kecke Opfermuth eines Mannes, und in entscheidender Minute, an der verwundbarsten Stelle Napoleons ward der Bewegung Bresche gemacht.

General-Lieutenant York, mit seinem Armeecorps unter den Befehlen Macdonalds, des Herzogs von Tarent, stehend, ging, nach heimlicher Verabredung mit Diebitsch, unter der Form einer Capitulation vom 30. December 1812 mit Sack und Pack zu den Russen bei Tauroggen über. Macdonald mußte bis Elbing zurückweichen, die Russen rückten auf preußisches Gebiet, die entsetzten französischen Gene-

rale von Garnison zu Garnison zum Rückzug zwingend.

Das war ein Schlag, unwiderstehlich in seinen Folgen!

Als die Nachricht nach Berlin kām, welches von Castiglione besetzt war, vermochte man kaum seine Freude vor den Späheraugen der Franzosen zu verbergen.

Anders indeß war die Wirkung derselben Nachricht auf den König. Am 19. Januar erschien folgende Bekanntmachung:

Berlin, vom 19. Januar (1813).

Der General-Lieutenant von York, Chef des unter den Befehlen des Marschalls Herzog von Tarent gestellten Preuß. Hülfscorps, hat auf dem Rückmarsch von Curland den 30. December 1812 bei der Poscherung'schen Mühle mit dem Kaiserl. Russischen General-Major von Diebitsch capitulirt. In dem hierüber Sr. Königl. Majestät erstatteten Bericht führt der General-Lieutenant von York an, daß er durch die schlechte Beschaffenheit der Wege, durch die strenge Kälte und daraus entstandene Ermattung der Truppen, durch den Mangel an Cavallerie, welche nebst einem Theile der Infanterie mit der Avantgarde anderthalb Tagemärsche unter den Befehlen des Marschalls Herzogs von Tarent vor-

ausgegangen, hauptsächlich aber dadurch, daß er von drei ihm sehr überlegenen feindlichen Armee-Corps umzingelt war, zu dieser Maßregel gezwungen worden sei, und setzt hinzu, daß er dieses Mittel ergriffen habe, um dem Könige das Corps zu erhalten. Seine Majestät haben bei dieser unerwarteten Nachricht den höchsten Unwillen empfunden und, Ihrem Bündniß mit Frankreich getreu, nicht allein die wegen obiger Capitulation abgeschlossene und hier unten mitgetheilte Convention nicht ratificirt, sondern auch sofort verfügt, daß

1) dem General-Lieutenant von York das Commando des Preußischen Hülfs-Corps genommen, und dem General von Kleist übertragen,

2) der General-Lieutenant von York sogleich verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt,

3) der General von Massenbach, welcher sich an die Capitulation angeschlossen hat, gleichfalls suspendirt und zur Untersuchung gezogen werde, endlich

4) die Truppen selbst aber, nach dem Inhalt des mit Frankreich abgeschlossenen Tractats, zur alleinigen Disposition Sr. Majestät des Kaisers Napoleon oder Seines Stellvertreters, Sr. Maj. des Königs von Neapel, verbleiben sollen.

Mit diesen allerhöchsten Befehlen ist der Königl.

Flügeladjutant ꝛc. von Natzmer bereits zur Armee abgegangen.

Es ist Sr. Königl. Majestät sehr schmerzhaft gewesen, daß ein Corps d'armée, welches während des ganzen Feldzuges so viele Beweise erprobter Treue und Tapferkeit gegeben hat, in einem so entscheidenden Momente unthätig gemacht worden ist.

Se. Majestät haben den Fürsten von Hatzfeldt nach Paris geschickt, um Ihrem hohen Alliirten über diesen unerwarteten und höchst unangenehmen Vorfall die nöthigen Aufklärungen vorzulegen.

— — — — — — — — — — —

York hatte seinen Kopf und, mehr noch, seine Ehre eingesetzt für die Rettung Preußens. Glücklich oder unglücklich, hing das Damoklesschwert über seinem Scheitel, das ihn jeden Moment mit dem Ende eines Verräthers belohnen konnte. —

Viele Stimmen sind nachträglich mit der Meinung laut geworden, daß Alles, selbst des Königs Indignation, nur ein abgekartetes Spiel Napoleon gegenüber gewesen sei. Das ist nicht wahr!

Abgekartet war nur Yorks Uebergang zu den Russen mit Diebitsch, York handelte hier eigenmächtig und aus innerem Drang und Willen.

Der Unwille des Königs war wahrhaft tief und bitter, und dem starren, rücksichtslosen Begriff der

Redlichkeit in ihm ganz angemessen. Er wollte dem treulosesten Bedrücker selbst nicht einmal treulos erscheinen.

Diesen Unwillen aber und die daraus entspringenden Folgen für York benutzte Hardenberg mit unerhört feiner Gewandtheit, um die furchtbaren Schlappen, welche Napoleon erhielt, selbst als Beweis von Preußens Treue hinzustellen, und während er innerlich jauchzte, daß der starre König dadurch doch endlich, vom Zwange der Umstände getrieben, zum Handeln genöthigt wurde, der Stein einmal nun zum Kollern gebracht sei, versicherte er Castiglione wie dem Gesandten St. Marsan seine größte Bewunderung und treuste Freundschaft für Napoleon, und verhieß die eclatantesten Strafen dieses größten aller Verbrechen. —

Mit betäubender Bestürzung glaubte man dies in den Tuilerien und hielt Preußen für zuverlässig, so unzuverlässig man sich auch gegen dasselbe stets bewiesen hatte.

Wie genau man dabei Friedrich Wilhelm III., wie wenig aber Hardenberg und das, was inzwischen der Organisator Scharnhorst geschaffen hatte, kannte, beweist der Senatsconsult vom 11. Januar, welcher bei Gelegenheit der Decretirung eines neuen Heeres von 350,000 Mann Folgendes aussprach:

„Des Königs von Preußen Majestät hat, als er jenes in der Geschichte der neueren Kriege unbekannte Verbrechen erfuhr, einen Unwillen gezeigt, der seiner Redlichkeit und der Treue gegen seinen Bundesgenossen angemessen ist. Einstimmend mit den Gesetzen der Monarchie, fühlt auch sein Cabinet nur das Bedürfniß, ein politisches und militärisches Verbrechen, welches die Nation beleidigt und dem Regenten Hohn spricht, gut zu machen und zu bestrafen."

So sehr in diesen bewegten Tagen die Gefühle Friedrich Wilhelms mit den geheimen Absichten Hardenbergs differiren mochten, wußte dieser vorzüglichste und patriotischste aller damaligen deutschen Diplomaten seinem Herrn indeß doch die Unmöglichkeit klar zu machen, bei fortgesetzter Rücksichtslosigkeit Napoleons fernerhin noch demselben Zutrauen zu schenken, und alle die mannigfachen Klagen des von Requisitionen und französischen Polizeimaßregeln gequälten Landes brachten endlich den Entschluß zur Reife, sich einer Herrschaft zu entledigen, die mit jedem Tage widernatürlicher und unmöglicher wurde.

Der wider Willen günstigen Folgen, welche Yorks Vereinigung mit Diebitsch sofort nach sich zog, konnte sich der Monarch ebenso wenig entschlagen, als daß Blücher in Polen ebenfalls den Russen sich

freundlich erwies, und die Heerhaufen Alexanders die Grenzen von Norden her überall überschritten.

Um weniger vom Feinde beobachtet zu sein und ein Terrain des Handelns zu gewinnen, brach Friedrich Wilhelm III. mit der ganzen königlichen Familie unter Bedeckung der Garden den 22. Januar von Potsdam auf und ging nach Schlesien, was jetzt außer Liegnitz frei vom Feinde war, und verlegte seinen Sitz nach Breslau, die äußeren Geschäfte in Berlin einer Regierungs-Commission, bestehend aus den Ministern von der Golz, Kircheisen, Lottum, Schuckmann und Bülow überlassend.

Napoleon, so zerrissen er in innerster Seele, so moralisch gesunken er an Kraft und Unfehlbarkeit vor Europa, so angegriffen seine Gesundheit war, schien nicht gewillt, die Früchte seiner Selbstsucht, das schöne Deutschland fahren zu lassen. Mit derselben gigantischen Energie, welche ihn seine Heere nach Rußlands Steppen und wieder zurückführen ließ, wußte er alle Mittel der politischen Reclame in Bewegung zu setzen, um der wunden Eitelkeit seiner Nation zu schmeicheln und sie zu neuen Opfern an Geld und Menschen zu bewegen. Der Rest der zurückgeführten Armee, die verbündeten Hülfsvölker mit eingerechnet, betrug immerhin noch 40,000 Mann, und

die Realisirung des Senatsconsults verhieß neue 350,000 Streiter, zusammen also 390,000 Mann, eine furchtbare Macht, um auf's Neue Schreck und Elend in die arme Welt zu tragen. Noch steckte die alte Berserkerwuth der Revolution, die Idee eines Weltreichs, das Napoleon geweckt, in Frankreichs Söhnen, jeder Tambour träumte sich ein Alexander, selbst die große Niederlage in Rußland ward pomphaft von dem Moniteur, der alten feilen Hetäre aller Dynastien, zum unsterblichen Ruhmespsalme für „Frankreichs heilige Escadronen" ausgebeutet. Paris lieferte besonders in der Adresse vom 12. Januar an den Kaiser einen guten Barometer französischer Arroganz und blödsinniger Ueberhebung, indem es, nach indignirender Erwägung der York'schen Affaire, fragt:

„Sollte sich wohl der Feind schmeicheln, durch die Folgen seiner Treulosigkeit ein Uebergewicht über uns zu erhalten? Glaubt er jenen Muth gedämpft, jenes Bedürfniß von Ruhm getilgt zu haben, welches die Herzen aller Franzosen entflammt?"

„Wie! Während auf allen Punkten Ihres (des Kaisers) weiten Reiches sich Denkmäler des Triumphes erheben, glaubt er, wir würden einwilligen, sie mit eigenen Händen umzustürzen! Möge der Feind vernehmen und schaudern, daß uns nichts von jener

hohen Stufe des Ruhms herabsteigen lassen wird, auf welche Ihr Genie uns erhob und auf welcher die Nachwelt uns einst anstaunen muß!“ — *)

Zum Bündniß zwischen Rußland und England war in der letzten Hälfte des Jahres 1812 mittlerweile noch Spanien getreten.

Als Friedrich Wilhelm III. mit seiner Familie in Breslau eingetroffen war, empfing das Volk seinen König mit jubelndem Entzücken; der Schwerpunkt aller moralischen Gewalt fiel auf Schlesien, indeß das vereinigte russische Heer 140,000 Mann stark unter Wittgenstein, Tschitschagow und Kutusow bis Königsberg und Marienburg rückte und die starke Festung Thorn besetzte. Bei der Macht des Feindes, der Isolirung Preußens schien indeß jeder offene, gewaltsame Schritt gefährlich, Hardenberg und Scharnhorst wählten also eine Auskunft, die begeisterten Söhne des Landes in schlichtester Form aufzufordern, unter die Waffen zu treten. Es erschien demnach die Bekanntmachung Hardenbergs vom 3. Februar 1813 über die Formirung der freiwilligen Jäger-Detachements bei der ganzen

*) Wer erkennt in diesem Gascognertone nicht das Vorbild jetziger imperialer Fanfaronaden? —

Armee und der Aufruf des allgemeinen Eintritts in dieselben.

Die entscheidende Stunde hatte geschlagen!

Kein lauter, fanatischer Jubel, kein Kampfgebrüll und weltzertrümmernd Dräuen wie an der Seine, ein lautloser Wink war's, wie von Dschemschids Zauberruthe, ein unsichtbarer Blitzschlag, ein Aufathmen, ein allgemeines Einverständniß! Die Geister der todten Söhne Armins, der gefallenen Helden des großen Friedrich hoben sich lautlos aus den Grüften, senkten sich in die Herzen von Borussia's Jugend, und Alles eilte zu den Fahnen!

Auf dem schwarzen Bret der alten Universität zu Breslau standen an selbigem Tage die Worte:

„Von morgen ab collegium publicum unter den Professoren Blücher und Scharnhorst!"

„Minerva."

Die Hörsäle der oberen Klassen aller Gymnasien standen leer!

Trautmann schrieb sofort nach Biebersdorf und legte die Proclamation bei.

An demselben Tage, als Bebran Gottliebs Brief und die Proclamation erhielt, erhob er sich wie ein Löwe aus seinem alten Lehnstuhl. Das Feuer der Jugend kam ihm wieder, die alte Dithyrambe der Tage von Roßbach und Leuthen!

Er schellte heftig, theilte dem eintretenden Rösler Alles mit und befahl, daß jede Arbeit eingestellt und das Gesinde, wie die Leute von Alt- und Neu-Biebersdorf auf den Gutshof entboten werden sollten.

— — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später war der Herrenhof dicht mit Köpfen besetzt; Männer, Weiber und Kinder, was nur kriechen konnte, war gekommen.

Schweigend harrte Alles der nahenden Dinge.

Die Thür des Herrenhauses öffnete sich; heraus trat Herr Dettlef von Bebran in vollem Sonntagsstaat, geschmückt mit den Ehrenzeichen seiner streitbaren Jugend, neben sich sein Kind, sowie Madame Selting. Ihm folgte Rösler, Lorenz und die Röslerin mit verweinten Augen.

Die Leute zogen ehrfurchtsvoll die Mützen.

„Kinder!" begann der Gutsherr, „ich hoffe, ich bin Euch ein redlicher Nährer und Beschützer, ein Hausvater gewesen, habe Gott vor Augen und im Herzen gehabt allezeit, und Keines von Euch ist ungetröstet im Unglück von mir gegangen. Während rings im Lande Städte und Dörfer von Napoleons Horden verbrannt, die Ernte verwüstet, und Tausende zu Bettlern und Krüppeln wurden, hat Gott unser abgelegenes Biebersdorf vor dem Aergsten

behütet. — Ich habe des großen Friedrichs Schlachten geschlagen, habe unser gesegnetes Preußen aus unbeachteter Kleinheit zu einem Staate wachsen sehen, vor dem die ganze Welt Respect hatte, und dasselbe Preußen ist heute entehrt, erobert, zerstückt, verarmt, und ich werde mich vielleicht in die Erde betten, ohne zu wissen, wem die Scholle, in der ich ruhe, wem unsre schönen Berge einst dienen werden, ob nicht mein Kind, von seinem Erbe vertrieben, darbend umherirrt, ob Biebersdorf nicht, wie manch anderer Ort, einst nur ein Aschenhaufen, und Ihr Alle zerstreut und heimathlos werdet!" —

Ein Murren erhob sich ringsum, dazwischen ein leises Schluchzen und Seufzen.

„Nicht genug, daß unser Herrgott in Rußland selber diesem Napoleon die Wege gewiesen hat, daß wir Alles erduldet, was Menschen tragen können, und unser guter König kaum mehr weiß, ob er noch ein Volk hat, will dieser Napoleon mit 400,000 Mann wiederkommen und uns das Letzte nehmen, was wir besitzen!"

Ein Geschrei der Wuth erscholl. Die Köpfe der Menge wogten wie Kornähren vom Winde geschüttelt.

„So hat denn Se. Majestät, der Liebe des Volks vertrauend, auf uns seine letzte Hoffnung gesetzt, daß wir mit Gut und Blut ihm helfen wollen, die Fran-

zosen aus dem Lande zu werfen, damit wir endlich in Frieden unser Brod essen können. Ich will nicht einen Groschen behalten und lieber mit meinem Kinde als Bettler aus Biebersdorf gehen, wenn ich damit nur helfen kann, daß dem König sein Recht und das Vaterland frei werde. Das schwöre ich, so wahr Gott sich meiner im Tode erbarme!" —

Darauf verlas der Verwalter die Proclamation wegen der freiwilligen Jäger.

„Wenn Ihr", begann Bebran wieder bewegt, „Eure Weiber und Kinder, wenn Ihr mich und Euren König liebt, so helft mir! Gottlieb Trautmann zieht in den Krieg, wer will im Leben und im Tode sein Genosse und Bruder sein? — Die Euren werd' ich versorgen, daß Keines Noth leide. Der König aber wird Euch ehren und der Himmel segnen. — Zwanzig Mann will ich ausrüsten, wer meldet sich und nimmt dies Zeichen?" —

Er griff in ein Körbchen, das Dorothea trug, und hob eine schwarz-weiße Schleife in die Höhe! —

Da faßte Rösler seinen Lorenz bei der Hand und trat vor.

„Hier sind Zwei, gnädiger Herr!"

„Was Alter, Du willst auch mit?" rief Bebran.

„Das will ich, Ew. Gnaden! So viel Kräfte habe ich noch, einem halben Dutzend Franzosen die Kugel

in den Leib zu jagen. Ich hab' es mit meiner Alten abgemacht. Flenne nicht, Mutter, ich sage Dir, ich halt' aus wie ein Junger!"

Da schritt Bebran in tiefster Rührung zu ihm und umarmte den Alten.

„Du ehrliches preußisches Blut, kannst doch Dein altes Herz nicht verleugnen. Ich laß Dich gewiß schwer, aber wenn Du bei Gottlieb und den Andern bist, wird mir um sie ordentlich leichter. Weinet nicht, Röslern, jede Kugel trifft ja nicht. Wär' ich kinderlos und nicht zu alt, bei Gott, ich stiege selber noch einmal auf den Gaul!"

„Wir gehen auch mit!" tönte es aus der Menge.

„Ich auch!" —

„Ich auch!" —

Zehn junge Burschen traten auf der Stelle vor, und Dorothea heftete ihnen, wie Rösler und seinem Lorenz, die preußische Schleife auf die Brust.

Freudenthränen weinte Bebran und schüttelte ihnen die Hände.

„Meine besten Pferde geb' ich Euch, Burschen. Ihr seid von heute ab in königlichem Solde, Rösler mag mit Euch täglich ein paar Stunden zu Pferde exerciren. Morgen fahr' ich nach Breslau, und wenn Ihr erst die Büchsen habt, wollen wir täglich

nach der Scheibe schießen, jeder Treffer in's Schwarze ist ein Franzosenherz. Es lebe der König und das Land!" —

„Hurrah!" jubelten die Biebersdorfer.

Alles ging tumultuarisch auseinander.

Alles athmete Kampf, selbst die stillen Thränen der Frauen wurden gelindert durch den Rachedurst und die Begeisterung, die jedes Herz durchwogte.

Zu Bebrans Freude meldeten sich am nächsten Tage schon mehr Leute, als er bestimmt hatte. Kaum daß die Zurückgestellten sich damit trösten ließen, daß sie der Herr an Stelle der fehlenden Knechte in Dienst nahm.

Emsig war er nun bemüht, daß die Leute ausgerüstet und einigermaßen geübt wurden, bis der Befehl zur Meldung bei den Garnisonen erfolgen würde. So wie er, sorgte aber Jeder nach seinen Kräften für das Glück des Landes, ach, für den holden, heißerflehten Frieden, den wohl so Mancher nicht mehr schauen sollte.

Viertes Kapitel.

Es ist mitunter, als schritte der midasohrige Genius der Gedankenlosigkeit durch die Welt und fegte die Erinnerungen alle aus den Hirnen der Menschen, damit die Fee des Trödels, die Mode, ein neues Phänomen, bunt und hohl wie Seifenblasen, auf den leeren Index der Zeit setzen könne! —

Noch sind keine funfzig Jahr verflossen seit dem großen Ringkampf gegen jenen Mann, vor dessen Selbstsucht sogar Ludwigs XIV. Ehrgeiz klein war, und schon sind wir der Gefühle und Begeisterung baar und ledig, die unsrer Eltern Herzen durchströmt, daß man kaum wagen darf, jene Tage herauf zu beschwören, ohne das blasirte Wort zu hören: „Ach Gott, die alte Geschichte!" —

Gab es nicht Augenblicke in Deutschland, wo man

die alten Kämpfer mitleidig lächelnd betrachtete, als seien ihr Schweiß, ihre Wunden ein Kinderspiel?

Wohl ist es eine alte Geschichte, Germanen. aber schaut im Westen jenen Mann, den Archimimus des ersten Bonaparte, der auf dem Sprunge steht, diese alte Geschichte wieder zu erneuen! Seht jenes arroganteste aller Völker, das sich, gleich den alten Aegyptern, allein als die Menschheit nehmen möchte! Werden nicht jene vergangenen Gefühle neu in euch wach! —

Aus den Gräbern empor, ihr bleichen Cohorten, die ihr bei Leipzig, Lützen, an der Katzbach, bei Dennewitz, Beeren und Belle-Alliance zum Pfande bliebt für die Befreiung deutscher Erde. Heraus aus den Hütten und Asylen, ihr fast vergessenen graubärtigen Trümmer jener Phalanx, die unsre heiligen Schlachten schlugen! Schmettert wieder, helle Trompeten, rasselt den Sturmmarsch, ihr Trommeln, heb' dich empor aus dem Mausoleum von Charlottenburg, todter König, und führ' die gewaltigen Colonnen der Todten, Krüppel und Greise herbei aus dem Lande der Verwesung und den Hütten der Armuth! Tretet hervor aus dem Goldgrunde, auf dem ihr still gespenstisch schlieft, ihr Heiligenbilder einer Patriotenseele, schmückt euch mit frischem Jugendschmelz des Lebens und webet ein Gedicht, das die Begeisterung deutscher

Herzen wecke, trotzig und frei, fröhlich und opferkühn! — Kein Fleck deutschen Bodens ist übrig geblieben, der nicht aus jenen Tagen in stummen Zeichen predigte, und wo der segenbringende Pflug nur geht, reißt er die Hühnengräber auf, in denen zu hellen Haufen die Recken liegen, die für uns einen guten Kampf gekämpft! — —

Die alte gute Breslau! Sie ist wohl eine bescheidene Stadt, hat weder Elysées noch Tuilerien, noch ahmt man ihre Moden tölpisch nach, und doch ward sie der Eckstein, an dem sich Frankreichs Kraft brach, das Bethlehem, in dem der Erlöser Europa's geboren, die Kathedrale, in der der Kreuzzug gepredigt, die Fahne gesegnet wurde zum Kampf gegen des Corsen tyrannische Selbstsucht! —

Der Aufruf des Königs „An mein Volk" vom 14. März 1813 war wie die Tuba des Auferstehungstages durch die Welt geklungen, die Russen waren unter Wittgenstein in Berlin eingerückt, welches Augereau-Castiglione eilig verließ. Kaiser Alexander, dessen andere Heersäule schon nach Schlesien marschirte, erschien in Breslau; der französische Gesandte St. Marsan war nächtlich von dort abgereist, um mit Bassano zu spät den Schrecken zu berichten, der ihnen über den Hals gekommen!

In diesen Tagen, wo kein Mann daheim blieb,

glich Breslau einer gefüllten Petarde, die nur der Lunte harrt. Das Regierungsgebäude auf der Albrechtsstraße mit seinen Höfen, die weite Aula, sonst der Sitz der Musen, das alte, majestätische Rathhaus mit seinen vielen Erkern, gothischen Giebeln und Simsen, den ehernen Eichenbüscheln auf den spitzen Eckthürmen, den steinernen Wahrzeichen, der arabeskenreichen, nunmehr verwitterten, Vergoldung, mit der alten Freitreppe, die auf den Markt mündet, wo von wackeligen Buden und Scharren umdrängt die gespenstisch dunkle Staubsäule in mittelalterlicher Grobheit uns zuruft: „Sei ehrlich!", der umgitterte Platz vor dem königl. Schloß, das waren die Altäre, wo Preußens Volk seine Jugend, seine Habe darbrachte. O, welches Strömen und Jauchzen, welch' brünstig Abschiednehmen! Der König mit ernster Majestät, Scharnhorst mit Dunois' Zähigkeit und Ueberblick, Blücher, der wilde Roland Preußens mit flammendem Feuereifer, beseelten und begeisterten die Krieger. —

Hier trat ein Musensohn hervor in kantischer Verachtung aller Erdengröße, ohne Rücksicht auf Gefahr jede Tradition verlachend, dort kam ein anderer, ein Schüler Fichte's, der die Materie verdammte, dem die Idee allein Wirklichkeit hatte. Der tolle Spitzbubenhumor Spiegelbergs und die animalische

Kampfeswuth Schweizers, die kämpfen will nur um des Kampfes willen, neben der Tellsnatur, welche die Rache zu ihrem einzigen Ideal erhebt, der anarchische Geist Carl Moors neben dem fröhlichen, stolz-sorglosen Gemüthe Egmonts, das heiße Blut Don Juans mit dem Spartanermuthe Zeninio's und die freiheitlechzende Seele Marquis Posa's mit dem Brutusstolze Verrina's, Alles, was die Nation in Wort, Lied und Wünschen barg, mischte sich zu jener furchtbaren todestrunkenen Schaar der schwarzen Gesellen, die unter Blücher, unter Lützow und York die Furien der Schlachten wurden, dem Teufel in die Zähne schlugen und lachend sich mit der Vernichtung selber vermählten, deren Banner getränkt war von Louisens Thränen, geweiht von den Seufzern Friedrich Wilhelms, umrauscht von Herders, Moritz Arndts und Schillers Skaldenklängen! Theodor Körner verließ Braut, Eltern und Heimath, um zu Lützows Bannern zu stoßen, und grüßte den preußischen Adler mit dem Liede:

„Bald werd' ich unter deinen Fahnen stehn,
Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehn,
Du wirst voran zum Sturm, zur Freiheit wehn!
Und was dann immer aus dem Sänger werde,
Heil ihm, erkämpft er sich auch mit dem Schwerte
Nichts, als ein Grab in einer freien Erde!" —

Das war ein einziges Erheben, nicht erlebt seit Menschengedenken, und der Preis all' dieses Opfermuthes war nur — ein Kreuz, ein Kreuz von Eisen zur Erinnerung an diese eisernen Zeiten! —

Es war am 17. März 1813, zwei Tage nach dem allgemeinen Aufruf, als auf dem weiten Plan vor den Wällen des Schweidnitzer Thores zu Breslau ein gigantisches Kriegsschauspiel stattfand. Die freiwilligen Jäger des schlesischen Armeecorps sollten das erste Mal inspicirt werden und ein Theil der Truppen unter Blücher sofort in's Feld rücken. Die weite Ebene, von der Landstraße nach Schweidnitz durchschnitten, ward rings von der Bevölkerung, den Freunden und Verwandten der jungen Krieger umgeben. Auf der einen Seite des Platzes standen die Freiwilligen, Infanterie und Cavallerie, eine lange, endlose, dunkelgrüne Linie, in der Mitte von einem schwarzen Streif unterbrochen, dem Lützow'schen Freicorps. Ihnen gegenüber am anderen Ende des Plans stand das reguläre Militär, die Garde, die Linien-Infanterie- und Cavallerieregimenter, Artillerie und Pioniere. Hell blitzten die Waffen, die Fahnen rauschten, man erwartete den König mit seinem Gast, dem Kaiser Alexander von Rußland. —

In der Mitte des Plans hielt eine zahlreiche Suite von Generälen, die Adjutanten ritten hin

und wieder, den einzelnen Commandeuren Befehle überbringend.

Da bewegte sich von Kleinburg her, die Landstraße entlang, ein sonderbarer Zug. Vorauf ein Wagen, mit Staub und Koth bedeckt, von vier Dorfkleppern gezogen, die keuchend daher trabten, gefolgt von einem Piquet Reiter, bis an die Zähne bewaffnet, denen drei offene Bauerwagen folgten, mit Stroh gefüllt, in welchen Schulter an Schulter eine Masse Bursche saßen.

„Teufel, meine Herren, was ist das? Sehen Sie nur dort den Aufzug herkommen!“ rief Scharnhorst, eine große, ritterliche Gestalt, wie von Erz gegossen, und wendete den Rappen, mit der Hand nach der Straße deutend. Alle Generäle wendeten sich nach seinem Beispiel und richteten ihre Gläser nach der bezeichneten Gegend.

„Herr von Richthofen, sehen Sie nach, was es ist. Bei Gott, von hier sehen die Leute wie eine Bande Zigeuner aus,“ sagte Blücher.

Der befohlene Adjutant gab seinem Pferde die Sporen und jagte über die Ebene, passirte die Truppenlinie und erreichte bald genug den Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Doch ein anderes Schauspiel fesselte jetzt die Aufmerksamkeit aller Anwesenden. Von der Stadt her erscholl Trommelwirbel.

Eine Cavalcade glänzender Reiter ward unter'm Thore sichtbar.

„Die Majestäten, meine Herren!" sagte Scharnhorst, setzte sein Pferd in Bewegung, und die Suite eilte dem Thore zu, während die Adjutanten nach allen Seiten stoben.

„Hurrah!" dröhnte es durch die Reihen. Die Truppen präsentirten, die Trommeln rasselten. „Es lebe der König, es lebe Kaiser Alexander!" scholl's aus den Reihen der Zuschauer, und die Regimentsmusik spielte. Die Suite der Generäle eilte die Herrscher zu begrüßen und sich dem Gefolge anzuschließen. — Neben einander ritten langsam König Friedrich Wilhelm und der Kaiser von Rußland die Front herauf, gefolgt von den Prinzen des königlichen Hauses, den Prinzessinen in offenen Wagen, dem General-Lieutenant Scharnhorst, dem Obristen Prinzen Biron von Curland, dem General-Feldmarschall Grafen von Kalkreuth, Staatskanzler von Hardenberg, General-Lieutenant von Blücher, von Kleist, den Grafen Tolstoy, Araktschejeff, Nesselrode, Balacjetscheff, dem General-Adjutanten von Natzmer, Oberstlieutenant von Wrangel, Regierungs-Chefpräsidenten von Merkel und vielen Adjutanten.

Während die Blicke aller Treuen an diesem glän-

zenden Zuge wie an dem Hoffnungssterne ihrer Zukunft hingen, sprengte der Adjutant von Richthofen von der anderen Seite her an Blücher's Seite und flüsterte leise mit ihm.

Blücher stutzte, dann lächelte er „Element, das laß ich gelten!" — und seinem Pferde die Sporen gebend, brachte ihn eine halbe Volte aus der Suite und in die Nähe der Monarchen. Indem sich der General etwa zehn Schritte entfernt, aber in gleicher Linie mit den Majestäten hielt, legte er die Hand an den Tschako.

Der König bemerkte ihn.

„Was haben Sie, Blücher."

Blücher ritt heran.

„Etwas, das Ew. Majestät Königliches Herz recht freuen wird. — Da ist nämlich tief aus dem Glatzer Gebirge eine alte ehrliche Haut von Gutsbesitzer gekommen und bringt uns 20 Mann Freiwillige ganz armirt zu Pferd, und ein paar Wagen Linienrekruten."

„Zwanzig Mann zu Pferd? Blücher, Sie irren sich wohl! Manche Stadt hat nicht so viel gestellt!" — Damit hielt der König sein Pferd an.

„Und doch ist's so, Majestät, mein Adjutant hat sie selbst gesehen. Sie halten auf der Straße jenseit der Linie."

Der ganze glänzende Zug hielt still.

„Wenn Ew. Liebden lauter solche Patrioten hat,

kann's uns nicht fehlen!" rief Kaiser Alexander. „Der Mann verdient, daß wir ihn sehen."

„Lassen Sie ihn herankommen, Blücher, daß alle Truppen dieses Beispiel der Aufopferung sehen!" sagte der König.

Blücher legte die Hand an den Schirm, wandte das Pferd und eilte mit seinen Adjutanten nach der Straße zu.

Die Majestäten mit ihrem ganzen Gefolge wendeten sich. Scharnhorst sprengte vor und winkte mit der Hand, die Tambours schwiegen. Eine seltsame Scene bereitete sich vor dem Auge der Truppen.

Blücher kam langsam zurück. Neben ihm schritt, auf den Stock gestützt, ein alter Herr in der Officiersuniform der ehemaligen Seidlitz-Dragoner. Hinter ihm aber, fünf Mann hoch in vier Colonnen, mit gezogenem Pallasch 20 freiwillige Jäger zu Pferd, commandirt von einem graubärtigen Knaben, der den Wachtmeister machte. In einiger Entfernung davon kamen etwa 25 bis 30 Männer verschiedenen Alters, ihr Bündel im Arm, drei und drei neben einander.

Ein Gemurmel des Erstaunens lief durch das Gefolge. Die Monarchen sahen einander lächelnd an, über Friedrichs Antlitz zuckte es wie Wetterleuchten. Als das Häuflein auf etwa fünfzig Fuß heran-

gekommen, ward „Halt" commandirt. — Die Truppe hielt.

„Präsentirt's Gewehr!" —

Sie salutirte. —

Blücher mit dem alten Officier kam auf einen Wink des Königs heran.

„Woher, mein Lieber?" —

„Von Biebersdorf im Glatzer Gebirge, Majestät. Wir sind Alle Biebersdorfer!" —

„Sie haben unter unserm hochseligen Großoheim, Friedrich II. Majestät gedient, sah ich. Ihr Name?" —

„Dettlef von Bebran, Majestät. Ich war arm, als ich in des großen Königs Heer trat, Alles, was ich erworben, dank' ich ihm, daher mein' ich, ist's recht, daß ich wiedergebe in solcher Zeit, was ich kann. Die jungen Leute sind schon etwas geschult, Majestät, ich bitte nur um Verzeihung, daß ich sie nicht eher schicken konnte."

Der König nickte stumm, kaum konnte er seine Rührung verbergen.

„Wer ist der Graubart, der die Leute führt?"

„Mein alter Reitknecht Rösler, hat die Campagne mit mir zusammen gemacht. Er will auch gern mit und das junge Volk zusammenhalten, wenn nämlich Ew. Majestät gnädigst geruhen, daß sie beisammenbleiben dürfen. Des Alten Sohn, Lorenz,

ist ebenfalls dabei, und der erste, da auf dem Flügel, ist mein Pflegesohn, Gottlieb Trautmann, der Theologie studirt hat. Die anderen Alle sind meine Leute und Insassen!"

„Die Rekruten dahinten auch?"

„Ja, Majestät!"

„Wie viel hat Biebersdorf gestellt?"

„Funfzig Mann auf tausend Seelen, beide Dörfer zusammen gerechnet."

„Bei Gott, das ist viel" rief der Kaiser.

König Friedrich Wilhelm ritt hastig an die Freiwilligen heran und musterte sie. „Tadellos!" murmelte er. Alexander folgte.

„Ihr sollt mir beisammen bleiben, Kinder, und ich will hoffen, daß die Biebersdorfer von sich hören lassen im Felde. — Seht auf den Alten, — Rösler heißt er ja wohl, — der wird's Euch vorthun. — Wo ist der Theologus?"

Gottlieb Trautmann rückte mit seinem Pferde einen Schritt vor.

„Nun," lächelte der König, „wenn Du in der Bibel und im Bügel recht fest bist, mein Sohn, kannst Du's wohl noch zum Superintendenten bringen, wenn wir glücklich wiederkommen."

„Wenn Ew. Majestät nur zu seinem Recht kommt

und wir nach Paris, soll mich der Superintendent nicht kümmern, mit Erlaubniß."

„Aber mich. — Du bist ein braver Junge! — Wir sehen uns — nach der ersten Schlacht!"

Darauf grüßte der Monarch die Leute und wendete sich mit tiefer Rührung zu dem Kaiser, dann schaute er rings um sich her.

„Meine Herren, wo solche Herzen im Lande schlagen, muß es uns gelingen!"

„Amen", sagten die Generäle, und unwillkürlich drängte sich die Suite um die Monarchen.

Der König aber wandte sich zu Blücher. „Leihen Sie mir Ihr Verdienstkreuz!" —

Blücher löste von seinem Halse das gewässerte Band, an dem das blaue Kreuz hing, und überreichte es dem Monarchen.

Der König nahm es, beugte sich vom Pferde nieder und legte den Schmuck in Bebrans zitternde Hand. —

„Pour le mérite, mein Braver! Gott erhalte Sie und segne Sie! — Generaladjutant von Natzmer, notiren Sie mir Herrn Dettlef von Bebran auf Biebersdorf. — Blücher, Sie haben mir aber ein scharfes Auge auf die Biebersdorfer." —

Da reichte auch Czaar Alexander dem wackern Bebran die Hand.

„Es lebe der König und das Vaterland, es lebe Alexander!“ rief der alte Degen. —

„Es lebe der König, es lebe der Kaiser!“ riefen die Generäle. Und die Begeisterung packte die Reihen; ein Jubel, ein Vivat brausten die Linien, und ward vom Volke jauchzend vielfältig wiederholt. — —

Die Majestäten, die Prinzen und die Generäle zogen grüßend an Bebran vorüber, Blücher blieb zurück.

„Mein lieber Herr von Bebran, die jungen Leute werde ich gleich einstellen, um 12 Uhr Mittags rücken wir zum Nikolaithor aus. — Haben Sie irgend noch einen Wunsch?“

„Ich, General? Keinen“, sagte Bebran erschüttert, „nur daß Sie mir die Jungens nicht schonen!“

Blücher faßte ihn bei der Hand.

„Herr von Bebran, die Biebersdorfer sollen an mir einen Vater haben, der Himmel erhalte Sie gesund, bis wir Alle wiederkommen!“

Darauf ertheilte er wegen der Biebersdorfer an den Adjutanten einige Befehle, gab dem Pferde die Sporen und eilte dem königl. Gefolge nach.

Herr von Richthofen brachte darauf Rösler mit seiner Schaar zu einem Detachement reitender Jäger, deren Führer er sie anvertraute, geleitete Bebran zu seinem Wagen und ließ die Rekruten hinter die

Linie eines Infanterieregiments treten, wo ihnen ein Unterofficier beigegeben wurde.

Bebran ließ seinen Wagen hinter den Zuschauern Posto fassen, und eilte, sich in die Nähe des Detachements zu stellen, wo Rösler mit Trautmann und den Seinen stand, und überließ sich, selig und stolz auf die Zierde seiner Brust, dem Glanz und der Begeisterung des militärischen Schauspiels.

Er hatte von ihnen und auch ganz besonders noch von der Freude seines Lebens, von Trautmann, Abschied genommen, der ihm in der Nacht schon bis Schidlakwitz entgegengekommen war. Er empfing dabei zugleich auch den Schlüssel von Trautmanns Studirstube und versprach, seine Bücher und Sachen in Verwahrung zu nehmen, bis Gottlieb glücklich heimkomme.

Die Inspection der Truppen war zu Ende. Blücher und Gneisenau nahmen das Commando, die Truppen schwenkten, die Detachements der Jäger rückten in die Lücken der Regimenter ein, das Defiliren begann unter rauschenden Klängen der Feldmusik.

Das eigenthümliche Ereigniß mit Bebran war im ganzen Gefolge, unter allen Generälen und Commandeuren bekannt geworden. Als die Blücher'schen Husaren mit ihrem Detachement reitender Jäger vorbeikamen, Rösler am äußersten Flügel, sagte der

König: „Da sind auch die Biebersdorfer. Gott gebe, daß sie so gut fechten, wie sie aussehn!" —

Darauf bildeten die Truppen, welche zum Ausmarsch bestimmt waren, ein großes Quarré, und schmetternd zog das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" zu sonnenhellem Himmel. Ernst und glühend ermahnte der Feldprediger die kriegerischen Söhne des Landes, „dem Feind die Stirn zu bieten, daß die Heimath frei werde!" —

Nun kam die Abschiedsstunde.

Während die Monarchen die übrigen Truppen den Parademarsch machen ließen, ward der fortziehenden Schaar ein „Rührt euch" commandirt. Die Angehörigen, Freunde und Gattinnen drängten sich in die Reihen zu einer letzten Umarmung und schmückten mit Blumen und Eichenkränzen die begeisterten Soldaten.

„Wenn Ihr mir eine frohe Sterbestunde machen wollt, Kinder," sagte Bebran, „so haltet Euch brav. Seid tapfer, wo Ihr Waffen blinken seht, Brüder unter einander und menschlich mit Weibern und Kindern. Die Euren daheim sollen nicht darben. Du aber, mein lieber Sohn," und er umarmte Trautmann, „denke, daß Du in mir einen zweiten Vater zurückläßt, und seh' ich Dich einst wieder, glänzt einst das Eisenkreuz auf Deiner Brust, dann, Gottlieb, hast Du mir

alle Wohlthaten vergolten, die ich Dir je erwies! Leb' wohl! Auch Du, alter Knabe, leb' wohl, hab' Acht auf die Leute!" Damit schüttelte er Rösler, dann Lorenz und allen Uebrigen die Hände. „Gott behüt' Euch, Kinder!" —

„Gott segne Sie," rief Trautmann bewegt.

„Gott segne unsern Herrn," riefen weinend die Leute.

Bebran eilte hastig hinweg, er wollte seine Bewegung nicht blicken lassen. Rasch bestieg er seinen Wagen und fuhr nach der Stadt.

Der Parademarsch der ausziehenden Regimenter erfolgte. Alle übrigen Truppen präsentirten vor ihnen.

„Vivat!" dröhnte es durch die Reihen.

„Hurrah!" antworteten die Anderen im Vorbeimarsch.

Die Monarchen an der Spitze, von Blücher geführt, rings umwogt von der Masse, zogen die Krieger durch die Stadt, die Schweidnitzerstraße entlang, über den Ring, die Nikolaistraße hinab. Alle Glocken klangen von den Thürmen, die Tücher der Frauen wehten, es rauschten die Banner, Blumen, Segenswünsche und Thränen fielen rings um sie nieder, ein Taumel hatte die Herzen erfaßt, ein Todesmuth, wie Sparta's Jugend je besessen! So zogen sie zum Thor hinaus. Die Majestäten grüßten zum Abschied.

„Lebet wohl!" dröhnte es hinterher aus dem zurückbleibenden Volke.

Als sie draußen auf der Ebene waren, begann die Feldmusik eine fröhliche Weise.

„Jungens," sagte der alte Rösler, nun denkt nicht mehr daheim! Seid lustig, Schwerenoth!" und er begann mit voller Kehle:

„Kein schön'rer Tod ist auf der Welt,
Als wer auf grüner Heide fällt!" — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Fünftes Kapitel.

Drei verhängnißvolle Jahre zogen über Europa, und mähten mit des Todes gefräßiger Sense Hunderttausende, die fröhlich in den Streit gezogen. Jetzt endlich war der Gigantenkampf beendet, Friede und Freiheit jauchzten die heimkehrenden Schaaren.

Napoleon Bonaparte, der sich aus den chaotischen Schlünden der Revolution erhob, die ganze Weltordnung umzustoßen und eine neue napoleonische Erde zu gründen, war vernichtet und seit wenig Monden gleich dem Prometheus an den Felsen von Helena geschmiedet, wo die Geier des gebrochenen Stolzes, der Menschen Verachtung, des dämonischen Hasses gegen alles Erschaffene ihm an der Leber nagten. Wohl war er ein Genie, wie seit dem großen

Friedrich nimmer die Welt gesehen, aber seine Genialität war auf Selbstsucht gegründet, eine Selbstsucht, die alle irdischen Grenzen überragte. Nachdem er die Revolution mit Hülfe des moderantistischen Bürgerthums, nachdem er seine Nation durch seine Siege bemeistert und sich zum Cäsar gemacht, begann er die Welt durch dieselben Ideen zu unterjochen, denen er daheim jeden Spielraum abgeschnitten hatte. Als diese Ideen aber sich gegen ihn selber kehrten und der empörten Welt die Waffen in die Hand drückten, zertrümmerte er mit seiner Selbstsucht und erkannte zu spät, daß er nur ein Einzelner, die Welt aber, die Ordnung Gottes das Ganze sei. Sein eigener Egoismus rächte sich an ihm in der Treulosigkeit seiner Nation, seiner Diener und Freunde, ach, aller Derer, die er groß gemacht, das falsche Ideal seines Lebens übte an ihm selber seine entsetzliche Wirkung aus.

So staunenswürdig er in seinem Siegerlauf gewesen, so verwerflich und nichtig war seine menschliche Existenz vor dem Richterstuhle jeder edlen Seele. Erst als sein Pathos, seine ungeheure Leidenszeit anbrach, reinigte sich sein Andenken bei den Menschen, machte ihn erst zu jenem Helden der neuen Zeit, der, gleich Herakles, nach langem Irrthum mit Würde auf den Scheiterhaufen stieg. Es lag in dem logi-

schen Gang, in der eisernen Naturnothwendigkeit seines Verhängnisses, daß Frankreich ihn endlich verlassen mußte, aber daß es ihn dennoch verließ, ihn, der es zu seiner höchsten geschichtlichen Höhe erhoben, ihn, welcher der verkörperte Ausdruck dieser Nation in ihren Schwächen wie ihrer Stärke gewesen, war ein nie zu tilgender Fehler, eine unauslöschliche Schmach, eine politische Bankerotterklärung ohne Gleichen! — Frankreich konnte sich seit jener Zeit nur in verschiedenen Variationen wiederholen, über sich erheben — nicht! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Geschmückt mit Eichenzweigen, empfangen vom jubelnden Volk zog Preußens Heer, ein Genius der Befreiung, im Herbst 1815 wiederum zu Berlin ein. Ihr Paladium, die Victoria auf dem Siegeswagen, einst von Napoleon im Triumphe nach Paris gebracht, kam unter'm Klang der Volkshymne wieder an den altgewohnten Platz. Die eroberten Fahnen und Trophäen, alte Zeugen preußischen Ruhms, vom Feinde geraubt und aufgestapelt, kehrten zu ihrem natürlichen Herrn zurück.

Vom König reich geehrt, durch alle Zungen gepriesen, lös'ten sich die Regimenter der Freiwilligen und Landwehr, dieses gigantische Bündel Pfeile, diese Legion von Brüdern auf, und eilte mit glühendem

Herzen nach allen Seiten, fort zum geliebten Herde, zum friedlichen Genuß der Ruhe und bürgerlichen Thätigkeit, die eben ihr Schwert der Welt zurückerobert hatte.

Friede und Freiheit, neues Erblühen der Volkswohlfahrt und Bildung, eine Zukunft voll rosigen Glücks, das waren die Träume, welche die Seelen der Krieger durchbebten, mit Sehnsucht ihre Schritte zu den heimischen Hütten beflügelten. —

Wie mag daheim wohl Alles stehen? Wen von den Theuren wird man wiederfinden, wen beweinen? Ach, und so mancher Mutter Sohn, so mancher Gatte und Vater kehrt nicht wieder! Die Arme, die erwartungsvoll sich ihm entgegenbreiten, umfangen die Luft, und die Hoffnung lebendig frohen Besitzes wird verbannt in's Land der Verwesung, vertröstet auf die große Vereinigung droben! — — — — —

— — — — — — — — — — —

Wie still ist's doch gegen sonst in dem guten Biebersdorf. Frauen, Greise und unmündige Jugend sind zurückgeblieben, die Arbeit zögernd zu verrichten, die sonst der Manneskraft obgelegen.

Der alte Bebran reitet nicht mehr wie sonst geschäftig hin und wieder, Alles ordnend und überschauend, Trost oder Belohnung, Tadel oder Hoffnung spendend gleich einem alten Hausvater des hei-

ligen Evangeliums. Er war gebrechlich worden und krank. Die Gicht fesselte ihn an's Zimmer und sein Auge, sonst scharf wie das eines Falken, umschleierte sich leise. Einen großen Theil seiner gutsherrlichen Angelegenheiten war er genöthigt gewesen dem Verwalter zu überlassen, um sich ganz der Pflege Dorotheens und der Madame Selting hinzugeben. Der Krieg, die Hülfe, welche er dem Staate geleistet, die Verminderung der Arbeitskraft auf seinem Besitzthume, vor Allem der Mangel einer genauen Controle seiner Verhältnisse hatten seine Finanzen schwer benachtheiligt. Die Familien Derer, welche in den Krieg gezogen, hatten seine Wohlthätigkeit ohnedies überreich in Anspruch genommen. Noch war er ein reicher Mann, aber das Seine befand sich in höchster Unordnung, und wenn dieser Zustand länger währte, ferner einer sichern, ehrenwerthen Hand entbehrte, war Bebrans Ruin endlich unausbleiblich.

Das Gefühl dieses Zustandes und seiner schwindenden Kräfte erfüllten den alten Herrn mit Bitterkeit und Schmerz, machte ihn übellaunisch und verdrossen. Längst traute er dem Verwalter nicht mehr, hatte vielfache Zeichen seiner Unredlichkeit in Händen, doch wo sollte in den traurigen Kriegsjahren der Gutsherr einen Ersatz für ihn finden? Der einzige

Mann, an den er sich hätte wenden können, war der Pfarrer; aber wenn auch Herr von Bebran öfter denn sonst in die Kirche ging, auch wohl hin und wieder, sobald er dem Theologen begegnete, mit ihm sprach, äußerlich also milder geworden zu sein schien, sträubte sich seine innere Ueberzeugung, die Starrheit seiner Grundsätze dennoch, einem Manne zu vertrauen, an dem er so irre geworden war. Das gedrückte Verhältniß zwischen Beiden blieb.

Bebrans einzige Hoffnung, seine letzte Lebensfreude war die ersehnte Rückkehr seiner Leute aus dem Kriege, vor allen die seines geliebten Pflegesohns Trautmann. Er mit Hülfe Röslers sollte den verfallenen Angelegenheiten von Biebersdorf durch Kraft und Treue ein neues Leben geben. Gottlieb, den er sich so recht nach seinem Herzen erzogen, schien ihm allein der geeignete Helfer, der Einzige, welcher seinem Kinde Freund und Rather in Zukunft sein konnte.

Wenn Morgens der Schlummer von Dettlef wich und er mühsam das Lager verließ, fiel sein erster Blick auf Trautmanns Bild über seinem Schreibtisch, ein Miniaturportrait auf Elfenbein gemalt, das Gottlieb vor'm Ausmarsch für seinen Patron in Breslau hatte anfertigen lassen und welches ihn in der dunkelgrünen Uniform der reitenden Jäger dar-

stellte. Bebran hatte es zu seiner freudigsten Ueberraschung in Trautmanns Studirstube mit einem paar dankbaren Erinnerungszeilen gefunden, als er nach dem Ausmarsch sämmtliche Effecten und Bücher des jungen Kriegers an sich genommen. Ueber Gottliebs Bild hatte der alte Papa den Schläger und die Burschenkappe seines Pflegesohnes angebracht, die Bücher desselben aber Dorotheen in Verwahrnng gegeben. Die Pikesche, Pfeife und Kanonen, kurz alle hinterlassenen Gegenstände des jungen Mannes wurden sorgsam erhalten und gepflegt, oft genug hervorgeholt, betrachtet und ihnen ein Cultus der Sehnsucht und Erinnerung gewidmet, von dem der Kämpfer in der Ferne schwerlich einen Begriff hatte. Trautmann war Bebrans erster und letzter Gedanke, das Ziel, auf welches willenlos alle Gespräche und Betrachtungen mit den Seinen hinausliefen. Was Bebrans Kummer, Furcht und Hoffnung stets rege erhielt, war aber, daß er während der ganzen drei Jahre von Trautmann und seinen Begleitern nicht die mindeste Nachricht erhalten, das Treffen von Wahlstatt ausgenommen, wo der alte Rösler eine Blessur erhielt und Gottlieb zum Wachtmeister avancirte. Wohl brachten die Zeitungen Nachricht von allen Siegen, wohl jubelte Bebrans Herz über Leipzigs große Völkerschlacht, den glor-

reichen Einzug in Paris, den letzten, mordenden Schlag bei Waterloo, aber sein Herz ängstigte sich bei dem Gedanken, sein Pflegesohn könne unter der großen Schaar Derer sein, die den Frieden zu genießen nicht mehr berufen waren.

An dem Schicksale Trautmanns nahm außer Bebran aber Niemand inniger Theil als Dorothea und Madame Selting. Wenn Dorothea schon früher durch das Bewußtsein, an dem jungen Manne unrecht gehandelt zu haben, das aufrichtige aber verschämte Verlangen trug, dieses Vergehen zu sühnen, so wuchs durch den Eifer, mit welchem er seine Studien betrieb, durch den Adel der Gesinnung, die sich in den Briefen an den Vater aussprachen, das ungescheute Lob des alten Herrn, durch die Begeisterung, mit der Gottlieb in den Kampf zog, das Interesse und die Erinnerung an ihn in stets erhöhtem Maße. Mit Rührung und nicht ohne über sich selbst zu erröthen, betrachtete nun die vollreife Jungfrau verstohlen das kriegerische Bild eines Mannes, den das Schicksal auf so eigenthümliche Weise mit ihr in Verbindung gebracht hatte. Unter seinen Büchern, die ihrer Obhut anvertraut waren, befanden sich die Gedichte Schillers, des flammenden Chorführers deutscher Jugend. Vielfach waren die erhabenen Stellen dieser Dichtungen von dem Ab-

wesenden angestrichen und mit Bleistiftbemerkungen versehen.

Dieses Bild an der Wand und drüber den Schläger, diese Bücher und drinnen die Hinweise auf seine eigenen Gefühle und Ideen bildeten den magischen Zauber, der Dorotheen mit ihm verwob, in den sie sich versenkte, ohne es zu wollen, zu wissen, dessen Gewalt sie erglühend fühlte, ohne sich ihr entziehen zu können! Gottlieb war der einzige junge Mann, welcher ihr mit einer überlegenen Bildung näher stand, der Abgott und die Hoffnung ihres Vaters, der Kämpfer für die Freiheit der Welt, jede Secunde in Gefahr schwebend, vielleicht längst todt, wie Theodor Körner, dem er so sehr im Bilde glich, todt, ohne daß sie ihm wenigstens zurufen konnte — „Vergieb!" —

Welch' junges Mädchen, sie sei eines Königs oder Bettlers Tochter, gebiert in ihrem Herzen, sobald sie zur Weiblichkeit erwachte, nicht einen Helden, nicht ein Mannesideal, um so schöner, je entfernter, um so höher, je unerreichbarer, um so glühender, — je mehr gefährdet der irdische Repräsentant desselben ist, je öfter von außen her die Erinnerung an ihn im weiblichen Gemüth geweckt, je abgeschlossener vor'm Vergleich mit Anderen es erhalten wird.

Die Theilnahme, welche Madame Selting dem

jungen Trautmann widmete, und welche sie seine glückliche Rückkehr lebhaft wünschen ließ, war anderer, wenn auch nicht weniger innigerer Art. Mit Trauer sah die vortreffliche Dame das körperliche Wohlbefinden des Herrn von Bebran sich vermindern, die finanzielle Lage der Familie sich verschlechtern und die Zukunft Dorotheens von allem Anhalt entblößt, außer dem, welchen sie ihr zu geben vermochte. Sie bemerkte andererseits das wachsende Interesse Dorotheens für Gottlieb, welches sie um so mehr mit Besorgniß erfüllte, als sie die Starrheit des alten Herrn in seinen Standesbegriffen wohl kannte und peinliche Auftritte, es mochte kommen wie es wollte, aber sicher viel schmerzhafte Stunden voraussah. Sie vertraute indeß dem gesunden Sinn, welchen der junge Mann stets bewiesen, und ihrer Geschicklichkeit, etwaigen Katastrophen vorzubeugen. Endlich sah sie die näherliegende, dringende Nothwendigkeit des Erscheinens Trautmanns für Bebran und die Angelegenheit der Familie für weit gewichtiger an, als die Nachtheile, welche etwa seine Anwesenheit mit sich bringen könnte.

So war denn Alles auf die Rückkehr unseres Kämpfers und seiner kleinen Schaar sehnsüchtig gespannt, nur der Verwalter und die Pfarrersleute machten davon eine Ausnahme.

Der Verwalter, ein alter Gegner Gottliebs wie Röslers, hatte, durch die Zeitumstände und Krankheit seines Herrn begünstigt, zu sehr in seine Tasche gewirthschaftet, um nicht eine leise Ahnung davon zu haben, daß mit der Rückkehr der Biebersdorfer Helden sein unumschränktes Reich und Einkommen ein Ende habe.

Alle Leute daheim befanden sich demnach in der tödtlichsten Unruhe und Sehnsucht. Die Truppen hatten ihren Einzug in Berlin, die Schlesier in Breslau gehalten, das wußte man. Mit freudiger Hoffnung wurde vernommen, wie hoch die Kämpfer von Fürst und Volk geehrt worden waren. Man berechnete Tag und Stunde der Wiederkehr, bei der geringsten Veranlassung lief man hinaus auf die Straßen, bald nach Gläsendorf und Hartau zu, bald nach dem Kehrwieder, und doch immer vergeblich! Man erkundigte sich in Polsdorf, Falkenstein, Kaiserswaldau und den ringsumliegenden Gemeinden, zu denen bereits viele Angehörigen zurückgekehrt waren. Man konnte nichts Vernünftiges erfahren.

Bebran schlief keine Nacht mehr. Sein Zustand ward durch Erregung und selbstquälerische Gedanken von Tag zu Tag verschlimmert.

So saß er denn auch wieder eines Nachmittags

in seinem Sorgenstuhl, eingewickelt im Schlafrock, am Fenster, wendete unruhig das Haupt hin und her, blickte bald auf den Hof, zu sehen, was die Leute da trieben, bald auf die Dorfstraße hinab, deren Krümmungen sich im Nesselsgrunde verloren, ob er nicht irgend ein Anzeichen der Kommenden erblicke. Dann wendete er das Antlitz wieder nach dem alten Schreibtisch, auf das Bild und den darüber hängenden Schläger.

Plötzlich erhob er in namenloser Angst den Oberkörper und wendete sich nach dem Innern des Zimmers, wo Dorothea und Madame Selting nähten.

„Es ist aber ganz unmöglich, daß ich das länger aushalten kann! Meine Angst wächst Stunde um Stunde! Jetzt müßten sie doch schon zurück sein! — Ich glaube, da ist ein großes Unglück geschehen, und wir können warten bis an den jüngsten Tag. Haben wir bis morgen keine Nachricht von ihnen, so gebe ich Alles auf. Dann will ich mich nur gleich in die Grube legen, damit ich Das nicht zu sehen brauche, was noch folgt!" —

Dorothea war rasch aufgesprungen und zum Vater geeilt. Sie küßte seine Hand, in ihren Augen glänzten Thränen.

„Lieber Vater, das kann Gott nicht wollen. Er

wird gewiß Ihren Wunsch erfüllen nnd den Mann zurückführen, welcher Ihnen Ruhe und Hoffnung wiedergeben kann und Beistand leisten!"

„Nicht um mich, Kind! ist's, das weißt Du wohl. Ich kann nichts mitnehmen, wenn ich von hinnen gehe. — Ach, ich scheerte mich den Teufel um Alles, wenn Du nicht wärst, mein liebes, einziges Kind! Wüßte ich nur Trautmann hier, der die Dinge ordnete, wollte ich auch ganz still halten und mit dem zufrieden sein, was Gott dann über mich beschließt!" —

„Halten Sie nur noch einige Tage aus, Ew. Gnaden," sagte Md. Selting, und erhob sich, „wäre Herrn Trautmann etwas geschehn, so würden doch Einige von den Leuten zurückgekommen sein und Nachricht bringen. Es waren funfzig Mann im Ganzen, die können doch unmöglich Alle geblieben sein."

„Ach, Beste!" fuhr Bebran düster dazwischen, „Sie sprechen wie der Blinde von der Farbe. Wir waren bei den Seidlitz-Reitern in einer Schwadron lauter Bekannte, zwei Schlachten genügten, uns auf die Hälfte zu bringen, und als der Krieg aus war, blieben ihrer noch ein halb' Dutzend am Leben. Seit Wahlstatt bekamen wir keine Nachricht! Da ist viel Spielraum bis heute, um lumpige funfzig Mann von der Erde zu blasen! Doch der Wille des Herrn geschehe. Laßt uns nicht weiter darüber nachsinnen. — Komm,

Dorothea, lies mir etwas vor aus den Gedichten des großen Schiller. Das war auch ein Held ohne Gleichen, hat dem Napoleon mehr Schaden gethan, als ein halbes Armeecorps, mit seinen Versen. Geh', hol das Buch!" —

Dorothea eilte hinaus. —

„Gnädiger Herr," sagte die Selting, „erhalten Sie sich doch nur für Ihr Kind, geben Sie der Muthlosigkeit nicht so Raum, vielleicht wird Alles besser, als wir denken."

„Wollen's hoffen, meine Gute, 's wär' endlich Zeit. Ich will mich auch zusammennehmen, daß Dorothea es nicht so merkt. Bleiben Sie immer bei meiner Tochter, Selting, was auch komme, sorgen Sie mit dem Argwohn der Mutterliebe, daß ihr nichts verkürzt wird; denn" — und seine Stimme wurde unsicher, „wenn Trautmann — geblieben ist, dann habe ich mir schon vorgenommen, die Besitzung loszuschlagen, um den ganzen Kummer los zu sein und zu wissen, was ich habe. Es wird mir freilich schwer, hatte mir eingebildet, neben meine gute Frau auf den Biebersdorfer Kirchhof zu kommen, aber — ich sehe schon, ich muß in den sauren Apfel beißen. Handeln Sie immer an Dorotheen, wie Sie an Ihrem leiblichen Kinde handeln würden!"

Er faßte die Dame fest bei der Hand, und sah ihr starr in's Gesicht.

„Das werde ich," antwortete sie fest und mit ernster Zuversicht. „Ich bin stolz auf diese Pflicht, Herr von Bebran, und sie wird nur mit meinem Leben enden." —

Ein leises, zufriedenes Lächeln überflog des alten Herrn Gesicht.

„Gott segne Sie dafür, meine gute Selting!" — Dorothea trat mit dem Buche ein.

„Soll ich Ihnen das Lied an die Freude lesen, was Sie so lieben, Vater?"

„Nein, mein Kind, mein trübes Gemüth kann dem Jauchzen, das aus diesen Versen spricht, nicht folgen, ich brauche Ernsteres, Etwas, das zu meiner herben Stimmung paßt!"

Indeß der Alte hinausstarrte in das Herbstlaub, hinüber zu den dunkeln Bergen der scheidenden Sonne nach, blätterte Dorothea in dem Buche, um eine passende Dichtung zu finden. —

„Was ist das?!" — schrie plötzlich der Alte. „Horch, hört Ihr nichts?" — — „Nein, nein! Es ist blos das Hirtenhorn gewesen. — Fang' nur an." —

Eine Trompetenfanfare durchschmetterte die Luft

Hufschlag und Roßgewieher ertönte. Alles fuhr empor!

„Sie sind's, sie sind da!" — rief der Alte und richtete sich jäh empor. „O, meine Augen sind so trübe, ich kann nicht sehen, wer drunter ist! Ach, schaut doch hinaus, Kinder, und sagt mir, was ich zu hoffen und zu fürchten habe!" —

Er hatte sich wieder in den Sessel zurückgelehnt, die Bewegung und Angst dieser Minute beraubte ihn des freien Gebrauchs seiner Sinne. Den Arm seines Kindes umspannend, lauschte er den wirren Tönen unten und preßte die andere Hand an das wild klopfende Herz.

Die Frauen starrten hinab.

In einem Nu hatte sich der weite Hof mit Reitern, Soldaten, Frauen und Kindern der Biebersdorfer, einem Meer von Köpfen, bedeckt. Jauchzen und Weinen, Wiehern und Waffengeklirr mischten sich mit Seufzern und Gelächter zu einem Chaos, das die anbrechende Dunkelheit noch unentwirrbarer machte.

Peinlich war die Stille im großen Zimmer.

Da klirrte es auf dem Flur. Mannstritte tönten wieder.

Die Thür flog auf und die markige Gestalt eines Officiers im Reitermantel ward sichtbar.

„Gottlieb! — Mein Junge, mein lieber lang

Ersehnter! Bist Du es, hab ich Dich wieder, leibhaftig wieder?!"

„Ja, theurer Herr von Bebran, mein edler Beschützer, ich bin's, — der Trautmann! Gott grüß' Sie tausendmal!" —

Der junge Mann eilte zu dem Kranken und beugte sich nieder, ihm die Hand zu küssen. Bebran, der aufstehen und ihm entgegengehen wollte, fiel ihm fast ohnmächtig vor Freude um den Hals.

Eine Scene lautloser Wonne und Seligkeit erfolgte, nur vom Schluchzen und von unartikulirten Tönen des Jubels unterbrochen. — In dieser Stunde machte sich aller Gram, alle Sorge, alle Herzensangst Bebrans in gewaltigen Eruptionen Luft, und erschütterten den leidenden Körper des Greises mit wilden Schauern.

„Du allgütiger Gott, wie dank' ich dir, daß du ihn mir zurückgegeben! — Kinder, nun werd' ich wieder ganz gesund, wahrhaftig! Nur die Sorge hat mich so hinfällig gemacht! Leg' ab, mein Junge! Bringt Licht, nur Licht, daß ich ihn mir betrachten kann, den Mann betrachten, den ich erzogen habe zur Befreiung des Landes!" —

Madam Selting war hinausgeeilt und brachte Licht.

„Wenn Sie mich, nein, wenn Sie Ihre Tochter,

alle Ihre Treuen lieben, Herr von Bebran, so bleiben Sie sitzen. Regen Sie sich nicht zu heftig auf. Uebergroße Freude kann Ihnen schädlich werden. Ich bleibe ja nun bei Ihnen!"

Mit diesen Worten drückte Trautmann den alten Herrn sanft in den Sessel und hätschelte ihn wie ein Kind, das man beruhigen will.

„Ach, Junge, sei gescheidt, ich bin kein Kind! Laß mir doch die Freude, hab' mich ja lange genug härmen müssen. — Haha! Wie schmuck Du bist! Bei Gott, ein ganzer Mann; der alte Fritz müßte seine Freude an Dir haben. Aber erzähle doch, seid ihr Alle wieder glücklich zurück, Gottlieb, oder — — Ha, wo sind die Röslers!" —

„Lieber Herr von Bebran," antwortete zögernd Trautmann, „nach der Freude kommt der Schmerz. Ich bringe Ihnen — nur einen wieder! — Der arme fröhliche Lorenz, der Freund meiner Jugend —! Eine Musketenkugel riß ihn bei Leipzig nieder!" — —

Bebran sah starr vor sich hin. —

Dorothea ging rasch hinab. —

„Wie viel Biebersdorfer sind noch gefallen!" fragte Bebran leise. —

„Von unseren Jägern sieben, von den dreißig Rekruten elf!" —

Langsam trat der alte Rösler mit seiner Frau

ein. Ihre Gesichter waren verweint, ihre Herzen klagten um die Hoffnung ihrer alten Tage!

„Rösler!“ rief Bebran und reichte beiden Alten die Hand. „Röslerin, ich sage nicht, weinet nicht um ihn; ein Kind ist ja das Höchste in der Welt. Wenn es dafür überhaupt einen Trost giebt, ist's der, daß er als Held gestorben, sein Blut der Kaufpreis für unser Aller Glück ist, er hat einen wackern Sieg errungen und findet seine Lorbeeren im Himmel, wo ihr ihn wiedersehn sollt!“ —

„Das mein' ich auch, gnädiger Herr. Der liebe Gott muß doch gedacht haben, er sei bei ihm besser aufgehoben, als hier. Mich hat er nicht haben wollen und ich hab' mir gewiß Müh' gegeben, dem Lorenz nachzukommen. War's mir doch gar zu schwer, daß ich allein zur Mutter heimkehren sollte. Eines aber hat mich grimmig gefreut,“ und des Alten Augen glühten, „wie der Gottlieb, Donnerwetter, der Lieutenant sag' ich, dem verdammten Hund, der ihn zusammenschoß, eins über den Schädel gab, daß er zusammenbrach wie ein Kornhalm beim Mähen!“ —

„Setz' Dich her zu mir, Rösler, ihr Alle um mich herum! — Tochter, laß eine Flasche Wein bringen für den Willkommen. — So, und nun erzähle, Alter, von Deinem Lorenz. Ein mannhaft Ende

lebt ewig im Munde der Menschen, das ist der Stolz jedes braven Soldaten!“ —

Man setzte sich zusammen. Bebran hielt Gottliebs Hand in der seinen.

Rösler begann leise. Auf seinen Zügen malte sich lohende Kampfeslust und zuckender Schmerz.

„Vor Leipzig war's, bei der Reiterschlacht von Möckern. — General-Lieutenant Blücher hatte mit uns und den Russen bei Elster die Elbe überschritten und wir waren am 11. October in Halle todtmüde eingerückt. Vier Tage rasteten wir, um Kräfte zu sammeln, denn wir wußten, daß uns in Leipzig Napoleon zur großen Menuet aufspielen wollte.“

„Ehe wir von Halle ausrückten, hielt Blücher über uns Revue.“

„Kinder,“ rief der Feldherr, „diesmal gilt's! Napoleon wird uns einheizen, denn er spielt seine letzte Karte aus und weiß, daß er geliefert ist, wenn er zu Leipzig den Kampf verliert. — Herzenskinder, liebe Jungens, thut unserm Herrgott und dem Vaterlande, thut dem alten Blücher doch den Gefallen und siegt! — Wir müssen siegen, hört ihr's, Soldaten, sonst ist Alles, was wir bisher gethan, umsonst! Drauf denn, der Himmel sammt euren Weibern und Kindern hoffen auf euch. Wir werden auch gewiß siegen, Kinder, denn die Oesterreicher unter Schwarzenberg,

der Kronprinz von Schweden, und York eilen schon von allen Seiten herbei, es kommt nur drauf an, daß wir, wie immer, die Ersten sind! Verstanden? — Vorwärts mit Gott für Vaterland und König!" —

„Hurrah! — Vorwärts! — Wir sind die Ersten, Vater Blücher! — Drauf!" — So donnerte es durch die Armee. Die Feldmusik spielte, wir zogen dem Feind entgegen."

„Die freiwilligen Jäger, unsre reitenden Jäger, Husaren und Uhlanen machten die Vorhut."

„General Hellwig, der sie führte, sprengte vorauf."

„Freiwillige Jäger, sperrt die Augen auf, jetzt oder nie! Und ihr, Biebersdorfer, steckt ja sonst so gern die Nasen zuerst hinein, so nehmt also die Tête der Colonne! Vorwärts!" —

„Wir formirten uns. Die Trompeten klangen im lustigen Tralirala und es ging im Geschwindmarsch auf Leipzig. Des Nachts kamen wir gegen Schkeuditz. Unsre Tirailleure besetzten den Ort und wir machten Nachtquartier mit dem Zaum im Arm. Die Vorposten wurden bis gegen Möckern vorgeschoben, in dem Napoleons Garden und die zahlreiche Cavallerie unter Marmont stand."

„Der sechszehnte brach an. Wir saßen auf. Alles war zum Schlagen bereit. — Vater Blücher

hatte aber seine geheimen Absichten, er wollte nicht, sondern wartete auf Nachrichten und trug nur Sorge, daß uns der Feind nicht zu zeitig sehe. So lauerten wir fast den ganzen Vormittag und trieben allerlei Possen, um die Zeit zu vertreiben. Ach, wie lustig war da noch unser Lorenz! — Gut! Um 11 Uhr endlich entfalteten wir unsre Linie, zogen aus Schkeuditz und um zwei Uhr etwa ging der Betteltanz los!"

„Mit entsetzlichem Hurrah stürzte die Infanterie auf den Feind los, wir hielten die Flanken. Mit blankem Bajonett und Säbel ward er aus Möckern geworfen, in das er sich verschanzt hatte. Die Franzosen zogen sich auf Gohlis zurück. Wir aber, nicht faul, saßen dem Feind gleich wieder auf der Jacke. — Es war ein harter Strauß, Herr, dreimal drangen wir in den Ort ein und brachten die alten Bärenmützen zum Weichen und dreimal warfen uns die Halunken wieder hinaus. Vater Blücher ließ aber nicht nach, auch waren wir zu wüthend auf die Rothhosen."

„Die Trompete rief wieder und wie die Teufel setzten wir mit unseren Gäulen mitten in die Colonnen, die Kanonen und Kartätschen aber spielten dazu so mörderisch auf, wie ich's noch nie gehört. Mann an Mann wurde im Dorfe gekämpft, von Haus zu Haus, aus einem Gehöft in's andere, und die brennenden Häuser vermehrten die Hitze. Da war's, wo ein

Grenadier meinen armen Sohn durch die Brust schoß. — Er klappte vom Pferde und ich fing ihn in meinen Armen auf. Mir ward schwarz vor den Augen. Unser Gottlieb aber, als er's sah, war wie ein Wahnsinniger vor Wuth und Schmerz. Er stürzte sich auf den unseligen Schützen und spaltete ihm das Hirn, drückte dem Roß die Sporen bis über's Rad in den Leib, und drang, Hiebe austheilend, tief in die weiten Colonnen des Feindes."

„Heiliges Kreuz, holt mir den Trautmann heraus, Kinder," brüllte der Oberst, „sonst ist er hin!" Alles drängte auf einen Punkt.

„Die alten Grenadiere stoben vor uns wie Spreu, unsre Infanterie kam von der Seite. „„Drauf, drauf! Victoria!"" Mit einem furchtbaren Hurrah ward der Feind aus Gohlis geworfen und retirirte. Wir nach, Gottlieb voran. Er blutete aus drei Wunden, aber merkte nichts. Dem feindlichen Standartenträger schoß er eine Pistolenkugel durch's Kreuz und hieb den kaiserlichen Adler aus des Sterbenden krummen Fingern. — So drangen wir nach, unsre Kartätschen halfen den Franzosen laufen, aus der Vorstadt von Leipzig selbst warfen wir ihn! Der Sieg war unser!" —

„Am andern Tage ruhten wir und vereinigten uns mit dem Heere der Verbündeten um die Pleiße. Den 18. ward die Kaiserschlacht geschlagen, und ich weiß Viere, denen ich meines Sohnes Tod eingetränkt."

„Napoleon floh, die Russen und unsre Husaren gingen ihm nach.“ —

„Auf der Revue, welche die Monarchen abhielten, ritt unser braver König an uns heran, lobte die Biebersdorfer, Gottlieb ward Lieutenant und für den Adler kriegte er das eiserne Kreuz. — Nur — unsern Lorenz kriegten wir nicht wieder!“ —

„Einen kaiserlichen Adler in Deinen Händen, Gottlieb, das eiserne Kreuz auf Deiner Brust?! Komm' näher, Dorothea, reich' diesem edlen Manne die Hand zum herzlichen Willkommen, er wird in Dir mich ehren, und wenn ich einmal todt bin, hast Du wenigstens einen redlichen Freund, der das Kind des alten Bebran ebenso schützen wird, wie er das Recht seines Königs geschützt hat!!“ —

Dorothea war hoch erröthend und gesenkten Blicks herangetreten.

Trautmann faßte ihre Hand.

„Das, mein gnädiger Wohlthäter, soll mein größtes Glück und meine höchste Ehre sein. Erlauben Sie mir, Fräulein von Bebran, die Bitte auszusprechen, daß Sie mich in allen Lagen des Lebens als Ihren treusten Diener ansehen mögen!“

Er sah ihr voll und warm in's lichte Auge, beugte sich auf ihre Hand und küßte sie.

Dorothea war dem Vergehen nahe. Thränen rannen ihr über die Wangen und sie hauchte:

„Verzeihen Sie mir.“

„Wer, wenn er Sie jetzt ansieht, gnädiges Fräulein, hätte Ihnen je etwas zu verzeihen?“

Dorothea schrak zusammen, sie warf einen scheuen Blick auf den glühenden jungen Mann und ward todtenbleich. Sie fühlte den spitzen Pfeil, geschleudert von der Venus schlauem Sohne.

„Das ist recht,“ lächelte Bebran, „macht den alten Kindergeschichten ein Ende. Ich versichere Dir, Gottlieb, sie hat sich bis diese Stunde darüber gehärmt!“ —

„Daß Ihr Fräulein Tochter, gnädiger Herr, noch heute sich jener Zeit zu erinnern vermag, giebt mir nur einen rührenden Beweis ihres großmüthigen Herzens. Ich hoffe, diese Ueberzeugung wird sie beruhigen.“

„Ja, laßt es gut sein. — Hier stelle ich Dir die Erzieherin, ich kann sagen, die zweite Mutter Dorotheens, Madame Selting, vor. Nun aber kommt und laßt uns in Frieden und Ruhe mit einander plaudern. Da, Röslers, setzt Euch nur wieder her, werdet des unabweisbaren Schmerzes Herr, und genießt, was Euch das Schicksal vom Leben übrig gelassen, in Zufriedenheit. Wir haben einander gar viel zu erzählen. Es steht in Biebersdorf auch nicht so gut

mehr, als ehedem, und 's ist grade Zeit, daß Ihr kamt, um den Geschichten hier ein Ende zu machen. Die Krankheit hat mir hart mitgespielt, dazu der Krieg, und so ist Alles rückwärts gegangen!"

Während Madame Selting und Dorothea mit der Röslerin Hülfe das Nachtmahl bereiteten, Trautmanns Zimmer einrichteten und für die Pflege der Angekommenen Sorge trugen, mußten die beiden Krieger ihren ganzen Vorrath kriegerischer Erlebnisse ausschütten, und das Herz des alten Herrn dehnte sich weit aus; sein Geist schwelgte im Genusse kriegerischer Thaten, die seine Jugend ihm wiederum leuchtend heraufbeschworen. Die Voraussicht glücklicher sorgenfreier Tage, das Gefühl, die Ersehnten wieder zu haben, wirkten versöhnend auf das Gemüth des alten Herrn und gaben ihm körperlich wie geistig einen Frieden, eine Milde, wie er seit langen Jahren, ja seit dem Tode seiner Gattin fast nicht mehr besessen hatte.

Ehe die Vorbereitungen zum Abendessen beendet waren, verließ Trautmann, in den Mantel gehüllt, auf einige Zeit das Haus und schritt hinab durch das aufgeregte Dörfchen, das heute einen wahren Sonnenabend, einen Sabbath nach langen Stürmen feierte. Ruhe für die Lebenden, Ruhe dem Todten! — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Während rings in den Hütten und droben auf dem Herrenhof die Freude ihre Rosenlichter ausgoß, ja selbst der Schmerz milder wurde durch das ruhmvolle Heldenopfer der Gefallenen, war es beim Pfarrer Schlehdorn gar öde und trübselig.

Alt, vergrämt, vom Herrngesinde gleichgültig behandelt, mit sich selbst zerfallen, saßen sie Beide bei einer armseligen Lampe; sie strickend, er über die Predigt studirend, die er morgen seiner Gemeinde halten wollte. Heut' war das Fest der Freude, wo Jeder dem Andern sich versöhnte, vergangene Noth vergaß und das Weh verstummte über der Himmelsfreude der Gegenwart. Nur sie waren von aller Freude ausgeschlossen. Den tiefsten Schmerz hatte der Pastor empfunden, als der Patron ihm nicht einmal Dorotheen zur Confirmation anvertraut hatte, sondern sie vor zwei Jahren bis zum Pfarrer nach Reinerz wöchentlich zweimal sendete und seither auch dort mit ihr communicirte. Verachtung vor der Welt, Verachtung vor den Leuten war ihr Loos!

Die Unterhaltung Beider, wenn sie nicht Amtsangelegenheiten oder Wirthschaftsinteressen berührte, war höchst einsylbig und nie ganz frei von Schmerz und Bitterkeit. Sie konnten wenig Dinge mit einander reden, wo sie nicht auf das Zerwürfniß mit dem Gutsherrn und dessen Veranlassung ewig wieder zu

sprechen kamen. Das eheliche Verhältniß beider Gatten hatte dadurch mannigfach gelitten, und wären sie nicht zu alt gewesen, hätten sie sich lieber um ein andres Pfarramt beworben, um einen Ort zu verlassen, wo ihre Autorität so sehr erschüttert war. —

Die Pastorin schrob die düsterbrennende Lampe in die Höh', der Pastor richtete das Haupt empor, strich mit der Hand über die kahle Stirn und warf die Feder verdrießlich von sich.

„Eh', ich wünschte, Du sargtest mich je eher je lieber ein, dann wär' ich die Qual auf ewig los! Gott wird barmherziger mit mir in's Gericht gehen, als die Menschen, weiß er doch gut genug, wer hauptsächlich an allem Uebel schuld hat und daß ich auch noch anderer Leute Dummheit mitentgelten muß" — und er warf seiner Frau einen bittern, heftigen Blick zu.

„Ja, ja, brauchst mich nicht so finster und verächtlich anzusehen, ich weiß schon, wen Du meinst. Wir haben zusammen gesündigt, wenn's aber für Deine Seele besser ist, will ich allein Alles auf mich nehmen!"

Die Pastorin wendete sich nach dem Dunkeln, damit er ihre fallenden Thränen nicht sehen sollte.

Dem Pastor gab es jäh einen Stich durch's Herz und er faßte über den Tisch nach der dürren Hand seiner Frau und drückte sie. —

„Wir wollen es tragen, Frau, wollen uns nicht

noch mehr das Leben verbittern. Hat der Gottlieb uns nicht genug Schmerzen gemacht, müssen wir auch noch zusammen wie Hund und Katze die paar Jahre leben, die wir noch haben? O, die Schrift hat Recht, der Neid ist die Wurzel alles Uebels. — Und doch fühl' ich im Herzen, daß ich dem Jungen nicht gram sein kann, dennoch freut's mich manchmal, daß er es so weit gebracht hat. — Ach, er ist zurück, gewiß! Ich mag gar nicht d'ran denken, ob mir zum Fluche ihn eine Kugel fortgerafft!" —

Wie Beide so einander gegenüber saßen, die Hände krampfhaft verschlungen und sich in die müden Augen sahen, wehmüthig, mit versiegter Hoffnung, öffnet sich die Hausthür. Die Glocke schlug an, der Hund im Hofe bellte, sie hörten es nicht. — Mumienhaft stierte Eins das Andere an und war verloren in seine Gedanken. — Selbst das Klopfen an der Thür mochte sie nicht wachrütteln. —

Plötzlich legte sich ein Arm, eine warme pulsirende Menschenhand um des Pastors Nacken.

Er fuhr empor. Die Pastorin schrie auf und taumelte rückwärts.

„Ich bin es ja nur, mein lieber alter Lehrer und will Ihnen sagen, wie lieb Sie Ihr ehemaliger Zögling noch hat."

„Gottlieb Trautmann!! Mein Sohn!!" —

Schüler und Lehrer hielten sich lautlos umfangen, die Pastorin stand dabei, halb Schluchzen, halb Jubel.

Der Götterfunke der Freude war auch in ihre Herzen eingezogen; in der düstern, öden Stube begann's zu glimmen und zu leuchten, zu jubeln und zu kosen, denn da waren zwei Kinder, zwei alte glückliche Kinder, die versöhnt wurden mit der Welt, mit sich, mit ihrem Gott durch das dankbare Herz eines Jünglings, der ihnen nur von dem vorzuschwatzen hatte, was er bei ihnen Tüchtiges gelernt, der ihnen sagte, daß grade die strenge Erziehung bei ihnen ihn zu dem gemacht, was er geworden, ihm das erworben, was er sich erstritten, zeigte, wie er für Dankbarkeit allein, nicht für vergangenes Leid Gedächtniß habe.

Nach dem ersten Rausch des Wiedersehens und Erzählens eröffnete Gottlieb den Pastorsleuten, daß Herr von Bebran sie zu Tisch bitte, auch er fortan allen Groll ablegen wolle und wenn auch nicht die alte Freundschaft, doch die alte Achtung zwischen ihnen Allen bestehen solle. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Pastor Schlehdorn und seine Frau betraten an Gottliebs Hand den Bieberhof von Neuem, welchen sie vor sechs Jahren fast auf Nimmerwiedersehen verlassen hatten.

Sie wurden mit achtungsvollster Liebenswürdigkeit aufgenommen, jede Bangigkeit und Verlegenheit wußte man ihnen zu ersparen, und durch dieses Beginnen erhielt der Rest des Abends eine immer heiterere und beweglichere Seite. Man vergaß die vergangenen, dunkeln Stunden über dem Bestreben, die Schönheit der heutigen festzuhalten, über der Hoffnung der frohen, wonnereichen Zukunft. Spät erst trennte man sich.

Bebran reichte dem Pastor ernst die Hand und zog ihn in ein Fenster.

„Pastor, ich brauche wohl nicht erst vorauszusetzen, daß wir — vernünftiger geworden sind. Die Zeiten sind, weiß Gott, noch schwer genug, wir haben des Krieges traurige Folgen noch lange zu verwinden und ein Seelsorger kann sich da am schönsten bewähren, wo's Thränen zu trocknen giebt. Mein Inneres sagt mir, daß Sie mit aufrichtigem Eifer beweisen werden, daß Sie für mein Haus, für die Heerde, so Ihnen anvertraut ist, Ihre besten Kräfte geben werden. Das allein, Pfarrer, soll Ihnen die beste Zusicherung sein, daß Sie als Pastor von Biebersdorf auch sterben werden!“ — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Arm in Arm mit seiner Frau kehrte der Theologe

nach dem Pfarrhofe zurück, als neue Menschen mit jungen Herzen! —

In einer Stimmung, die, begeistert und weihevoll, den Schlaf nicht duldet, setzte sich der alte Pastor nieder, um eine neue Sonntagspredigt, eine Jubelhymne auf den Frieden und die Erlösung zu schreiben, hatte er doch mit seiner Frau alle Schlacken seines Wesens von sich geworfen in's Vergessen. Als sie spät erst zu Bett gingen, schliefen sie dankbar mit der Erquickung endlich erreichter Zufriedenheit ein. —

Auch Trautmann wie Herr von Bebran sanken bald in die Arme des Schlafes. Den Einen umfing der Schlummer der Ermüdung, den Andern der der Genesung.

Ach, die Schmerzen der Seele verwüsten den Körper viel mehr, als leibliche Leiden, und wo der Geist sich wieder selig auszudehnen vermag, beweist er am schönsten seine Herrschaft über den Körper. Man fühlt sich gesünder, als man ist, und wird es dadurch unwillkürlich.

Nur Dorothea konnte lange nicht zur Ruhe kommen, ihr Herz pochte, sie wußte nicht warum, ihre Gedanken kreisten und wogten, ohne daß sie dieselben zu beherrschen vermochte. — Wie wunderbar dies Einst und Jetzt. — Sie sah im Geist den Hirtenknaben auf der Höh', den simplen, gedrückten Jungen

mit seinem Buche; — dann sah sie ihn wieder in wetternder Schlacht, die Trommeln rasselten, die Kanonen brüllten, die Kugeln stoben und eine traf ihn — ihn, und er sank! — Laut schrie sie auf und erwachte. —

„Nein, nein — er lebt!" flüsterte sie. „Er hat mich angeblickt und meine Hand geküßt, er lebt!" —

Ihre Phantasien gestalteten sich nun freundlicher, sie seufzte leise. — Und der Traumgott glitt wieder über sie hin, brachte ihr liebliche Bilder, grünende Matten, auf denen sie ging mit ihm — es war am Kehrwieder. Sie lächelte. — Dann schloß der Zauberfinger des Schlummers ihr müdes Auge. —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Die Verhältnisse in Biebersdorf gestalteten sich nun wesentlich neu. Man war rasch genug den Betrügereien des Verwalters auf die Spur gekommen und entließ ihn. Rösler trat fortan an seine Stelle, und unter dem umsichtigen Auge Trautmanns kam nach und nach Ordnung in die Finanzen des Herrn von Bebran.

Viele Strecken Landes, ein großer Theil des unbewirthschafteten Forstes, theils wegen Mangel an Arbeitskraft, theils wegen Nachlässigkeit des frühern Verwalters müßig liegend, wurden ausgenutzt und

die heimgekommenen Krieger hatten übervolle Arbeit. Der Pfarrer nebst seiner Frau, in der Freudigkeit wiedererlangten Ansehens, gaben sich rastlos Mühe, dem Mangel wie der Trauer abzuhelfen und wurden von Bebran kräftig unterstützt, der nichts versäumte, was er zu Hebung und Wohlstand seiner Leute thun konnte. Vor Allem war Trautmann der erklärte Liebling von Biebersdorf. Der Stolz und die Bewunderung der Männer im Kriege, wurde er nun der Fürsprecher und Hort derselben im Frieden, verbreitete reges Leben und Fröhlichkeit rings in der Heimath, die ihn einst in seiner Niedrigkeit gesehen.

Mit soldatischer Herzlichkeit, gutmüthigem Erstaunen oder scheuer Ehrfurcht wurde er begrüßt, wenn er die Dorfstraße so dahinschritt, und mußte sich oft genug die Titulatur „Ew. Gnaden" gefallen lassen. Sein Verhältniß zu den Pfarrersleuten ward nicht weniger innig, als zu Röslers oder Bebran selbst. Seine Mußestunden, wenn er dem alten Herrn und der Familie nicht Gesellschaft leistete, oder mit Rösler Kriegserinnerungen auffrischte, verbrachte er gern in der Nähe eines Mannes wie Schlehdorn, der ihm an gelehrter Bildung ähnlich, sein Lehrer und Erzieher gewesen war. — Vorläufig schien davon gar keine Rede zu sein, wie sich Gottliebs Zukunft

nunmehr gestalten sollte. Die Reorganisation des alten Wohlstands seiner Heimath, kurz alles Andere um ihn her, nahm Trautmann so in Anspruch, erforderte seine Thätigkeit so unausgesetzt, daß er an sich nicht zu denken vermochte.

Dieses sein Bestreben brachte ihn aber in immer innigere Beziehungen zu seinen ganzen Umgebungen, machte ihn Bebran und seiner Familie immer werthvoller und unentbehrlicher, so daß, selbst als Alles geordnet war und einen ruhigern, erfreulichen Fortgang nahm, es doch ganz unmöglich schien, daß Trautmann sich je wieder den Studien zuwenden, seine eigene Lebensbahn verfolgen könne.

Trautmann, der die Natur, die schönen Berge seiner Jugend so unendlich liebte, hätte sich auch vielleicht unmerklich in die Idylle des Landlebens, den erquickenden Gegensatz seiner Kriegsjahre gewöhnt, wäre er nicht aus diesem Zustande auf eine Art erweckt worden, die ihn mit einem Male zwang, sein individuelles Dasein schärfer zu betrachten, zusammen zu raffen und zu sondern.

Der Mai mit seinem jungen Grün war gekommen; mit üppigem Farbenschmelze, wonnigen Düften schmückten sich alle jene Plätze, die seine Erinnerung heilig hielt. Wie prangten die Biebersberge, die einsame Waldwiese, die Gräber seiner Eltern, selbst der

wohlbekannte Epheu am Häuschen, das sie einst bewohnt, kletterte mit schlanken Gewinden neusprossend empor. Die leicht geschwingten Vögel, welche einst in tausend Chören so traulich sein Haupt umschwärmt, grüßten ihn wieder, die Lerche mit ihrem Sonnenliede und die süßflötende Nachtigall in der verstohlen dunklen Hecke im Garten an der Fliederlaube. Ein Liebesathmen, ein Klingen, ein Keimen dehnte sich ringsum durch's All, und wie die Natur in Wollustschauern junger Liebe sich dehnte, trugen die Lüfte träumende Sehnsucht auf ihren Schwingen.

Solch' ein Maientag war's, als Dorothea hinausschritt in den lieblichen Wald, jenen wohlbekannten, verhängnißvollen Pfad auf die herrliche Höhe, die über der Straße und dem einsamen Kehrwieder ragte, zu jener Stelle, wo Gottlieb so oft gesessen, die ihr seitdem, ach, so lieb, so über Alles lieb, stille Zeugin ihrer poetischen Träumereien, ihres erwachenden Mädchenthums geworden war.

Madame Selting, die sie öfters begleitet, wurde heute durch Bebran abgehalten, der ihre Unterhaltung in Anspruch nahm, zumal Gottlieb mit Rösler einen Holzschlag nach Grünwald hin besichtigen mußte, der Pastor aber nach Neu-Biebersdorf zu einem Kranken gegangen war. Man

ließ Dorothea mit um so größerer Ruhe ihren Spaziergang antreten, als es im Gebirge wenig verdächtige oder schlechte Menschen gab. Vielleicht ein paar Pascher konnten ihr begegnen, die hier wie überall an den Grenzen ihr gefährliches Gewerbe trieben, aber diese pflegten höchstens den Grenzbeamten gefährlich zu werden, und wurden von den Dörflern eher beschützt und gern gesehen, als daß man sie fürchtete. Dorothea setzte sich in's duftende Heidekraut im Sonnenschein am Waldrand nieder, blickte in's saatenreiche Thal und seufzte.

Dorothea liebte Trautmann. Mit jedem Tage, wo sie um ihn war, fühlte sie es mehr und mehr, wurde schüchterner, einsylbiger. Nur in solch' unbelauschten Stunden wie die heutige, hing sie im Sehnen sich ganz an diesen jungen, blühenden Mann, der mit dem Geist des Denkers ihr eines Kriegsgottes Manneskraft und Schönheit zu verbinden schien. Die Ueberzeugung, daß sie ihn liebe, füllte sie aber mit Schmerz und Furcht. Wußte sie denn, ob er, den sie einst so verachtet, den leisesten Funken Neigung für sie fühle, ob nicht dennoch ein Rest von Widerwille in ihm zurückgeblieben sei? Und wenn er sie liebte, war je an eine Vereinigung zu denken? Ihr Vater schätzte ihn fast gleich einem Sohne, doch wenn er ihm auch Alles eingeräumt, war doch sehr

die Frage, ob er ihm sein letztes, höchstes Gut, seine Tochter, geben, im Angesichte der Welt alle Vorurtheile seines Standes überspringen würde. Konnte nicht Gottlieb in dem Augenblicke, wo er nach Dorotheens Besitz reichen mochte, in Bebrans Augen als ein undankbarer, verzärtelter Günstling erscheinen, der alles Gute, was er genossen, mit unersättlicher Selbstsucht lohnte? —

Diese Gedanken quälten sie heut' mehr wie je, und die Trennung, die finstere, kalte Trennung für ewig stand bleich vor ihr und schien ihr mit jedem Pulsschlag näher zu rücken. —

Von derlei Gedanken war der Gegenstand derselben, Trautmann, weit entfernt.

Die ernste Kriegszeit, dann die rastlose Beschäftigung im Interesse seines väterlichen Herrn verstatteten ihm am wenigsten derlei selbstsüchtige Gedanken. Er hatte stets für Weibesschöne und Liebreiz eine glühende, fast religiöse Verehrung gehabt, in den strengen Begriffen der alten Erziehung, in seiner ganzen Lebensstellung und Anspruchslosigkeit lag aber das Bewußtsein, daß der Mann erst eine unabhängige Lebensstellung, ein freies ernstes Ziel errungen haben müsse, ehe er daran denken könne, ein Weib an sein Schicksal zu ketten, das Freud' und Leid mit ihm theile. Gottlieb konnte seine Zukunft nicht anders

malen, wie wenn er sich als Pfarrer irgend eines Dörfchens und an seiner Seite ein still bescheidenes Bürgerkind dachte, das in allen Windungen des Lebens bei ihm liebend, duldend und arbeitend ausharre.

Wie konnte er auf Dorotheen verfallen? — Als er sie an jenem Abend der Rückkehr neben dem kranken, greisen Bebran, erblüht in allen Reizen schämiger Jungfrauschöne erblickte, sie ihm vom Vater wie ein heilig reines Gut, eine Schwester fast, anvertraut war zum Schutze, kam ein Gefühl von so erhabener Rührung über ihn, daß es keinen selbstsüchtigen Gedanken aufkommen ließ. Hier war, das erkannte er, der Augenblick gekommen, wo er Bebrans Edelmuth vergelten konnte, in ihrem Dienst wurde er der ungeheuren Verpflichtungen quitt, die er gegen Bebran hatte, und mochte auch sein Herz in ihrem Anschauen höher schlagen, mochten verrätherische Gedanken in ihm erstehen, er preßte sie mit aller Energie seines Charakters nieder, denn sein eigner Mannesstolz sagte ihm, daß sein Gewissen wie seine Hand rein bleiben müsse, wenn er sich nicht selbst als das schlechteste Subject von der Welt vorkommen solle. In solchen Momenten wählte er die beste Auskunft für unnütze Träume, die Arbeit, war nie emsiger um Bebrans Vortheil bemüht, als wenn er länger, wie er zu dürfen glaubte, dies liebe Engelsangesicht ge-

sehn, oder sich mit ihr im Geist beschäftigt hatte. Die Disciplin, welche er sich im Studium wie im Kriege angewöhnt, die er mit Stolz als Selbstbeherrschung ansah, übte er in ebenso rücksichtsloser Weise auf sein Gemüth und jede Zügellosigkeit seiner Ideen aus. —

An besagtem Tage kehrte er mit Rösler vom Walde heim, und während der Alte den geraderen Weg durch den Forst einschlug, zog es Gottlieb vor, den Umweg nach der Höhe und dem Nesselsgrunde zu machen, theils um die Saat am Abhange anzusehen, theils um den liebgewordenen Blick auf die Landschaft zu genießen.

Sonderbar! An derselben Stelle mußte er Dorotheen überraschen, wo sie ihn einst verspottet, auf seinem kleinen Golgatha, wo er um sie in seinem Knabenschmerz so viel Thränen vergossen hatte.

Es war so still, so traulich, so sehnsuchtsleis rauschten die Blätter, plätscherte unten der Bach, und die Nesselsmühle rauschte im Takte. — Erst dachte er, was morgen Alles zu thun sei, dann, wie günstig sich Bebrans Angelegenheiten wieder stellten, endlich, was wohl aus dem Allen werden solle, wenn der alte Herr das Zeitliche segne. — Unwillkürlich kam er auf Dorotheen. Wie konnte ein Mädchen den Besitz zusammenhalten, selbst wenn die Selting ihr zur Seite stand! Und er? Mein Gott, konnte er

denn immer bei ihr sein? Das war ein unnatürlicher Gedanke, quälend und schreckhaft zugleich! — Was sollte aus seiner Zukunft werden, und gesetzt auch, daß dies Nebensache sei, war das Mädchen nicht allen Uebelreden ausgesetzt, wenn er blieb? Mußte das Verhältniß, was zwischen ihm und Bebran so einfach und naturwüchsig bestanden, nicht dann überaus peinlich werden? Und wenn sie sich verheirathete! —

Er verwickelte sich fast in sein eignes Gedankenlabyrinth, da — — ein Ausruf des Schrecks! — stand er auf der Höhe vor ihr. —

Sie war aufgesprungen!

„Mein Gott, ich habe Sie erschreckt, Fräulein! Verzeihen Sie! — Ich rannte in Gedanken durch den Wald und" — er sah die namlos Verschämte an und seine Stimme stockte. — „Erlauben Sie, daß ich wieder gehen darf, ich —"

Dorothea wurde todtenbleich. Sie faßte einen Zweig, um sich zu halten. Klang doch seine Stimme so verlegen und peinlich.

„Um Himmelswillen, Dorothea," rief Trautmann, und faßte ihre Hand, um sie zu unterstützen, „Sie sind nicht wohl! Gewiß war das Gras feucht, oder das Heidekraut betäubte Sie" —

„Nein, nein, lassen Sie nur. Es ist nichts!"

„Aber wie können Sie sich so weit von Hause ent-

fernen, Fräulein? Wie leicht kann Ihnen irgend etwas zustoßen! Das Wild ist nicht so ungefährlich, als man denkt."

„O, das bin ich gewöhnt," sagte Dorothea lächelnd und suchte sich zu ermannen: „Ich bin oft hier gewesen, es ist mein Lieblingsplatz." —

„Sie sind oft hier gewesen, Dorothea?!" —

Trautmann erschrak über den innigen Ton der eignen Stimme, über den willenlosen Druck seiner Hand in der ihren.

Dorothea war purpurroth, ihr Auge senkte sich und hob sich scheu. Es war ein Moment langer Stille.

„Jetzt oder nie weißt du, ob er dich liebt," flüsterte es in Dorotheen und ihr Herz pochte, daß es die Vogelstimmen zu übertönen schien.

„Nie! Das thust du nie!" antwortete es leise, krampfhaft in Gottliebs Herzen.

„Lassen Sie uns gehen, Fräulein, es ist besser!" sagte er matt.

Ein eisiger Schauer durchzuckte sie. Sie wankte; dann mit dem Aufgebot aller Kräfte schritt sie vorwärts. —

„Er liebt dich nicht," flüsterte sie unhörbar.

Trautmann folgte ihr. Er wagte nicht, ihr seinen Arm anzubieten.

Schweigend schritten sie nebeneinander her, bis sie jenseit des Forstes an die Lichtung kamen und den Bieberhof liegen sahen.

Hier zog Trautmann seine Mütze, verbeugte sich und schritt langsam rechts nach dem Dorf hinab.

Dorothea nickte und eilte vorwärts.

Als Gottlieb ein Gebüsch verdeckte, wendete er sich leise und schaute durch die Zweige.

Da stand sie im Sonnenglanze und hatte sich noch einmal umgewendet. Dann preßte sie ihr Tuch vor die Augen und eilte fort.

„Sie liebt mich! Das unselige Mädchen liebt mich, ach, und ich liebe sie wieder! — Ich muß fort. Fort von hier wie damals, sonst bin ich elend für's ganze Leben, elend und ehrlos obenein! Niemand darf wissen, was geschah, Bebran soll lieber das Schlimmste von mir denken, nur nicht, daß ich ihm sein Kind gestohlen habe. Gott mag mich davor bewahren!!" —

Er stürzte vorwärts, unaufhaltsam den Dorfweg hinab zum Pfarrhofe.

„Mein lieber alter Lehrer," rief er dem eben eintretenden Pastor zu, „ich muß Sie sprechen, in der dringendsten Angelegenheit meines Lebens sprechen!" und seine Stimme bebte, seine Worte drangen krampfhaft, stoßweise hervor.

„Um Himmelswillen, Gottlieb, wie verstört und bleich! Was ist denn vorgefallen. Komm, setz' Dich, rede!" —

„Nein, Pfarrer, nicht in der engen Stube. Draußen im Garten und allein. Die Frau Pastorin ist nicht böse. Das sind eben Mannesangelegenheiten, und ich kann mich gegen Sie nicht so aussprechen." —

Hastig eilte er in den Garten voran. Der Pastor, seiner Frau einen Wink gebend, folgte ihm ebenso erschreckt wie erstaunt.

„Was hast Du denn, mein lieber Sohn?"

„Herr Pfarrer, verzeihen Sie mir, wenn ich alte Geschichten aufrühre, aber ich muß. Herr von Bebran hat es gut mit mir gemeint, mich zu Dem gemacht, was ich bin. Gott hat mir dazu Glück, Ehre im Kriege gegeben und ich bin so weit gekommen, meinem kranken, altersschwachen Wohlthäter eine Stütze zu sein, ihm einen Theil seiner Mühe zu vergelten. Freudig übernahm ich Sohnespflichten und Dorothea's Schutz für den Fall seines Hintritts! — Das ist vorbei! Ich muß fort, je eher je lieber fort von Biebersdorf, wenn ich nicht der undankbarste Mensch sein will." —

„Aber ich bitte Dich, Gottlieb, was hast Du für eine Veranlassung!?" —

„Wie sie nur ein Mann von leidlichem Ehrgefühl

haben kann! Wollen Sie schweigen, mir zu Liebe schweigen, mein alter Lehrer? O, wenn Sie mich lieb haben, versprechen Sie mir's. Ich habe ja Niemand, dem ich mich vertrauen kann, als Ihnen!"

„Ich will schweigen! Doch wenn der Fall einträte, daß es gewissenlos wäre, ferner zu verheimlicheu, was Du mir zu sagen hast?! —

Trautmann stand still.

„Der Fall tritt nie ein!"

„Gesetzt aber, ich könnte großem Wehe, könnte einem Unglück Bebrans selbst damit vorbeugen?!"

„Gut," seufzte Gottlieb, „auch das will ich über mich ergehen lassen! Auch das! — Handeln Sie dann nach Ihrem Gewissen!"

Der Pfarrer reichte ihm die Hand, blickte ihm tief in's Auge und sagte: „Dorothea liebt Dich!"

„Ja, Pastor, und ich Unseliger, ich liebe sie wieder! — Sehen Sie nun ein, daß ich fort muß? Jede Stunde länger auf dem Bieberhofe bringt mich der Versuchung näher! — O, Sie hatten recht, es ist ein ewig Mißverhältniß: aus dem Staube zur Sonnenhöh' gehoben zu werden. Willenlos lernt man wünschen, was unerreichbar ist, was außer unseren Rechten liegt, und will man redlich sein und sich bescheiden, — schleppt man den Schmerz durch's ganze Leben!" —

„Aber auch das Bewußtsein, Sohn, schön und gut gehandelt zu haben. — Ich gäbe viel — für solch ein Bewußtsein. — Trübe Erfahrung und ernstes Erkennen hat mich gelehrt, daß edle Herzen und Talente auf allen Staffeln des Lebens blühen, hat mir Bescheidenheit und Achtung vor'm ärmsten Menschen in's Herz gegeben, die ich sonst im Gelehrtenstolze nie besessen!"

„Sie fühlen aber doch auch, daß ich fort muß, nie wieder nach Biebersdorf zurückkann!?" —

„Das fühle ich. Die Stimme der Ehre, Dein ganzer Charakter erheischt's, doch kann es wohl das Schicksal anders wenden, wenn einst —"

„Nichts! Ich mag nichts hören! Soll ich ein Glück auf dem Grabe meines Wohlthäters erbauen? Nie! — Wenn ich auch Dorotheen tiefen Schmerz bereite, Sie wenigstens wissen, mein Lehrer, warum ich gehe. Ihr Herz wird mich lossprechen, wenn Andere mich vielleicht der Lieblosigkeit oder Selbstsucht bezüchtigen. Leben Sie wohl, Sie sollen später von mir hören!!" — Hastig umarmte er den Theologen und eilte hinweg.

Auf seinem Zimmer ordnete er seine Gedanken und ging zum Abendessen hinab.

Dorothea hatte sich mit Unwohlsein entschuldigt und kam nicht. — Madame Selting schien besorgt und unruhig zu sein. —

Trautmann zwang sich zur Heiterkeit, damit Niemand etwas merke.

Bald nach dem Essen zog sich die Dame zurück und ließ beide Männer allein. — Der entscheidende Moment war da. Wie sollte Trautmann dem alten arglosen Herrn mittheilen, daß er fortmüsse? Er wurde nur verlegener und einsylbiger.

„Aber was hast Du denn, Mensch, daß Du Dich so verlegen dreheſt und wendest, als wär's heut' bei mir nicht geheuer? Du bist doch sonst stets frei und offen in Deinem Wesen?!" —

„Herr von Bebran, ich habe allerdings etwas auf dem Herzen, was ich Ihnen längst sagen wollte, aber nun ich d'ran gehen will, wird's mir schwer. — Die Angelegenheiten in Biebersdorf gehen ihren gewohnten Gang. Rösler ist verläßlich und kennt genau die Wirthschaft. Ihr Befinden ist, Gott sei Dank, auch nun besser. Sie werden mir's also gewiß nicht übel deuten, wenn ich Sie bitte, mir zu erlauben, daß ich nunmehr mein theologisches Studium weiter fortsetzen darf. Nach einem oder zwei Semestern in Breslau denke ich mein Candidatenexamen zu machen und mich dann irgendwo um eine Pfarre zu bemühen. Ich hoffe, die wird sich wohl mit der Zeit auch finden!" —

Der alte Herr sah ihm starr in's Gesicht, dann

strich er sich mit der Hand über die Stirn, lehnte sich zurück, und auf seinen Zügen spiegelte sich wehmüthiger Schmerz. —

„Gottlieb,“ begann er leise, „was Du mir da sagst, hab' ich schon öfter in der letzten Zeit bedacht, wenn ich auch nie recht d'ran glauben wollte, daß Du Biebersdorf verlassen könntest. Ach, ich habe mich so daran gewöhnt, Dich um mich zu sehn. — Aber Du hast recht, ganz recht! Unvernünftig wär's, Dein Studium, Dein Lebensglück länger zu verzögern. So hart mir's ankommt, einmal hätte sich das doch ändern müssen. — Wenn ich Dich wenigstens einmal als Pastor in Biebersdorf wüßte, — das ist so ein alter Wunsch von mir!“ —

„Unser Pfarrer ist aber immer noch rüstig und es wäre unbillig —“

„Ja doch, ja, Gottlieb! Ich soll Dich halt einmal nicht behalten! — Nun so sei's. — Ich will Dir am wenigsten im Wege stehn, das verhüte der Himmel. Und wenn Du meine Hülfe irgend brauchst, mein Sohn —“

Der alte Herr fuhr sich mit der Hand über die feuchten Augen. Trautmann wußte kein Wort vor Schmerz und Beklemmung zu erwidern.

„Es ist doch ein seltsam Ding das Menschenherz und manchmal recht unvernünftig. — Ich seh' lebhaft

ein, daß Du recht hast und doch —! Nein, nein, Du mußt Deinem Beruf nachgehen, das ist in der Ordnung. Es ist besser, man findet sich kurz und entschieden in's Unvermeidliche, als daß man lange darüber sinnt. — Wann denkst Du zu reisen?" —

„Uebermorgen, gnädiger Herr."

„Punktum, also übermorgen. Es ist auch besser. — Wenn wir uns einmal d'ran gewöhnen müssen, Dich zu entbehren, ist's gut, es geschieht bald. Na, und Du kommst doch öfter herauf nach Biebersdorf, zu den Festtagen, wie?" —

„Wenn sich's irgend thun läßt" — antwortete Gottlieb zögernd und beklommen."

„Abgemacht! Was sein muß, geschehe. Wir wollen uns die paar Stunden nicht noch durch trübe Gedanken vergällen. Du sollst immer von uns hören, und wenn einmal ein — ein dringender Fall eintritt, — läßt Du uns nicht auf Hülfe warten, nicht wahr?!"

„Nein, gewiß nicht, dann — dann komme ich gleich!" — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Sie sprachen noch Mancherlei, aber die gedrückte Stimmung Beider war durch nichts zu verbannen.

Als Trautmann Bebran endlich verließ, stützte der alte Herr sein weißes Haupt auf beide Hände und starrte lange vor sich hin.

Es war spät, als er nach dem Diener schellte, der ihn zu Bett brachte. —

Den andern Morgen überraschte er Alle mit der plötzlichen Nachricht, daß Gottlieb am nächsten Tage zurück nach Breslau gehen und sein Studium fortsetzen werde. Der trübe, wehmüthige Ton, mit dem er das sagte, das gepreßte Benehmen Gottliebs zeigte Allen zu deutlich, daß nun der Scheideweg vor ihnen liege, der Weg, welcher Trautmann weit ab von ihrer Bahn entfernen werde.

Dorothea, unfähig, länger ihren furchtbaren Schmerz zu tragen, erhob sich rasch, ihr bleiches Antlitz abwendend, und eilte, eine Entschuldigung stammelnd, rasch hinaus, um sich nicht mit all' ihrem Leiden den Blicken des Vaters und eines Mannes auszusetzen, der für sie kein Herz hatte. Zum zweiten Male ging Gottlieb um ihretwillen von Biebersdorf, nicht ihrem Hasse, nein ihrer Neigung auszuweichen. Der Gedanke war entsetzlich! —

Trautmann benutzte den Rest des Tages, allen Pflichten, denen er bisher vorgestanden, auf's Pünktlichste noch zu genügen und seine Sachen zu packen. Madame Selting händigte ihm alle Bücher ein, welche Dorothea bisher in Verwahrung gehalten. Der Tag verfloß öde und traurig, Jeder war Abends froh, sich seinen eigenen Gedanken überlassen zu

können. Dorothea ließ sich so wenig wie möglich blicken, und nahm während der Mahlzeit, der sie, um nicht Verdacht zu erregen, beiwohnen mußte, fast gar keinen Antheil am Gespräch, das man ohnedies nur führte, um sich den Anschein einer Ruhe zu geben, welche man in Wahrheit nicht hatte.

Der Abschiedsmorgen kam, der Wagen stand bereit. Kaum hielt sich Dorothea aufrecht.

Bebran faßte Gottlieb bei der Hand und schaute ihm kummervoll in's Gesicht.

„Eine Stimme sagt mir, Gottlieb, ich werde Dich wiedersehen, ehe ich sterbe. Wie der Himmel auch über uns Alle beschließen mag, denke der Heimath in Liebe, glaube, daß hier Deine besten Freunde weilen, die Herzen, welche Dir, so lange Du athmest, mit Liebe anhängen. Gott gebe Dir rechtes Glück, mein Junge, und — — erhalte Dich auch für uns!" —

Der alte Mann konnte nicht weiter sprechen, er umarmte und küßte ihn herzlich.

„Herr von Bebran," rief der junge Mann und sein Antlitz zuckte, „wenn ich meinem Berufe folgen muß, den Sie mir ja selber gegeben, so seien Sie überzeugt, daß die Erde für mich keinen liebern Platz hat, als den ich verlasse. Dankbarkeit und Sehnsucht sind meine Begleiterinnen, und Sie selbst mögen sich fra=

gen, ob ich Sie und — Ihr Haus, ob ich meine Heimath vergessen kann!“ —

Er küßte darauf tief erröthend Dorotheens Hand, warf ihr einen raschen Blick zu, reichte Madame Selting herzlich beide Hände, und schritt langsam hinaus, gefolgt von dem alten Herrn, der ihn durchaus zum Wagen begleiten wollte.

Als Beide drunten waren, brach Dorothea schluchzend zusammen. Madame Selting eilte ihr erschrocken zu Hülfe und brachte die in Fieberschauern Zuckende auf ihr Zimmer.

Nachdem Trautmann sich noch einmal von den alten Röslers und den herzugekommenen Pfarrersleuten verabschiedet, stieg er ein.

„Schreibe bald und thue nichts, ohne uns davon Nachricht zu geben!“ und Bebran reichte ihm die Hand. —

„Nein, nein, gewiß nicht! Ich schreibe bald! Gott erhalte Sie Alle!“ —

Sausend schoß das Gespann dahin. — Trautmann drückte sein Haupt in die Kissen des Wagens.

„Leb' wohl mein Alles, leb' wohl! Weit ist der Hafen meiner Ruhe, und tief des Lebens Meer! — O, ich habe ihnen unsäglichen Schmerz bereitet, aber ich habe doch recht gethan, mein Gott! Da glänzen die weißen Kreuze des Kirchhofs, dort lugt aus den

Linden das Elternhaus herüber! — Den dunkeln Nesselsgrund entlang geht's, ach, an all den lieben Stellen vorüber! — Sei gegrüßt, noch einmal gegrüßt, trauliches Wirthshaus am Weg und du sonnige Höh'! — Ich kehre nicht wieder! – Vorbei, vorbei!" In die fliehende Ferne hinab sinken Liebe und Heimath! — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Dorothea, vom Fieberfrost geschüttelt, mußte um Mittag zu Bett gebracht werden. Das arme Mädchen war sterbenskrank; Schmerz, Aufregung, unterdrückte Gefühle, das Zerbrechen aller Lebenshoffnungen, das Bewußtsein, von dem Mann, welchen sie im Herzen trug, nicht geliebt zu sein, warfen sie auf das Krankenlager.

Verzweiflung und Kummer herrschte in Bebrans Hause, jede Spur von Freude schien seit Trautmanns Abgang gewichen. — Von Tag zu Tag umdüsterte sich Dorotheens Gemüth mehr, wurden ihre Phantasien wilder, ihr Körper hinfälliger. O, nichts zerstört rascher die Blüthe eines Mädchens als der Gram unerwiderter Neigung.

Der Arzt erkannte bald genug den immer bedenklicher werdenden Charakter der Krankheit, bald genug, daß die eigentliche Ursache ein Seelenleiden sei, und erklärte dies Madame Selting.

„Die junge Dame zehrt sich langsam auf, versiecht, wenn die psychische Veranlassung nicht gehoben wird,“ hatte er das letzte Mal gesagt.

Die psychische Veranlassung kannte Madame Selting wohl, sie hatte Dorotheens Neigung keimen und großwachsen sehen. Um so weniger vermochte sie dies zu hindern, als Bebran selbst die verflossenen Jahre über willenlos dazu beigetragen hatte, ihre Gefühle anzufachen und zu verstärken. Die Rückkehr Dorotheens aus dem Walde an jenem Nachmittag, das indirecte Geständniß, welches Madame Selting von ihr erlangt, Trautmanns hastige Abreise hatten sie über die ganze Natur des Uebels und seinen wahrscheinlich traurigen Ausgang belehrt.

Ganz gleich, was Herr von Bebran dazu sagen mochte, ob Trautmann auch kalt gegen die Neigung dieses reizenden Geschöpfs blieb, des Arztes Ausspruch machte es zur dringendsten Nothwendigkeit für die Selting, dem Vater die Augen zu öffnen.

Bebran, in sich zusammengeknickt und gebrochen, nahm die Eröffnung schweigend und finster auf. Nicht ein Wort fiel von seinen Lippen, er winkte nur Madame Selting, zu gehen, und überließ sich seinen schmerzhaften Betrachtungen. — — — —
— — — — — — — — — — —

An demselben Tage erschien der Pastor auf dem

Bieberhofe und hatte eine lange Unterredung mit dem Patron. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Inzwischen hatte Gottlieb Trautmann in Breslau seine alten Studien wieder aufgenommen. Mit Energie, einer Wuth fast, stürzte er sich an die Arbeit, um seine eigenen Gefühle zu überwinden, eine Vergangenheit zu vergessen, welche ihm so schmerzlich und dennoch so lieb war.

Nach dem, was in ihm vorgegangen, nach einer ebenso tiefen, wie schmerzhaften Prüfung seines Herzens, hatte er allem individuellen Glück entsagt, ruhte doch seine Liebe zu den Füßen eines unerreichbaren Ideals! — Er folgte nur den Geboten der Pflicht und Ehre, der Schuldigkeit, seine Stellung in der Kette der menschlichen Gesellschaft einzunehmen. Nur eine Begeisterung lebte in ihm, sich mit allen seinen Kräften den Mitmenschen anheim zu geben und das Amt der Liebe, was er sich zum Lebenszweck erwählt, im weitesten Sinne auszuüben, ohne an sich selber zu denken.

Er vermied die tollen Kreise jüngerer Studiengenossen, ihre Fröhlichkeit war ihm ebenso fremd, wie ihre Ideen. War doch das, wofür Jene sich erwärmten, von Dem, was er für recht und gut hielt, was ihn durchglühete, so weit entfernt.

Es mochte wohl beinahe ein halbes Jahr vergangen sein, daß er von Biebersdorf entfernt war. Damals war es Frühling, jetzt fielen die Blätter. Er dachte ernstlich daran, nächste Ostern sein Candidatenexamen zu machen. — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Vom Colleg zurückgekehrt, sitzt er in seinem Zimmer, dem alten, wohlbekannten. Vor ihm liegen der Josephus, die Kirchenväter, die Acten des tridentinischen Concils.

Wie er so grübelte und schrieb, oder in den Folianten blätterte, klopfte es stark an seine Thür. Er fuhr auf.

„Herein!"

Da trat wankend, auf den Stock gestützt, der alte Herr von Bebran in die Stube!

Mit unwillkürlichem Ausruf der Freude und des Staunens sprang Gottlieb auf und eilte zu ihm, seine Hand küssend. Dann wurde er plötzlich verlegen und scheu, senkte die Augen und zitterte.

Bebran legte ihm die Rechte auf die Schulter, blickte ihm forschend in's Gesicht und sagte: „Ich komme Dir wohl sehr unvermuthet, Gottlieb?" —

„In der That, gnädiger Herr, ich bin ganz erstaunt und — und —. Ist Ihnen denn nicht gefällig Platz zu nehmen?" —

„Gottlieb, wir können ohne Dich in Biebersdorf nicht leben! Dein Fortgehen hat Jammer über mein Haus gebracht. Dorothea war lebensgefährlich krank, und wär' nie wieder aufgekommen, wenn ich ihr nicht versprochen hätte, Dich zurück zu holen!"

„Dorothea?! — Um Gotteswillen, was thun Sie!?" —

„Trautmann, Trautmann! — Hätte mich denn der Pfarrer belogen, als er sagte: Du liebtest mein Kind? Soll ich Dich auf Dein Ehrenwort fragen, ob es so ist, oder nicht?" —

„Herr von Bebran," antwortete Gottlieb zitternd, „was ich im Herzen fühle für Ihre Tochter, das lassen Sie nur dadrinnen ruhen, absichtlich ist's gewiß nicht geschehen, und Sie sollten mein Unrecht durch Fragen nicht größer machen. Ich weiß es wohl, mir ziemt nicht, nach dem letzten, heiligen Gut zu greifen, was Dem gehört, welchem ich Alles verdanke. Sie wissen jetzt wenigstens, warum ich eigentlich von Ihnen gegangen bin."

„Gottlieb, was sich ziemt für Dich und mich, das laß meine Sache sein, ich werde das als Edelmann schon wissen! Ich hab' Dich nur zu fragen, ob Du mein Kind von ganzer Seele liebst — Ja oder Nein!?"

„Ja, Herr von Bebran!“

„Nun denn, so sollst Du sie auch haben! — Das Kreuz der Ehre auf Deiner Brust macht Dich vor mir zum Ritter! Grade Dein Weggehen, Sohn, hat mir bewiesen, wie edel Dein Herz, wie makellos Deine Ehre ist. Wer so mit dankbarem, bescheidenem Sinne das Höchste opfern kann im Leben, ist auch des Höchsten werth, und wie der Himmel Dich in der Jugend schon zu mir geführt, so sollst Du auch bei mir bleiben, Gottlieb, als mein rechter, ächter Sohn!!“

„Dorothea mein?! Sie mein Vater?! O Himmel, gieb mir Muth, daß ich's fassen lerne, gieb mir Kraft, daß ich mich eines Glückes würdig zeige, das zu groß ist, um es je zu erschöpfen! Mein edler, lieber — Vater!“ und der Jüngling sank dem Alten um den Hals, bedeckte sein Antlitz jubelnd mit Küssen, erstickte ihn fast unter'm stürmischen Jauchzen seiner Seele.

„Nun also zusammengepackt und vorwärts nach Biebersdorf!“ rief Bebran, „Du kannst Dir denken, wie wir erwartet werden!“

„O mit Freuden, lieber Vater, aber — aber, noch eine große Bitte hab' ich an Sie!“

„Na? Heraus damit!“

„Ihr Schwiegersohn, Papa, muß doch wenigstens

— Etwas sein. Es ziemt einem Manne nicht, daß er seiner Braut — so Alles verdanke. Ach, ich verdanke Ihnen schon genug. Lassen Sie mich zu Ostern mein Candidatenexamen machen, damit ich wenigstens befähigt bin, in meinem Beruf zu dienen, ehe ich heirathe!" —

„Wohl, mein Junge, das sollst Du auch! Pack' Dir nur all' Deine Arbeit ein und nimm sie mit. Die Liebe wird Dir ja wohl noch etwas Zeit lassen. Haben wir die Verlobung gefeiert, gehst Du zurück und beendest Dein Studium. Hast schon als Knabe darnach gestrebt, und sollst es selbst um Dorotheen nicht lassen! Ich seh' nicht ein, warum Du nicht einst so gut der Seelsorger Deiner Heimath sein sollst, wie Du ihr leiblicher Helfer und Hüter werden wirst! Rösler!" und er öffnete die Thür, „komm' nur jetzt 'rein!"

Rösler erschien freudestrahlend, hatte er doch Alles mit angehört.

„Rasch, hilf meinem Schwiegersohn einpacken!"

Trautmann reichte seinem alten Freunde und Waffengefährten stumm und selig die Hand. Rösler drückte sie heftig und sagte gerührt:

„Hab' mir's wohl immer gedacht, junger Herr! — Ach, wenn mein Lorenz nur noch lebte!"

— — — — — — — — — — —

In den letzten Tagen des Novembers fuhr Trautmann wieder die wohlbekannte Straße von Falkenstein empor, neben sich den alten, frohgelaunten Bebran, auf dem Bock neben dem Kutscher den trefflichen Rösler, welcher stillselig ein Liedchen vor sich hin summte. — Wohl waren die Bäume kahl und Reif hing an den Zweigen, aber in Gottliebs Herzen blühte und grünte ein Frühling voll Lerchengesang und Wonne, voll Maienduft und Entzücken!

„Vielleicht begegnen wir Jemand," lächelte Bebran, „wahrhaftig Rösler schwenkt die Mütze!" — Gottlieb beugte sich rasch hinaus.

Am Kehrwieder drüben standen zwei Frauengestalten, Dorothea mit Madame Selting.

Trautmanns Herz schlug, sein Blut wallte, sein Athem stockte, er drückte Bebran die Hand.

„Du kannst aussteigen und mit ihr gehen," flüsterte schalkhaft der Alte, „ich nehme die Selting zu mir herein und wir fahren weiter. Ihr werdet Euch wohl Einiges zu sagen haben!"

Der Wagen hielt. Gottlieb sprang hinaus. Bebran winkte Madame Selting zu sich, der Wagen rollte weiter.

Da stand sie vor ihm, erröthend und verschämt, vor Bewegung keines Wortes mächtig.

Er trat zu ihr, küßte ihre Hand, und sah sie mit unbeschreiblicher Rührung an.

„Reichen Sie mir Ihren Arm, liebe Dorothea, und lassen Sie uns nach unsrer Höhe gehen. Dort oben, von den Menschen unbelauscht, redet sich's leichter!"

Sie gab ihm zitternd den Arm und Beide stiegen langsam die Höh' empor. — Mochten Dorotheens Kräfte durch die Krankheit noch zu erschöpft sein, das Steigen wurde ihr schwer.

Trautmann umfaßte sie leise, und sie gelangten endlich an den Waldrand, grade zu der Stelle, wo der Forstweg einmündete, der wohlbekannten, ominösen Stelle! —

„Wir haben so lange Beide um einander gelitten, Dorothea, jetzt kommt aber der Tag der Freude. Geheiligt vor Gott und Menschen sei diese Stelle, geweiht durch unsere Vereinigung! Du Traum meiner Nächte, Du Wonne meiner einsamen Stunden, sei mir gegrüßt als Braut!!" —

„Gottlieb!" jubelte Dorothea — und sie lag an seiner Brust, bebte unter seinen Küssen!

Die erstorbene Natur wandelte sich ihnen in ein Eden, der Wald schien zu jauchzen und zu klingen, der Herbstwind aber, der durch die Föhren und Tan-

nen seufzte, sang das sehnsüchtige Brautlied der Liebe! —

Gottlieb Trautmann trat bald in das Heiligthum all' seiner erfüllten Träume. Das Examen war glücklich vorüber, doch auf Bebrans Wunsch entsagte er der Carrière, um ferner Biebersdorf zu bewirthschaften. Bräutlich erglühte die holde Dorothea, das Ideal seines Lebens, das so schmerzlich und doch unabläßig gepflegte Verlangen aller stillen Stunden in seinen Armen. Unter Bebrans und der Heimath Freudejauchzen segnete der alte Schlehdorn ihren Bund; weit aufgethan waren die mit Rosen geschmückten Hallen aller irdischen Seligkeit, kein Glück, was die Brust erfüllen, keine Seligkeit, die verliehen werden kann, war noch zu erschöpfen, — es sei denn der Gatten höchste Wonne, die Geburt eines Kindes.

Mann, Weib und — Kind, — das ist ja die Fülle aller Herrlichkeit auf Erden, das Andere ist Alles eitel! —

Und doch ein Schatten war's, der leise schon über die Flitterwochen huschte, größer und größer endlich ward und sich ausbreitete wie ein Trauerflor über den Himmel ihrer Liebe.

Der alte Bebran war an den Grenzen seines

Lebens angekommen. Die letzte Pflicht, die höchste Freude auf Erden war ihm gewährt, vereint in treuer Liebe sah er die Tochter und den Sohn. — Da es nicht anders war, — ernst zuversichtlich, mit dem ganzen Gottvertrauen der alten, ehrenfesten Zeit that er den letzten sauren Gang. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Neben seiner Gattin, mitten unter den heimgegangenen Treuen, schläft nun der alte gute Dettlef von Bebran.

An seinem Grabe vor dem hohen Kreuz stehen seine Kinder in stillem Andenken.

„Er hat die Geburt seines Enkelkindes nicht erleben sollen," flüsterte Trautmann.

Da schrie Dorothea auf, starrte vor sich hin, schauderte und wich zurück, als sehe sie ein Gespenst.

„Um Gotteswillen! Was hast Du? Was ficht Dich an, Dorothea?" — Und er umarmte sie erschreckt.

„O, nichts, nichts," und sie erhob weinend das Haupt; „Du weißt, es ist mir ja öfter so!" —

„Komm' hinweg, mein Herz! Wir haben zu lange auf dem Kirchhof gestanden, es muß der Duft der Gräber gewesen sein!"

„Es ist der Duft der Gräber," murmelte sie leise. — — — — — — — — — —

Sechstes Kapitel.

Ehe die edle Dulderin Preußens, die großherzige Louise ihr schönes Haupt zur letzten Ruhe senkte, erfaßte sie ein Schauer, ein Wehen, eine Art Cassandra-Prophezeiung, und traurig sagte sie: „Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Weltordnung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine neue Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns.“ — —

Was den ahnungsvollen Geist dieser erhabenen

Frau durchzitterte, war der Flügelschlag des Zeitgeistes, das schnelle Knospen und Grünen des jungen Jahrhunderts. Unter den Isisschleiern ihrer düstern Gegenwart entdeckte Louisens Mutterangst mit scharfem Auge die lange Kette von Kämpfen, das Gewirr wilder, reibender, zersetzender und bauender Ideen, deren erste versöhnende Lösung sich 48 Jahre nach ihrem Tode erst langsam in jugendlicher Herrlichkeit verwirklichen sollte. — —

So styllos, zwitterhaft, grotesk und bunt, so zusammengesetzt und doch widerstrebend, wie damals Trachten, Sitten und Gewohnheiten, die Formen des Lebens unsres jungen Säculums waren, so styllos, zwitterhaft, so zusammengewürfelt und entgegengesetzt waren die Ideen, Gesinnungen und Gefühle, der Lebensinhalt jener Epoche. Der „Zeitgeist,“ im eigentlichen Wortverstande so ernst, war die Devise der Massen geworden, und alle jene ungeordneten, streitenden, weisen, wie hirnlosen Gedanken, welche durch einander trieben, wuchsen unter den Flügeln des „Zeitgeistes,“ fanden unter seiner Firma ihre Berechtigung und Entschuldigung, so daß er endlich eine Art Popanz, ein idealer Stromian wurde, der dem Spotte nachgerade nicht entgehen konnte! —

Die bunten, ungesonderten, zündenden Doctrinen, welche durch Leibniz, die Encyklopädie, Kant,

Lessing und Friedrich II. im deutschen Volke Wurzel gefaßt hatten, gebaren den Subjectivismus, den natürlichen Hang unsres Volkes zu Grübelei und Skepsis, gebaren vor Allem aber die reine Blume religiöser Toleranz und Freiheit, welche die staubigen Spinnennetze engherziger Heuchelei, welche Wöllner mit seinen Creaturen um's Hirn der Menschen weben gewollt, aus allen Winkeln Norddeutschlands fegte.

Die Idee des altrömischen Republikanismus, in der französischen Revolution mit antik-christlichen und modern politisch-socialen Ideen verflochten, deren ideale Seite mit Vergniauds und der Girondisten Fall in Scherben ging, hatte zwar in Deutschland sehr wenig Anhänger gefunden, aber der abstrakte Idealismus, der stolze Subjectivismus Kant-Fichtescher Philosophie, verbunden mit dem zündenden Hauche der Poesien unserer Dichterheroen, hatten unsrem Volk ein Gefühl geistiger Unabhängigkeit gegeben, die bald nach leiblicher Unabhängigkeit streben mußte, ein Drang, der verbunden mit dem Lohne der Vaterlandsliebe und knospender Pseudoromantik Napoleon bitter bei Leipzig und Belle alliance empfinden mußte.

Napoleon, um seinem Kriege den Schein der Sittlichkeit zu geben, sich seine Siege zu erleichtern, spielte den Messias der Freiheit und brachte das

Weltkaiserthum, das heißt, die Idee auf's Tapet: daß die Völker alle erst von einer gewaltigen Hand vereint und durcheinander gegossen werden müßten, um sie alle zu einer untheilbaren Freiheit zu erheben.

Dieser Traum des Weltreichs, von den Meisten wirklich gehofft und geglaubt, ließ Bonaparte zur Zeit besser und größer erscheinen, als er war, und erhielt sich lange in den Hirnen und Herzen der Menschen; ja, als der Imperator gestürzt war, erlebte er eine Metamorphose, ward nämlich zur Utopie des liberalen deutschen Kaiserthums. Diese Idee hatte, wiewohl nur schwach, ihren ersten Keim im Tugendbunde, verpflanzte sich dann auf die Turnplätze, die jungdeutsche Romantik brütete sie aus, vermischte den Subjectivismus, den philosophischen Unabhängigkeitssinn, das lohnende Gemeingefühl des Freiheitskampfes mit ihr, und aus einem anfänglich bleichen Traum erhob sich ein derb-politisches, wiewohl höchst verworrenes Dogma der siegesstolzen Jugend, die an den heimischen Heerd zurückkam, halb landsknechttollen Uebermuth, halb Scholiastendisputirwuth im Leibe!

Die neue Zeit war da, dem öffentlichen Geiste, dem gewaltigen Siegsbewußtsein deutscher Nation mußte Rechnung getragen, das Volk für die politische Freiheit entwickelt werden.

Das alte deutsche Reich, schon zu Friedrichs II.

Zeit ein hohler Schatten, war längst aufgelöst, die Erbunterthänigkeit in Norddeutschland beseitigt. Stein und Hardenberg hatten das Bürgerthum in der Städteordnung, der Gewerbefreiheit aus seiner Versunkenheit erhoben und wollten die Nation organisch durch eine Verfassung dem politischen Leben erziehen. Die Schöpfung der Landwehr selbst zeigte dem Volke die eigene Kraft des Gesammtstrebens, und aus den blutigen Feldern des Krieges schien die weiße Rose der Freiheit, der Freiheit im edelsten Sinne, erblühen zu sollen. —

Die Hoffnung auf diese Freiheit, auf dieses Christkind aller Völker ward aber vernichtet, und bitter grollten lange Jahre heimlich die Nationen darüber. —

Die Nachwelt, die Geschichte ist jedoch gerechter, als die unruhige Leidenschaft des Tages. Wenn damals die junge Knospe des Volkslebens verwelkte und abgemäht wurde, wenn andere Mächte und Gewalten das Werk zum Stillstand brachten, welches so fröhlich sich zu erbauen schien, ist der erste Grund dazu in der Erschöpfung der Regierungen nach dem Kriege, in den chaotisch zerklüfteten, politischen Verhältnissen, der unseligen Nebenbuhlerei der deutschen Staaten, andererseits im deutschen Volke selbst, in der Formlosigkeit seiner Ideen und Gefühle, dem zähen Widerstande des feudalen Adels und der Hierarchie zu suchen, die

beide sich gefährdet glaubten. Besonders aber von Süddeutschland und Rußland aus ging durch Metternich, Nesselrode, Gentz und Talleyrand, (welchen die Perfidie zu einer Berühmtheit machte), die finstere Gewalt aus, welche allen Bemühungen des ehrenwerthen Hardenberg und Wilhelm von Humboldt sich entgegenstämmten.

Hätten es die Regierungen nur mit ihren Völkern allein zu thun, müßten sie sich nicht schmiegen, um die Scylla der Auslandspolitik zu umsteuern, ohne in die Charybdis der Inlandspolitik zu fallen, bei Gott, ihnen wäre wohler! Während Norddeutschlands Regierungen gegen süddeutsche Sonderinteressen, den Argwohn Roms und Habsburgs, wie Rußlands zu kämpfen hatten, wollte die kecke Jugend unsres Volkes die Freiheit mit Rolandshast erstürmen, und kaum war der junge Friede selig in Hütten und Paläste eingezogen, als jene treibenden, wilden Gewalten, welche die Begeisterung vorher zum Kampfe geeint, der Haß gegen Napoleons Tyrannei in ein Strombett geleitet hatte, sich nach dem Siege sonderten, durch ihn selber dunkelhaft-prätentiöser geworden, und die Censurfreiheit zu einer riesigen, abgeschmackten Kannegießerei benutzten, sich in Cliquen gruppirten und ihre bunten Banner entrollten, zum ersten Kampf der jungen Doctrinen. —

Bürgerthum und Bauernstand, die beide an den Wunden des Kriegs noch bluteten, nahmen wenig oder gar keinen Antheil an diesen Gedankenschlachten, sie gehörten, wie der Adel, zumeist dem Conservatismus der alten Zeit an; zudem hatte das Bürgerthum in der städtischen Gliederung, namentlich der Gewerbefreiheit ein weites Feld materieller Ausdehnung gewonnen. Hauptsächlich war's, wie immer in solchen Fällen, der Gelehrtenstand, die akademische Jugend, welche sich zur Trägerin der Unabhängigkeitsidee machte. In mehr als je gestärktem Trotze ihres mittelalterlichen Sondergeistes, welcher mit dem abstrakten Idealismus eine tolle Ehe schloß, verlor sich das Studententhum in Utopien und politische Zwecke, deren Basis wie Endpunkte ganz außer allen Blicken lagen, verfocht sie mit einer Berserkerwuth, die ihres Gleichen suchte, und die Regierungen, welche sich selbst in dem Falle befanden, erst auf dem neuen Gebiete Erfahrungen zu sammeln, wurden mit Besorgniß, Scheu und Mißbehagen erfüllt. —

Die Universität zu Breslau war, was Kopfzahl und Lehrkräfte betraf, die stärkste in ganz Norddeutschland, zumal die Universität von Frankfurt 1810 aufgehoben und mit ihr vereinigt worden, die berliner Hochschule aber unlängst erst in ihrem jetzigen Zustande errichtet war. Außer Halle und Jena war

Breslau mithin ein Hauptheerd, auf dem die Träume und Ideen in den akademischen Köpfen gargekocht, in enggeschlossenen Verbindungen Zwecke und Wünsche erstrebt und gehegt wurden, die mit dem eigentlichen Studium wenig gemein hatten. — —

Unter diesen rasselnden, dampfenden, streitlustigen Musensöhnen, die einen kleinen Staat im Staate bildeten und den größesten Raum allerorten immer noch zu eng für sich hielten, war zu besagter Zeit ein schwarzbraungelockter, breitschultriger, athletisch gewachsener Jüngling mit feurigem Auge und sanguinischem Temperament der Alicibiades der Aula und Senior der Teutonen. Mag sich doch Mancher noch dunkel seiner erinnern! — Er war das Ideal und Vorbild aller Füchse, der Stolz seiner Verbindung, der Stein des Anstoßes und Neides der anderen Corps, ein „Kerl von Sammet und Seide!" — Nicht nur als furchtbarer Schläger bewundert, als Händelmacher verrufen, war Max zugleich der Neffe und alleinige Erbe des Commerzienraths Turner, eines alten Wittwers, welcher als Armee-Lieferant im Kriege ein großes Vermögen erworben und nur zwei Götter hatte, Napoleon und seinen Neffen. Diese Doppelliebe zu dem großen Kaiser und dem Neffen verbot Herrn Turner auch, Max mit in den Krieg ziehen zu lassen, um weder zum Sturze seines Helden beizutragen, noch

sich des letzten Trägers seines Namens und eines Erben zu berauben.

Die zwanglose Weise, wie Max, oder studentisch richtiger „Alcibiades,“ den weiten Säckel seines Ohms für sich, wie „pro patria“ in Anspruch nahm, daß er die schönsten Hunde, die höchsten Stürmer und einen unendlichen Credit hatte, machte ihn, verbunden mit der Autorität, welche er sich zu erzwingen wußte, zu einem höchst beneidenswerthen Burschen. Wer von seinen Studien genossen, ihm aber sein Wegbleiben aus dem Kriege als Mangel an Muth auslegen mochte, dem wußte er in jeder Waffe das Gegentheil klar zu machen.

Alcibades' Autorität ward dadurch aber ganz besonders vermehrt, daß er es an kecken Träumen, Oppositionsgelüsten und Gascognaden allen Uebrigen zuvorthat; auch galt er bei den älteren Commilitonen für ein Haupt und einen Hebel jener Verbindung, die sich damals unter der akademischen Jugend zu bilden begann, den Schwarzen, Unbedingten, den Tyrannenfressern, die in heimlichen Conventikeln, ähnlich den weiland Männern „der fünften Monarchie,“ ein einiges, freies Deutschland mit einem liberalen Kaiser träumten, welchem zu Liebe alle übrigen 32 Herren fallen sollten. Der Plan war weder neu, noch trug er etwa ein wirklich demokratisches Gepräge. Es war, vorausgesetzt,

die übrigen Herrscher wären damit einverstanden gewesen, an sich auch nichts weniger als unvernünftig. Aber die hirnlose Art, die zügellose Wuth und Rücksichtslosigkeit, mit der man Das zu realisiren hoffte, die romanhafte Form, unter welcher man sich diesen neuen deutschen Reichskörper dachte, die phantastischen Institutionen, das Lappenwerk des Barbarossa, mit welchem man es aufzuputzen gedachte, endlich die Heimlichkeit dieser Verbindungen und daß man ihre Consequenzen, wie letzten Entzwecke nicht berechnen konnte, machten sie den Regierungen nach und nach um so verdächtiger, als die neue Zeit gerade der Ruhe und Ordnung bedurfte. — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Wer jemals in dem alten Breslau gewesen, hat, unter mannigfachen Resten alter Tage, doch sicher das finsterblickende, seltsam-groteske Rathhaus mit seinem langen, düstern Gange und den Fürstensaal besucht, dessen kühne, gothische Bogen, auf einer einzigen Säule ruhend, die Decke tragen, während seine Wände von verblichenen Fresken, Wappen und Sinnsprüchen in traumhafter Poesie vergangener Jahrhunderte glänzen. Wer den Fürstensaal gesehen hat, aber den Schweidnitzer Keller nicht, ist jedenfalls ein Barbar, und sei er noch so viel gereist. Freilich sind die alten Herrlichkeiten zumeist verschwunden, haben einer mo-

dernen Tünche Platz gemacht, ach, es ist jetzt unheimlich anständig dort und doch regelloser, ungemüthlicher, langweiliger, als zu der Zeit, wo der Magistrat die braune Quelle des Faßbiers unmittelbar durch seinen eigenen Ober-Schenken aus gnädigen Händen den durstigen Kehlen spendete.

Wenn wir, die wacklichte Budenreihe entlang, zur breiten Steintreppe des unterirdischen Arkadiens gelangt sind und hinabsteigen, treten wir in eine große Halle, deren Tiefe von einem Holzverschlage, einem riesigen Beichtstuhl nicht unähnlich, eingenommen wird, in welchem die Ober-Schenkin thront, um den Consum zu überwachen. Die weltberühmte Güte des Getränks, welches damals verabreicht wurde, der Umstand, daß in jenen Tagen der Rathskeller den anständigsten öffentlichen Ort für die abendliche Erholung der Männerwelt bot, überdies vom hochedlen Magistrat selber besucht wurde, machte, daß die noble Bürgerschaft, der Kaufmannsstand allabendlich dort zusammentraf, um bei Bier und Zeitung die Händel dieser argen Welt zu besprechen.

An der Decke besagter Mittelhalle hingen rauchgeschwärzt die räthselhaften Wahrzeichen von Breslau, von denen eins nach dem andern nun verschwunden. Nicht einmal mehr die Lümmelglocke ist geblieben, die doch vor Zeiten so vortreffliche Dienste geleistet

haben soll! Freilich kommt bei der gesteigerten Moralität und Toloranz unsres heutigen Geschlechts Niemand mehr in Verdacht der Lümmelei und kann höchstens für zu nobel, genial oder blasirt gelten.

Von der Mittelhalle streckten sich links und rechts in entgegengesetzter Richtung zwei gewölbte Hallen, der Länge des ganzen Gebäudes nach, in denen die Gäste Unterkunft fanden. Die linke Halle diente in ihrem vorderen Raume dem specifischen Bürgerthum, Kaufleuten, Beamten u. s. w., zum Versammlungsort, die hintere, kleinere Hälfte, durch eine enge Wendeltreppe mit den oberen Räumen des Hauses in Verbindung, war das stillselige Schmökerstübchen der weisen Väter der Stadt. Die entgegengesetzte Halle rechts, in der es stürmischer herzugehen pflegte, war dagegen den niederern, ärmeren Gästen, Landleuten, dem Handwerkerstand gewidmet. Nur der hintere Theil, durch eine Holzwand und eine Thür getrennt, hatten die Musensöhne inne, welche lieber den großen Wirrwarr als das specifische Philisterthum in der Nähe haben wollten.

Hier residirte, wenn nicht geheime Gründe ihn in der engen Tafelrunde des Burschenconvents festhielten, Alcibiades mit seinen Genossen, und wer Abends an dieser Seite des Rathhauses vorbeiging und den

unterirdischen Scandal hörte, mußte glauben, der Satan halte da eines seiner höllischen Feste.

Der alte Denkspruch, den der gute Herzog Heinz der Sechste den Breslauern gegeben:

„Est non solum esse illis et vivere, sed bene esse, bene vivere liceat,“

fand hier im weitesten Sinne Anwendung, und der Rathsseckel stand sich ganz vortrefflich dabei! —

Der December mit seinen kurzen, trüben Tagen hatte begonnen, Frost, stürmisches Wetter wechselten ab und im Rathskeller mußte man den lieben langen Tag Licht brennen.

So kalt es draußen war, solch' erstickende Hitze herrschte in diesen unterirdischen Räumen und um acht Uhr Abends war wörtlich kein Platz mehr zu haben, als ein Herr rasch die Treppe herab kam und in den Keller trat. Der kurze Stulpenstiefel, die grau anliegende Tuchhose, das starke Bambusrohr mit goldenem Knopf, dazu das eiserne Kreuz im Knopfloch und die straffe Haltung ließ den Ankommenden als pensionirten Militär oder einen wohlhabenden Gutsbesitzer erscheinen. — Es war Trautmann von Biebersdorf, den unabweisbar dringende Geschäfte mit der Regierung und gerichtliche Termine aus den Armen Dorotheens gerissen hatten.

Sich nach allen Seiten umschauend, trat er erst

in die linke Halle und musterte Jeden der Anwesenden. Augenscheinlich suchte er Jemand und zwar mit einer sorglichen Unruhe, die zu lebhaft andeutete, daß er allein um des Gegenstands seiner Forschungen, nicht seines materiellen Genusses wegen hier sei. Etwas mißmuthig wendete er sich um, sah nach der Uhr, schüttelte den Kopf und setzte, zumal er keinen Platz fand, auf der rechten Seite unter dem gewöhnlichen Publicum seine Untersuchungen fort.

„Mein Gott," murmelte er, „sollte ihn irgend Etwas verhindern. Er versprach so bestimmt zu kommen und die Papiere mitzubringen. Unmöglich kann ich noch einen Tag länger bleiben. Ich will noch ein Wenig auf ihn warten."

Indem er sich rings umsah, ob sich ein Plätzchen finde, wo er sich bei einem Glase ruhig niederlassen könne, bemerkte er die Thür der Holzwand gegenüber, hinter welcher Gelächter und Klirren der Gläser sich vernehmen ließ. —

Der Oberschenk, der hier beschäftigt war und seine Unruhe bemerkte, trat mit einer Verbeugung auf ihn zu.

„Was ist dem Herrn gefällig?"

„Kennen Sie den Notar Schweichert?" fragte Trautmann hastig.

„I gewiß, Herr, er ist allabendlich unser Stammgast! — Wundert mich, daß er noch nicht da ist!" —

„Gut, mein Name ist Trautmann, wenn er kommt, sagen Sie ihm, daß ich hier bin, und lassen Sie mich rufen. Ich will sehen, wo ich indessen unterkomme!" —

Er nickte, und ohne des Schenken Antwort abzuwarten, schritt er rasch nach der vorhin bemerkten Thür, öffnete sie und trat ein. Wenn auch früher in der schlesischen Hauptstadt bekannt, hatte er doch keinen Begriff von den Privilegien dieses Orts, und war so in das Sanctuarium der zechenden Musensöhne gedrungen.

Seine Anwesenheit unterbrach sofort die tumultuarische Versammlung, welche ihn mit höchst unfreundlichen Blicken begrüßte. Ohne davon im Mindesten beirrt zu werden, ja, in der Voraussetzung, daß er unter den jungen Männern mehrfach Kämpfer aus dem Kriege und Mitglieder früherer patriotischer Verbindungen erwarten müsse, machte er ein damals wohlbekanntes Zeichen.

„Entschuldigen Sie, meine Herrn, wenn ich Sie störe. Ich habe dringend Jemand zu erwarten und finde nirgends Platz. Bis die gewünschte Person kommt, werden Sie mir wohl einen Stuhl gönnen!"

Damit setzte er sich ohne Weiteres unfern der Thür an einen leeren Tisch, bestellte Bier, nahm eine Zeitung, und war in wenig Augenblicken in Betrachtung eigener wie öffentlicher Angelegenheiten vertieft.

Die eingetretene Stille machte bald einem halb unwilligen halb erstaunten Flüstern und Murmeln der Studiosen Platz, was für den Eindringling höchst drohend zu werden schien, denn man betrachtete seinen Eintritt als einen Eingriff in die Rechte der Versammlung.

„Der Kerl muß 'raus, Alcibiades!" sagte leise ein Krauskopf mit tiefliegenden, blitzenden Augen, der neben dem Senior saß, „ich werd' mit ihm anbinden, oder besser, wir schicken ihm die Füchse auf den Hals! Aedezol, wie kommt er zu dem Zeichen des Tugendbundes!"

„Nein, Posa," antwortete Alcibiades ebenso, „darum grade laß ihn. Ich bin gut dafür, daß er nicht umsonst hier ist. 'S ist ein verkappter Polizist, mein Cerevis d'rauf! Die Regierung läßt nachgrade ihre Spürhunde los, und Mancher saß damals im Tugendbunde, der jetzt ein serviler Köter geworden ist. Ich will ihn schrauben, und Du sollst sehen, daß ich recht habe. Dann können wir gleich am Ersten zeigen, was die Andern zu hoffen haben!"

„Nimm Dich in Acht!“ murmelte Sporen, ein Flachsbart, sein anderer Nachbar.

„A pah,“ lachte der Senior, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief die Commilitonen stentorisch zum Chorgesang.

Während das Gaudeamus donnernd durch's Gewölbe zog, ohne sich der Beachtung des Fremden zu erfreuen, überlegte der schon etwas biererhitzte Präses der Versammlung, wie dem Gegner beizukommen sei, und indem er über den Tisch hinüberlugt, bemerkt er mit höhnischem Vergnügen das Ehrenzeichen auf der Brust des Eindringlings.

Das Lied war beendet.

„Bursche,“ und der Präses erhob sich, „wir wissen Alle, was unser Trachten, unser Wollen ist! Der Geist regiert die Welt, die akademische Jugend ist vor Allen zur Trägerin der Ideen, der freiesten, heiligsten Ideen Deutschlands berufen, und kein Spion soll uns daran hindern, kein Fuchsschwänzer, der sich ein buntes Stück Band in's Knopfloch durch Denunciation zu holen pflegt! Zum Aerger aller Unken wollen wir frei sein, frei reden und handeln.“ —

„Das wollen wir vor jedem Fürsten, vor jedem steifen Kragen und krummen Buckel,“ schrie Posa; „es lebe die Gedankenfreiheit!“ —

„Hoch die Gedankenfreiheit!“ —

Alle Blicke richteten sich auf den Fremden, der ruhig im Geschäft des Lesens vertieft war, obwohl ein schwaches Lächeln um seinen Mund spielte.

„Grade jetzt müssen wir, heimlich wie offen, als die Intelligenz des Staates zeigen, daß wir zu durchschauen beginnen, wie man uns um die Frucht des Kampfes bringen will, es koste, was es wolle!“

„Das werden wir!“ tumultuirte die Versammlung.

„Wäre das deutsche Volk, statt seinem zweiunddreißigfachen Lumpendasein, wäre das Glück dem großen Napoleon treu geblieben, er hätte ehrlicher gehandelt, hätte die Welt befreit, nachdem er sie erobert. Narren sind die Deutschen wie immer gewesen, indem sie den Regierungen gegen ihn halfen, ihr Gut und Blut verschwendeten und sich dann etwas versprechen ließen. Narren und Hohlköpfe, die, welche mit den Kreuzen auf der Brust einherstolziren und nicht wissen, daß sie nur das Kennzeichen ihrer Erbärmlichkeit an sich tragen! Frei soll Deutschland sein, aber frei von den eigenen Blutsaugern, den Schranzen und Lakaien, unter einem Scepter vereint, hör's, wer es will, unter ein Scepter, unter eine Verfassung und —“

Den letzten Theil seiner Philippika vollendete

Alcibiades nicht. Das theilnahmlose Gesicht des Fremden, das eher bisher einen ironischen Zug getragen, hatte sich verfinstert. Ein wildes Zucken des Zorns, der Erbitterung, der Indignation durchflammte seine glühenden Züge, er stand hastig auf, als wolle er laut Protest gegen die gemeinen Beschimpfungen einlegen, welche er und eine heilige, kaum vergangene Zeit zu erleiden hatte. Er besann sich aber, nahm Hut und Stock und wollte sich entfernen.

„Holla," schnob Alcibiades, „verlegt dem Jesuiten, dem Spürhund den Weg!" und tosend umgab die wilde Versammlung Trautmann, der zurücktrat und sich entfärbte.

Alcibiades pflanzte sich dicht vor ihn.

Der Fremde sah ihm fest in's Gesicht.

„Ich ersuche Sie, meine Herren, mich friedlich gehen zu lassen, Sie irren sich vermuthlich in meiner Person, wie meinem Charakter, ich bin ein Fremder und würde Ihre Gesellschaft nicht vergrößert haben, wäre sonst wo Raum gewesen!"

„Die Winkelzüge, Patron, sollen Ihm nichts helfen! Sie sind auch Einer von jenen servilen Elenden, Indolenten und Zöpfen, denen es recht ist, wenn uns die Schlafmütze über die Ohren gezogen wird!"

„Ich wiederhole Ihnen, ich bin hier fremd, ferner

interessirt mich Ihre Expectoration gar nicht, und da Sie von Gedankenfreiheit schwärmen, werden Sie auch wohl nichts gegen die Freiheit der meinigen haben. Ich trug so gut und vielleicht mit demselben Verstande wie Sie früher schon das Zeichen des Burschenthums, bin Militär gewesen, also können Sie sich denken, daß ich für Beleidigungen nicht unempfindlich bin. Wenn ich mich trotzdem begnüge schweigend zu gehen, so, denk' ich, ist das Mögliche geleistet! Sie, Herr Senior, scheinen bei Ihren Gesinnungen hinter'm Ofen geblieben zu sein, als man kämpfte, fürwahr ein Muth, den ich nicht zu beneiden habe!" Damit wollte der Fremde einen Schritt nach der Thür machen.

Da aber, außer sich vor Wuth, jeder Vernunft baar, packte Alcibiades Trautmann, stieß ihn zurück, riß ihm mit höhnischem Gelächter das eiserne Kreuz von der Brust, und warf es ihm vor die Füße. —

„Darauf ist das die Antwort, Schuft!" — —

Die Studenten traten erschrocken zurück.

Alcibiades hatte nicht nur ein Attentat gegen die Ehre dieses fremden Mannes, sondern auch gegen die Ehre des Landes begangen, das von den allerschwersten Folgen sein mußte, um so schwerer, als die Gäste nebenbei, bereits den Streit vermuthend, die

Thür neugierig geöffnet hatten, die Thatsache also eine Oeffentlichkeit erhielt, die Keinem wünschenswerth sein mußte.

Als er das Kreuz, das geliebte, theuer errungene Kleinod seiner Vaterlandsliebe am Boden sah, erbebte Gottlieb, fahl ward sein Gesicht, und er rang mit einem furchtbaren Gedanken.

„Mein Herr, was nun folgt, muß Ihnen klar sein. Wär' ich das, wofür Sie mich zu nehmen wagten, Ihre akademische Laufbahn wäre geschlossen. Sie haben in mir den König und die Armee beschimpft. — Ich will glauben, der Bierdunst habe Sie verwirrt. Heben Sie dieses Kreuz auf und widerrufen Sie die gethane Beleidigung, so will ich — die Sache hingehen lassen."

„Ha ha ha!" lachte teuflisch Alcibiades, sah nach den eingedrungenen Gästen, trat zu dem Gegner und sagte höhnisch leise:

„Da Sie sich als Militär und Gelehrter geberden, Bester, werden Sie wohl wissen, daß man darauf nur mit der Pistole in der Hand Revanche nimmt!"

„Wenn Sie so wahnsinnig sind, in Ihren Beleidigungen zu beharren, Herr," sagte Trautmann bitter, „wenn Sie mir und dem Stande Derer, die das Vaterland von Schmach befreit, die einzige Ge-

nugthuung versagen, Ihr Unrecht zu widerrufen, mich mit dem rohesten Mittel, das es giebt, zum Duell zwingen, so werde ich es annehmen. Ich mache Ihnen bemerklich, daß ich Familie habe, die möglichen Folgen für mich sind also sehr ernster Art. Wenn dies nicht genügt, Sie zur Vernunft zu bringen, so — steh' ich zu Diensten. — Mein Name ist Trautmann von Biebersdorf bei Glatz und wohne im schwarzen Adler."

Eine Pause tiefster Stille erfolgte.

„Sie widerrufen nicht?" rief flammend Trautmann.

„Nach dem ersten Kugelwechsel fragen Sie mich;" lachte Alcibiades.

Ein furchtbarer Schmerz zuckte durch's Antlitz des Schwergekränkten. Er bückte sich und hob sein Kreuz auf. Die Studiosen wichen zurück.

Darauf ergriff Gottlieb seinen Hut und verließ ungehindert den Keller.

Alcibiades und seine Genossen brachen gleich hinterher auf und eilten unter Murren und Mißbilligung aller Gäste auf die Straße.

Die wilden Musensöhne hatten auch Ursache genug auf ihren Rückzug zu denken. Der sonst harmlosere Charakter ihrer Tollheiten war durch ihres Seniors Benehmen in den rohesten Insult der

Welt ausgeartet, und wenn Max Turner einigermaßen kühler über sich nachdachte, mußte er selbst über eine That erschrecken, die einen Schatten auf sein ganzes künftiges Leben warf. Selbst mancher seiner Commilitonen tadelte sein Benehmen und beeilte sich, einer so unangenehmen Geschichte aus dem Wege zu gehen. Nur Max selbst, seine beiden Freunde Sporen und Posa, wie das junge Volk der Randalisten, setzten sich über die Aventure mit der sorglosen Indolenz und Kampfesgier hinweg, die schon Manchen in der Jugend gleichgültig gegen alle ernsten Beziehungen und Zwecke des Lebens machte. Aber der tolle, blöde Hauch der Romantik, des Burschenthums, dieses Don-Quixote-Dasein, welches hohle Gebilde für Leben, Rücksichtslosigkeit für Kraft des Charakters hielt, ließ Max nicht zum Nachdenken kommen. — — —

Gottlieb Trautmann, das unselige Opfer dieses schlimmen Abends, hatte nicht sobald das Rathhaus verlassen, als er, gepreßten, gramerfüllten Gemüths, seinen Weg nach der Wache einschlug. Daheim saß sein junges Weib, bald Mutter! Hier stand er beschimpft, auf's Roheste beschimpft an dem heiligsten Kleinod seiner Ehre, dem Symbol, das ihn in des todten Bebrans Auge zum Edelmann und würdig gemacht hatte, sein Sohn zu sein. Lebte der

Alte noch, unbedenklich würde er sich dem frechen Beleidiger gestellt haben, und doch! Wenn er erlag — —!? Und konnte er denn zurück, war er nicht in einer Art zum Duell gezwungen worden, wo es nicht zu umgehen war? Er war verzweifelt, — rathlos! Er hatte Niemanden in der Nähe, der ihm das Gewicht seiner Meinung entgegenhalten konnte! Andererseits kannte er die Kleinstädterei der schlesischen Residenz zu gut, um sich nicht zu sagen, daß morgen die unerhörte Affaire und sein Name in aller Leute Munde sein werde! —

Eben ging er wie träumend an der alten Hauptwache vorbei, ohne zu wissen, wohin er schritt, als der volle Mondschein sich plötzlich in grellem Lichte auf der Musquete des Postens spiegelte.

Gottlieb blieb stehen. — Im Wachtzimmer war Licht! — Einige Officiere saßen da bei Bowle und Kartenspiel.

Er war in Breslau ziemlich fremd geworden; außer ein paar alten Gelehrten und dem Notar, welcher ihm eben heut' am unglücklichen Rendez-vous vergeblich hatte warten lassen, kannte er Niemanden vom Civil, war in der letzten Studienzeit wenig in's äußere Leben gekommen, das ihm in Breslau auch nicht sonderlich mehr behagte. Wurzelten doch seine

Haupterinnerungen in der Armee, bei den Genossen des Kriegs. —

Er beschloß sich den Officieren anzuvertrauen und durch sie seine alten Bekannten aufzusuchen. Unter dem Vorwande einer Meldung ließ ihn der Posten ein und er verschwand unter'm dunkeln Bogen des alten Rathhauses. — — — — — —

— — — — — — — — — —

Am andern Tage war, wie zu vermuthen, der scandalöse Insult in Breslaus Munde. — —

Mehrere alte Freunde Trautmanns, Hauptmann von Tettenborn. und Lieutenant von Schramm nahmen, ohnehin gegen den Uebermuth der akademischen Welt erregt, sich seiner Angelegenheit auf's Wärmste an. Der Name Max Turners, vulgo Alcibiades, einer ohnehin bekannten Persönlichkeit, ward bald ermittelt, und nichts wurde versäumt, denselben zum Widerruf zu veranlassen, um die Angelegenheit beizulegen.

Die Größe des Insults aber, und die Stadtkundigkeit desselben machte um so mehr eine Schlichtung unmöglich, als Max-Alcibiades grade, durch das Aufsehn des Scandals und daß derselbe von seinen Parteigängern wie ein Principienkampf angesehen wurde, nur um so starrer und maliciöser auf dem Duell beharrte und die gegenseitige Erbitterung da-

durch auf die Spitze trieb. Trautmann konnte, wenn er den Begriff kriegerischer Ehre und empörten Nationalgefühls nicht ganz aufgeben, sich nicht öffentlich verächtlich machen wollte, dem Duell nicht mehr ausweichen.

Schweren Herzens gab er den Umständen nach.

Mit Hülfe Tettenborns ordnete er seine Angelegenheiten, machte unter Assistenz des leidigen Notar Schweichert, dessen Ausbleiben, durch eine plötzliche dringende Conferenz veranlaßt, mittelbar an Allem Schuld hatte, sein Testament und schrieb Dorotheen ein zärtliches, schmerzvolles Lebewohl, segnete in Voraus das Wesen, welches dem Tag entgegenharrte, und übergab Tettenborn, seinem Secundanten, dieses Schreiben mit der Bitte, es für den Fall eines Unglücks nach Biebersdorf zu senden. — — — — — — — — — — — — — —

Der trübe Wintertag erwachte schwerfällig mürrisch. Leichenhaft schaute der Himmel herab.

Ein geschlossener Wagen verließ um sechs Uhr früh die Stadt, Trautmann, Tettenborn, Schramm und ein Arzt saßen in demselben. Das Fuhrwerk schlug den Weg nach der Viehweide ein.

Jenseit des Pöpelwitzer Damms, hinter dem Eichenwald, zwischen den dichten Weidenbüschen,

welche das flache linke Ufer der Oder bedecken, war der Platz.

Max Turner, Posa als Secundant, Sporen, der Arzt und einige andere Commilitonen warteten bereits.

Die letzte Einigung wurde versucht. Tettenborn machte ebenso ernst wie artig Max auf die Folgen des Streits aufmerksam und ersuchte ihn um eine Ehrenerklärung.

„Ich habe einem Porte-épée nichts zu erklären! Vorwärts!" —

„Nun wohl, Herr," rief Tettenborn erbittert, „nehmen Sie sich in Acht, daß nichts gegen die Usance vorfällt, sonst schieß' ich Ihnen vor's Hirn!" —

Max lachte laut auf. Die Unparteiischen wurden gewählt, die Distancen genommen.

Die Pistolen waren geladen und Jeder wartete auf das Zeichen.

Die Secundanten traten an. — Es war ausgemacht, daß beide Gegner zugleich schießen sollten.

Festen Auges standen die Feinde einander gegenüber, die todtbringende Waffe eingezogen in der Rechten, zum Anschlag fertig nach der rechten Achsel emporgelehnt.

Das erste Zeichen ward von Tettenborn gegeben. Beide avancirten zehn Schritte vorwärts!

Das zweite Zeichen erscholl — die Waffe ward angeschlagen!

Das dritte Zeichen, — die Schüsse krachten.

Max Turner stand aufrecht, ruhig. —

Gottlieb Trautmann ließ das Pistol aus der Hand fallen, preßte rasch die Hand in die rechte Seite, schwankte, drehte sich rechts um und brach zusammen. Ein Blutstrom färbte das dürre Gras. —

„Verdammt!“ schrie Tettenborn entsetzt. Alles stürzte zu dem Verwundeten.

Max Turner warf triumphirend einen Blick ringsum. Dann, ohne ein Wort des Mitgefühls, der Reue, ja nur des Bedauerns, wendete er sich rasch und verschwand mit seinen Commilitonen in den Weidenbüschen. —

Eine Stunde später fuhr langsam der Wagen nach der Stadt zurück. Tettenborn und Schramm, bleich, düster, gingen daneben zu Fuß. — — —

Trautmanns Zustand war trostlos. Die Kugel hatte zwar nicht zarte Organismen des Lebens, wie Herz und Lunge, verletzt, war aber tief in die Hüfte gedrungen und hatte sich schräg in's Fleisch unterhalb des Gelenks verloren.

Tettenborn brachte ihn nach seiner Wohnung,

die Kameraden pflegten und bewachten ihn. Das Bedauern in der Stadt war allgemein.

So offenkundig der Scandal und sein unglücklicher Ausgang, so gerecht und tief der Unwille gegen Max Turner auch war, konnten die Civil- wie Militärbehörden doch nichts weiter thun, als nach außen hin eine Sache ignoriren, welche reine Ehrensache war. Wohl hätte Turner wegen Verletzung des Ordenszeichens hart genug belangt werden können, doch fehlte der eigentliche Kläger, Trautmann, die Officiere aber hielten eine Bestrafung durch die Waffen für anständiger, als durch's Gesetz, zudem schien die Polizei diesmal sich gar nicht um die Angelegenheit zu kümmern.

Der Verwundete schwebte inzwischen in der äußersten Lebensgefahr. Die Kugel ließ sich noch immer nicht entfernen, man mußte den Brand befürchten. Trautmann lag in den wilden Phantasien des Wundfiebers, sein Geist war mit Dorotheen beschäftigt.

Den Aerzten gelang es endlich am vierten Tage, die Kugel aus der Wunde zu bringen, aber der Zustand des Leidenden war schlimmer geworden und die Entzündung wuchs stündlich, vielleicht noch durch die schmerzvollen Kämpfe in wirrem Geist des Kranken befördert.

In diesen trostlosen Tagen entschloß sich Tetten-

dorn an den Pfarrer nach Biebersdorf zu schreiben, das Geschehene mitzutheilen, und ihn zu bitten, Dorotheen in zartester Weise auf den möglichen Verlust ihres theuersten Lebensglücks vorzubereiten.

Die Aerzte riethen selbst dazu, das Schreiben ward abgesendet. — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Wochen vergingen. Die unverwüstliche Lebensfülle und Manneskraft Trautmanns führten ihn langsam wieder der Genesung zu, die sich vielleicht noch beschleunigt hätte, wäre sein Gemüth weniger mit Sorgen belastet gewesen. Die Freunde suchten seine Unruhe, seine trüben Ahnungen und Beängstigungen nach Kräften zu bannen, wurden aber selbst von denselben unwillkürlich ergriffen, da weder der Pfarrer, noch sonst wer von Biebersdorf Nachricht gab.

Als Trautmann endlich so weit hergestellt, die erste Spazierfahrt glücklich abgelaufen war, so daß man ein Aufbrechen der Wunde oder eine Blutung nicht mehr zu befürchten brauchte, schrieb Gottlieb selbst nach Hause und zeigte Dorotheen an, daß er in vierzehn Tagen zurückkommen werde.

Darauf lief ein Schreiben des Pfarrers ein, das in ängstlichem Tone die Eröffnung machte, Dorothea sei krank.

Furchtbare Vorstellungen gewannen in Gottlieb Raum, er wollte sofort abreisen.

Nur die flehentlichen Bitten Tettenborns und anderer Freunde, die ihn beschworen, sich den Seinen zu erhalten, nicht einen neuen Aufbruch der mühsam geheilten Wunden zu bewirken, machten, daß er blieb, aber mit welchen Qualen und bangen Schmerzen!

Einige Tage vor seiner Abreise, zu der, um ihn zu begleiten, Tettenborn und Schramm Urlaub genommen, kam an Ersteren heimlich ein Brief des Pfarrers. — — — — — —

Trautmann mit seinen beiden Freunden reiste ab. — — — —

Wie schweigsam und trübe war der Weg!

Weihnachten, Neujahr vorüber! Oede, im Todtenschlaf liegt die Natur, still und beklommen ist's unter den Dreien! —

Schon steigt das Gebirge deutlicher empor, die hohe Mense, und in blassen Nebeln liegt Glatz. —

Was reden Tettenborn und Schramm so dumpf und gepreßt? Im Munde fröhlicher Söhne des Kriegs Gottvertrauen, Fügung des Schicksals, Ergebung?! —

Ein Gespenst, ein gräßlich Gespenst, der Quälgeist seiner Phantasie, das Entsetzen seiner Nächte

gewinnt Gestalt, grauenvolle Gewißheit!! — — —
— — — — — — — — — — —

Verfärbten Gesichts, schlotternd, von den Freunden geführt, betritt Trautmann die Schwelle seines Glücks.

Weinend kommt Madame Selting, weinend treten die Pfarrersleute und die Röslers ihm entgegen. Schluchzend umsteht ihn das Gesinde!

Wie ein Irrsinniger streift er von Stube zu Stube!

Im Schlafzimmer endlich tönt ihm leises Weinen entgegen, ein Kinderlallen!

Er reißt die Thür auf, wankt an die Wiege und bricht zusammen in unsäglichem Jammern! —

Dorothea, das Weib seiner Liebe, die Blume seines Erdenglücks ist — todt! „Todt," heult's durch die öden Gemächer! Nur das lächelnde Engelsauge des Knaben, den sie in Todesfurcht um den geliebten Gatten zu früh gebar, um den sie starb, — mahnt ihn an eine letzte heilige Pflicht im Leben!! — —
— — — — — — — — — — —

Vom blühenden Mann ward Trautmann in wenigen Wochen zum Greis verwandelt.

Eherner Trübsinn und Lebensmüdigkeit, tödtlicher Haß gegen die neue, fremde, selbstsüchtig freche Welt gewannen in Gottlieb Raum! Der enge Umkreis

der Wiege war ihm nunmehr die ganze Erde. Alle Hoffnungen und Wünsche, welche drüber hinaus lagen, hatte die verklärte Dorothea mit sich hinweggerafft. — — — — — — — — —

Ehe Tettenborn und Schramm Biebersdorf, nunmehr ein Ort ewiger Trauer, verließen, ward das kleine, blondlockige, ahnungslose Wesen, das die Geliebte zurückgelassen, getauft.

Schluchzend unter den Seinen, stand der arme, gebrochene Vater, starrte vor sich hin, — auf den Taufstein, — auf die alte weinende Schlehdorn und das Kind, welches die Aermchen emporstreckte und lallte.

„Wie soll der Knabe heißen, Herr Trautmann,“ fragte schüchtern der Pfarrer. — —

„Ein Kind der Schmerzen ist's, ein Sohn der Schmerzen wird es bleiben! Nennen Sie ihn Benoni!“ sagte Trautmann finster. — —

Da fiel ein goldiger Sonnenstrahl durch's Fenster herein und umspann das Kind mit einem Heiligenschein ewiger Liebe. —

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Sein Name sei gepriesen!“ — —

Siebentes Kapitel.

Abgesehen von der unauslöschlichen Beleidigung, welche Trautmann erlitten, war die ganze, extravagante Richtung, welche die politischen Ideen in den Köpfen der jugendlichen Solone und Lykurge eingeschlagen, schnurstracks Gottliebs Gesinnungen zuwider, hatte an sich schon seine Verachtung, Erbitterung, seinen Schmerz im höchsten Grade erregt. Trautmanns Ursprung, Lebenslage und ganze Entwickelung ruhten im Schooße der alten Zeit. Sein Geschick, ihm selbst wunderbar genug, hatte ihn Bescheidenheit gelehrt; er war sich zu sehr bewußt, nur die Gelegenheit zur Entfaltung, wie die Blume den Sonnenstrahl, benutzt, sich übrigens aber der Leitung einer Macht anvertraut zu haben, welche ihm gött-

lichen Ursprungs, eine stille Kundgebung des ewigen Willens zu sein schien. Die Autorität, das Unterordnen, das Anheimgeben an ein außer ihm liegendes Höhere, Größere, mochte es im religiösen Sinne, Gott, im staatlichen, Fürst und Vaterland, im menschlichen, nur der alte Herr von Bebran gewesen sein, war der stillschweigende Grundsatz seiner Existenz, und der außerordentliche Gang, welchen sein Leben genommen, gab ihm die glühende Gewißheit, daß diese Gewalten, welche über ihm leitend standen, Alles wohl machten, daß in ihnen grade die organische Entwickelung jeglicher Weltordnung beruhe.

Auch er hatte im Tugendbunde, in der Begeisterung der Volkserhebung die Freiheit als seine Braut geküßt, aber die Freiheit als eine Braut, um die lange gedient, gestritten und geworben werden, die organisch, Blatt um Blatt, Blüthe um Blüthe erstehen müsse. Sie war ihm nicht das schöne, derbsinnliche Weib, das man berücken müsse, um es zu besitzen, das in der Hast des Moments auf's Brautbett gezwungen werde, war nicht jenes buntscheckige und formlose Gebilde des Tages, was die abgetragenen Lappen aller Epochen mit sich herumschleppte, sondern die redliche, höchste Verkörperung des Gotteszwecks in den Menschen auf Erden, die letzte herrlichste Blume des irdischen Daseins. So wunderbar, wie

ihn das Geschick vom Nichts zur höchsten Höhe kaum verträumter Seligkeit und nun wieder tiefster Schmerzen geführt, so wunderbar leitete ihm auch der ewige Geist die Geschicke der Völker durch alle Wirrsale zu einem endlichen, gemeinsamen Ziel, einer irdischen Schöne, die Zweck und Ausgang der ganzen Geschichte sei. Trautmann kümmerte sich weder um die Form, noch die Zeit, in der sich das realisiren sollte; die Zuversicht, daß es geschehen werde, war ihm genug. Dieser allgemeine, reine, ideale Standpunkt, dem alle Mittelstadien naturgemäß fehlten, widersprach aber dem Geiste, welcher jetzt in den Köpfen brütete, ganz und gar. Letzteren war es um ihre Freiheit, um die nächst-beste, möglichst schnellste Erreichung eines neuen Zustands der Dinge zu thun, der ihnen eben als Freiheit galt und absolute Gültigkeit hatte.

Die Katastrophe, welche Trautmanns ganzes Glück auf ein Minimum beschränkte, hatte denselben auch zu einem eisernen, unversöhnlichen Gegner des sogenannten „Zeitgeists" gemacht, ließ ihn um so fester an dem alten Autoritätsgefühle in seiner Brust festhalten, als er ihm alles Süße im Leben zu danken hatte. Wider Willen prägte der Schmerz, die Melancholie in ihm eine Schärfe des Wesens, eine Strenge, einen gewissen Eigensinn des Vorurtheils

aus, und er gab den cholerischen Wallungen nach, welche bisher still auf dem Grunde seines Gemüths geschlafen hatten. Das Unglück, welches ihn betroffen, machte ihn einseitiger, mehr zum Parteimenschen, als er an und für sich bei seiner allgemein liberalen und idealen Anschauung der Dinge sonst zu sein geneigt war.

In der Zukunft nur eine Reihe wilder, zerfetzender Ideenkämpfe sehend, beschloß er seinen Sohn Benoni, das süße, einzige Kleinod seines Lebens, in einer Art und Weise zu erziehen, die denselben vor allen jenen tollen Irrthümern und Leiden bewahre, welche die Zeit zu gebären in schönster Arbeit war. Trautmann wollte aus Benoni einen glücklichen Menschen, einen fröhlichen Träger geistiger Schöne und Reife machen, welcher siegreich durch alle Labyrinthe des Daseins in edelster Entfaltung schreite! —

— — — — — — — — — — —

Die Trautmann'sche Affaire mit Max Turner verfehlte nicht, im Breslauer Publicum eine nachhaltige Erbitterung gegen die Studentenschaft zu hinterlassen, wozu noch vielfacher Privathaß wesentlich beitrug. So lebte diese fatale Geschichte also länger, denn sonst dergleichen Scandale pflegen, in dem Munde der Menge. Besonders war das beim Officiercorps der Fall, und es entstanden eine Masse

Reibungen, Häkeleien und blutige Raufereien, die dem akademischen Senat, der seine Söhne nach Kräften schützte, wie den Militärbehörden vielfachen Aerger bereiteten. Wahrscheinlich wäre man in jenen Tagen schon gegen die Studenten eingeschritten, hätte besonders Max Turner auf's Korn genommen, wäre nicht von oben her ein Wink erfolgt, demzufolge man sich begnügte, beide Parteien zu verwarnen und, wo es irgend möglich war, von einander zu trennen.

Der Wink von oben her, dessen Toleranz man als Schwäche aberwitzig auszulegen beflissen war, hatte indeß einen andern Grund. Es war der Regierung weniger darum zu thun, einzelne Fälle zu bestrafen, als dem ganzen inneren Getriebe des akademischen Lebens endlich auf die Spur zu kommen, regte sich doch nicht nur in Preußen, sondern im ganzen Deutschland das Studententhum in einer so auffälligen Weise, daß man von Tag zu Tag argwöhnischer wurde.

Max Turner und seine Genossen, die anfänglich wirklich die schlimmsten Folgen für sich gefürchtet hatten, aber sich, außer leeren Warnungen, straflos sahen, wurden in ihren überspannten Ideen nur bestärkt, glaubten, die Regierung habe Angst vor ihnen, und eine Gährung der Gemüther, ein Thatendurst,

ein Drang nach — wer weiß was, schien in sie gefahren zu sein, wie der Satan unter die biblische Heerde.

Andererseits fehlte es auch nicht an Aufreizungsmitteln der Gegenpartei, und zwar der Gegenpartei im schlimmsten Sinne, welche Deutschland, besonders Norddeutschland und seinen Ideen Feind, jede Gelegenheit ergriff, Wunden zu vergrößern, Blößen zu entdecken und öffentlich mit Nesseln zu peitschen, ja, welche oft geradezu Lüge und Gemeinheit zum Hülfsmittel nahm, um absichtlich Aergerniß zu bereiten.

Die Politik Metternichs und Nesselrode's besonders that hierbei das Ihre, und es fanden sich geheime Agenten genug, welche durch Wühlerei, Hetzerei und Ränkesucht den guten Willen der Regierungen, ihre Völker zu emancipiren, einzuschüchtern und zu verstimmen beflissen waren. Zu diesen feinen Gesellen gehörte auch ein Mann, der viel Talent, aber kein Genie, viel Gelenkigkeit und politische Taktik, aber wenig Ehre im Leibe hatte — August von Kotzebue.

Er verdankte allerdings Rußland Alles, aber diesen Dank trug er auf so unsaubere Weise ab, daß er ganz und gar vergaß, daß deutsches Blut in seinen Adern rollte, ja, daß Rußland selbst dieses deutschen Blutes in seinen eigenen Grenzen nicht mehr entbehren

konnte, wenn es nicht in Barbarei zurücksinken wollte. Er verhöhnte die Begeisterung, womit Deutschland gegen Frankreich gezogen, sprach frechen Angesichts aus: daß Rußland, nicht das deutsche Volk die Welt von Napoleon befreit, erging sich in bitterster Ironie und beißendster Satyre über deutsche Zustände, und seine Angriffe wurden um so giftiger, je allgemeiner sie gehalten waren.

Die norddeutschen Fürsten waren wahrlich übel daran. — Einmal von der argwöhnischen, mittelalterlich-conservativen Politik Süddeutschlands und Rußlands und seiner publicistischen Agenten, andererseits von den Extravaganzen im eigenen Volke schüchtern und wankend gemacht, unterlagen sie langsam dem mechanischen Druck einer Reaction, einer Gegenströmung, deren factischer Grund oder Ungrund erst nachträglich klar werden sollte. Wie geneigt damals namentlich Preußens König freieren Ideen, einem liberalen, versöhnenden und harmonischen Programm war, beweist die Einigung der verschiedenen protestantischen Lehrgebäude zur Union, zu einer religiösen Verschmelzung, einem untheilbaren Protestantismus. Vielleicht hätten alle widrigen Winde aus Süd und Ost nicht vermocht, den Anlauf Norddeutschlands zu freieren Institutionen aufzuhalten, als das Wartburgsfest am 18. October 1817, die Constituirung

der deutschen Burschenschaft, die Verbrennung der Schriften Kotzebue's und anderer verhaßter Publicisten den ersten Anlaß zu öffentlichem Aerger, vielfachen Händeln und Untersuchungen gab. So wenig Grund zu wahrhaften Klagen die Feier an sich bot, wurde sie doch von den Feinden deutscher Sache zu Verdächtigungen benutzt. Ein Federkrieg ohne Gleichen erhob sich, der die Leidenschaften nur noch mehr entflammte. Da plötzlich ließ Lönings Attentat auf Ibell*) und Kotzebue's Ermordung durch Sand die Regierungen einen erschrockenen Blick in die Verwilderung der Ideen, in die Zelotenwuth grade desjenigen Theils deutscher Staatsbürger thun, denen künftig die geistige Führung der Nation vornehmlich zufallen mußte. War der Anstoß, wie die Folgen lehrten, an sich auch lange nicht gewaltig genug, eine rückgängige Bewegung seitens der Höfe unvermeidlich zu machen, war er doch erheblich genug, dieselbe zu erklären und die norddeutschen Höfe in die süddeutsch-russische Coalition zu drängen. Der Congreß zu Aachen und die Carlsbader Ministerconferenzen vollendeten das Werk, welches Metternich und

*) Der nassauische Geh. Rath Ibell ward im Juli 1819 von dem fanatischen Löning aus Idstein zu Schwalbach angefallen, der in ihm einen Tyrannenknecht morden wollte. Das Attentat mißglückte. D. V.

Nesselrode schon damals zu Wien begonnen. Die streng conservativen Elemente, der sogenannte status quo ante erhielt überall die Oberhand, die Censurfreiheit fiel, die Ueberwachungen wurden eingeführt, die Mainzer Untersuchungscommission endlich sollte mit eiserner Strenge die überwallende Jugendhitze unreifer Gesinnungsträger, kurz die „demagogischen Umtriebe" zu Boden schlagen.

Eine allgemeine Hetze, ein Fahnden erfolgte, und leider kaum mit weniger Fanatismus und Engherzigkeit seitens der ausführenden Beamten, als die Bewegung andererseits selbst bewiesen hatte.

Nach Allem, was man bisher von Max Turner gesehen, ließ sich erwarten, daß er bei allen Extravaganzen seiner Genossen nicht nur betheiligt, sondern Chorführer gewesen sei. In der That hatte er sich so übertief in das Bündniß der Schwarzen, in den Aufbau des schwarzrothgoldenen Kartenhauses des deutschen Universalreichs, in Correspondenzen mit unbekannten Häuptern, Sociis und Kreis-Senioren eingelassen, daß, selbst ohne die unselige Ordensgeschichte, sein Name längst mit Fractur im schwarzen Register der Behörden stand. Nichts war ihm aber bisher gleichgültiger gewesen, als der Gedanke an seine Zukunft und die Gefahren, denen er in toller Verblendung entgegenging. Wußte er doch, daß er

seinen reichen Onkel, den Commerzienrath, der einen wahren Narren an ihm gefressen hatte, beerben müsse.

Durch den Scandal mit Trautmann war Max in Breslau eine persona grata et ingrata zugleich geworden, was seine verrückte Eitelkeit erhöhte, und da die Regierung bisher, seiner Meinung nach, jämmerliche Feigheit bewiesen, glaubte er, sie würde einer Verbindung fanatischer Köpfe nicht widerstehen können, deren Verzweigung eine größere Ausdehnung in seinem Hirn hatte, als sie in Wahrheit besaß. Er lachte über die Congresse in Carlsbad und Aachen und die heimlichen Befürchtungen seiner Freunde.

Was ihm mehr Sorge machte, als all' diese politischen Wetter, war eine Katastrophe anderer Art, die seinen Interessen viel näher lag, und deren mögliche Folgen er zu pariren hatte.

In leichtsinnigem, gedankenlosem Nachgeben jeder beliebigen Leidenschaft, welche in ihm auftauchen mochte, bei allen Affairen von dem verschmitzten Posa begleitet, der selbst arm, ihm als Schatten folgte, ihn womöglich noch tiefer in jede Tollheit hineinritt, hatte er die Bekanntschaft eines Mädchens gemacht, das unter dem jungen Männervolke damaliger Zeit für eine besondere Schönheit galt.

Es war die Tochter eines verarmten Müllers,

Emma Hartlieb, welche mit ihrer Mutter in ziemlich dürftigen Verhältnissen lebte. Ihrer Reize sich bewußt, eitel, leicht und gefallsüchtig, mit der ganzen List der Töchter Eva's ausgerüstet, benutzte sie alle ihre Eigenschaften, um eine möglichst glänzende Partie zu machen und damit eine Zukunft zu erlangen, wie sie ihrer selbstsüchtigen Begehrlichkeit munden mochte. — Die schöne Müllerin wußte daher allen Fallstricken und Schlingen der jungen Männerwelt mit großer Schalkhaftigkeit auszuweichen, um auf ein lohnendes Opfer ihren Blick zu richten.

Renommisterei, Eitelkeit, vielleicht auch wirkliche Verliebtheit trieben Max unter Posa's Assistenz, den Sieg bei Emma über alle Nebenbuhler davon zu tragen. Indem er das alte Spiel von Faust und Gretchen begann, wobei Freund Posa den Mephisto bei der alten Müllerin vertrat, gerieth Max ganz in die Hände dieses ebenso schlauen wie reizenden Mädchens. Er ward rasend verliebt in Emma, hatte an sie große Summen verschwendet, ja, ihr für den Fall schriftlich die Ehe versprochen, daß ihr Verhältniß mit ihm schreiende Folgen habe.

Max, den Allbewunderten, den reichen Erben, unauflöslich an sich zu fesseln, war das Ziel der Schönen, und die Resultate ihrer Intimität hatten sich um besagte Zeit längst bemerkbar gemacht.

Max wußte wohl, daß sein Onkel, der alte Commerzienrath, ihm Alles durchließ, aber die Blamage, seinen Erben mit einer armen, nicht ganz makelfreien Person verheirathet zu sehen, ihm nie verzeihen würde. „Mach' was Du willst, Max," sagte der Alte oft, „aber wenn Du mir die guten Heirathsprojecte, welche ich mit Dir vorhabe, zu Wasser machst, enterb' ich Dich."

Um nun dem Ohm jeden Vorwand zum Verdacht zu nehmen, besuchte er fleißig jene Familie, deren mit Geld, aber mit wenig Verstand begabte Tochter für ihn vom Onkel auserlesen war, und spielte beiläufig den Charmanten. — Jetzt aber stand er vor der Katastrophe.

Nur durch Beschaffung reichlicher Summen, durch inständige Bitten an Emma, durch himmelhohe Versprechungen konnte er es erlangen, daß Mutter und Tochter still waren und in Heimlichkeit den etwaigen Eintritt des jungen Weltbürgers abzuwarten versprachen. — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Noch dehnte sich Max, der Stolz der Universität, in seinem Bette, wischte den Nebel der vorigen Nacht aus seinen Augen, als an die Thür seines Zimmers hastig geklopft wurde.

„Hallo, was giebt's!"

Die Dogge vor seinem Bett schlug an, schritt zur Thür und schnüffelte. —

„Vivant tomacula," rief Posa von außen, „Lucina, die Göttinn der Kreißenden, hat Dich begnadigt!" —

„Bist Du toll? Heiliger Gambrin, sei uns gnädig!" —

Max fuhr rasch in die Unaussprechlichen und öffnete.

Posa trat ein. „Es ist geschehen das große Werk! Dein Stamm wird blühen!" —

„Halt's Maul und mach' die Thür zu. Du kannst lachen, aber ich. — Sag' um Gotteswillen rasch, was geschehen ist." —

„Einfach und geschmacklos, also! Emma hat Dich diese Nacht zwei Uhr zum glücklichen Vater eines respectablen Burschen gemacht. Ich glaube, er hat schon Schnurrbart und Zähne! Haha!" —

„Sag' ich's nicht! O, es ist unter'm Affen, was ich für Unglück habe! Ich muß sie nolens volens heirathen! Ich bitte Dich um Gotteswillen, halte die Geschichte nur hin, geh der Alten um den Bart, Du kannst's ja gut genug, ich will sehen, wo ich die Gelder auftreibe! Himmelheiland, das ist 'ne schöne Sauce! Merkt's mein Onkel unten, gute Nacht Erbschaft! Gott sei Dank, daß er jetzt verreist ist!" —

„Ja doch, ich werd' die Geschichte schon dirigiren. Du mußt aber hinkommen, Max, hörst Du. Forsch, alte Seele! Wie ein Römer sollst Du den Knaben vom Boden nehmen und anerkennen!“ —

„Hol' Dich der —. Ist's nicht genug, daß ich rettungslos drin stecke, mußt Du mir auch noch zureden, die Geschichte lustig anzusehen und mit Jovialität den Vater zu machen. Bei Gott, eine Wuth kommt über mich, ich könnt' Alles zerschlagen!“ —

„Hilft Dir das was, fratercule? Nimmst Du Emma nicht, rückt sie dem Ohm mit Deinem Heirathsschuldschein auf die Stube! Was Teufel, 's ist ja auch egal, Schürze ist Schürze. Ist der Alte todt, hat Dir Keiner was drein zu reden! Zieh Dich an, komm!“ —

„Gut, Posa, ich werde meine geopferte Jugend mit Gleichmuth beweinen. — Noch Eins, gestern sagte Schufterle, es sollen verschärfte Maßregeln wegen uns von Berlin gekommen sein, er warnte mich!“ —

„Ach, Faselei,“ rief heftig Posa, „ohne Verrätherei ist uns nicht beizukommen. Unter uns ist aber kein Judas!“ —

„Halt, hörst Du unten den Lärm, Posa!“

Die Dogge schlug wüthend an. Viele Stimmen tönten im Hausflur.

Posa erblich, seine Kniee wankten. —

„Das ist unmöglich!“ schrie Max auf. „Um Gotteswillen, die Stimme des Viertelscommissairs!“ und er stürzte zum Schreibpult.

„Die Papiere weg!“ brüllte Posa. „Gieb sie mir!“ —

In einer Todesangst ohne Gleichen zog Max eine Schublade des Schreibtisches auf, um einige Scripturen zu ergreifen.

Posa riß den Schläger von der Wand.

Da trat der Commissair mit sechs bis sieben Beamten ein, und ein Polizeirath.

„Verhaften Sie beide jungen Leute!“ sagte Letzterer scharf und kurz.

„Zurück!“ schrie Max, „ich bin nur dem akademischen Senat, keinem Polizisten Verantwortung schuldig!“ —

„Vorwärts!“ brüllte der Polizeirath.

Ein Stampfen und Raufen begann. In wenigen Augenblicken ward Max gebändigt, die Papiere befanden sich in der Hand des Oberbeamten.

Posa stand bleich, der Schläger war ihm entglitten, lautlos ließ er sich festnehmen.

„Ich protestire gegen diese Behandlung, protestire feierlich gegen Alles, was Sie gegen mich ersinnen und unternehmen mögen! Ich trotze Ihrer Tyrannei

und Niederträchtigkeit!" schäumte der bewältigte Max.

„Das Protestiren und Trotzen, Bester, haben Sie frei," sagte der Polizeirath. „Ich lasse Ihnen die Wahl, ob Sie ruhig und anständig mitkommen wollen, dann will ich, aus Rücksicht für Ihren Onkel, Ihnen einen verschlossenen Wagen gestatten. Im anderen Falle laß ich Sie in diesem Zustande durch die Straßen transportiren, verstanden!" —

„Gut, ich werde folgen. Ich erkläre aber, daß ich wissen will, warum Sie mich so behandeln!" —

„Wenn Sie das noch nicht wissen, mein Lieber, werd' ich es Ihnen sagen. Sie sind ein Demagoge, ein Unruhstifter, ein Mensch, welcher öffentlicher Sitte und Ehre hohnspricht. Denken Sie an die Geschichte mit dem Kreuze! — Was? — Wird Ihnen unwohl? — Bringen Sie den Herrn hinunter, den anderen gleichfalls! Alles Reden miteinander verhindern Sie. Ich werde weitere Nachsuchungen anstellen!" — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Auf der Schweidnitzer Straße, ohnweit des Zwingers, an der Ecke des Exercirplatzes steht ein sehr verdächtiges Haus, finster, traurig, mit vergitterten Fenstern, im Parterre liegt eine Wache, davor steht ein Doppelposten.

Das ist, wie der Volkswitz sagt, das Breslauer Kaffeehaus, das Inquisitoriat, eine etwas grobe Klinik für moralische Gebrechen, wo die verkrüppelte Seele und das geschwächte Gewissen mit Heilgymnastik tractirt wird!

Als der Wagen mit den Gefangenen vor diesem conservativen Institut hielt, umdrängte ihn eine Menge Menschen. Die Wache trat in's Gewehr, mehrere Officiere in Mäntel gewickelt kamen heran. Unter ihnen sah der bleiche Max bekannte Gesichter. O weh, dort standen sogar Hauptmann von Tettenborn und Herr von Schramm. Max blickte finster auf Posa.

Beide warfen sich in die Brust, fest, mit Verachtung im Blick schritten sie nach der Thür. Tettenborn und die Officiere kehrten ihnen verächtlich den Rücken. —

Der Inspector mit dem Schließer empfing sie. — Sie wurden getrennt. — Max kam in eine finstere enge Zelle. — Das hohe Fenster war mit einer schrägen Blechkappe versehen, durch deren Spalt das Licht nur in schwachem Scheine eindrang. Ein Tisch, ein Schemel, eine Pritsche mit Kopfkissen und Decke, endlich ein Wasserkrug waren sein Mobiliar.

Laut wollte er gegen diese Mißachtung seiner Stellung und Bildung Einspruch thun; man schnappte

indeß die Thür zu, die Riegel knarrten. — Max, der Alcibiades der Aula, der Neid aller Musensöhne saß im Prison. — — —

Mittags Wasser und Brod, Abends Wasser und Brod, alle zwei Tage eine warme Mahlzeit! — Man glaubt gar nicht, wie sehr das am Ende ernüchtert und die transscendentalste Natur von Ikarushöhen in die Wirklichkeit zurückführt! —

Zuerst mit dem ganzen Stolze seiner Eitelkeit bewaffnet, von der Unfehlbarkeit seiner Utopien überzeugt, sah Max in sich einen Heroen, einen Märtyrer seiner Sache; auch glaubte er fest, der Einfluß seines Onkels, wenn er nur erst von seiner Reise heimgekehrt, werde ihm die Freiheit wiedergeben. Daß es wirklich mit ihm ein schlimmes Ende nehmen könne, bezweifelte er um so mehr, als die Briefschaften, welche er im Hause hatte, in Chiffern geschrieben, die Namen der Absender fingirt waren und nur Verrätherei ihn wirklich gefährden konnte.

Worüber er sich Vorwürfe machte, war sein Verhältniß zu Emma, das mit seinen Folgen nun zu Tage kommen, ihn um die ganze Liebe seines Onkels bringen mußte, falls derselbe auch zu seinem Arrest geschwiegen hätte. Ein anderer Fall aber, der ihm, wie er einsah, jetzt furchtbar bei den Behörden schaden mußte, war die Geschichte mit Trautmann.

Als er bei Eintritt in dies Haus das finstere, verächtliche Antlitz Tettenborns gesehen, war ihm klar geworden, daß man diese Affaire jetzt gegen ihn benutzen würde, hatte sie nicht der Polizeirath geradezu erwähnt? — Zu diesen quälenden Betrachtungen kam die Ungewißheit, in welcher Woche um Woche verstrich, ohne daß seine Untersuchung begann, ohne daß er wußte, wie viel oder wie wenig gegen ihn vorlag. So wurde er denn immer mehr herabgestimmt, immer ungewisser in dem, was mit ihm werden sollte.

Diesem Zustande wurde, nach einem Monate etwa, durch ein unerwartetes Verhör ein Ziel gesetzt. Mit so keckem Muth er auch das Audienzzimmer betrat, mit so sarkastischen Stachelreden er auch die Fragen des Untersuchungsrichters beantwortete, ergriff ihn doch jähes Entsetzen, grenzenlose Traurigkeit, Verachtung und Verzweiflung, als er die vorgefundenen Papiere entziffert, Name, Spur und Verbindung seiner geheimen Correspondenten, kurz seine geheimsten Beziehungen entdeckt sah, entdeckt durch Posa, seinen Freund, der ihm Alles verdankte, verrathen von dem perfidesten aller Gesellen, der damit seine Freiheit erkaufen wollte. —

Max Turner brach zusammen. — —

Er legte ein umfassendes Bekenntniß ab, verfehlte, als man auf die Ordensangelegenheit kam,

ihm Tettenborn als Zeugen entgegenstellte, nicht, Alles, was sich zugetragen, einzuräumen.

Er ward in seine Zelle zurückgeführt.

Kaum in derselben angelangt, mit seiner Seelenangst allein, öffnete sich die Thür wieder. Ein Officier trat ein, — der Hauptmann von Tettenborn. —

„Ich werde Sie nicht lange belästigen, Herr Turner,“ sagte er finster, „nur eine Nachricht habe ich Ihnen mitzutheilen, die Ihnen jetzt kaum gleichgültig sein kann. Ihre übrigen politischen Affairen gehen mich nichts an, Sie haben aber so eben im Verhör das Geständniß abgelegt, sich in der bekannten Angelegenheit gegen Herrn Trautmann, gegen die Gesetze der Ehre, gegen Staat und Heer, gegen die Würde eines ehrenhaften und verdienten Mannes gröblich vergangen zu haben. Welch' traurige Folgen das für Sie haben muß, wissen Sie wohl selbst. Ihr Gegner aber, edelmüthiger, als Sie verdienen, hat, als er Ihre Arretirung vernommen, beschlossen, so viel an ihm ist, die Folgen Ihres Insults gegen ihn zu mildern. Herr Trautmann wird eine Bittschrift an Se. Majestät richten, des Inhalts, daß man bei Ihren übrigen Vergehen nicht auch noch auf die Ordensverletzung und Ehrenkränkung Rücksicht nehme, sondern Ihnen das wenigstens verzeihen möge. So, Herr Turner, handelt Ihr Feind, der Mann, wel-

cher durch Sie entehrt, verwundet worden, durch Sie das theuerste Kleinod seines Lebens, seine Gattin, verloren, die der Schreck über sein Unglück getödtet. Möge das Andenken daran nie Ihre ferneren Tage beunruhigen! — Vielleicht finden Sie hier den Ernst und die Besonnenheit des Lebens wieder!" —

Mit einem furchtbaren Schrei, der schmetternd von den Wänden der öden Zelle wiederhallte, sank Max Turner auf den Schemel seiner Zelle. — Vom Freunde verrathen! Von des Gegners Großmuth entwaffnet! Belastet mit dem Fluch des Leichtsinns, dem gebrochenen Erdenglücke eines Ehrenmannes, die Folgen unbesonnener Träumerei, das wahrscheinlich trübe Schicksal eines Kindes, eines jungen, unbedachtsamen und gefallsüchtigen Mädchens auf sich gewälzt, die er zu ernähren um so weniger Aussicht hatte, als sein Onkel ihn zu verlassen schien! Die Lehre war entsetzlich!! —

Da außer einzelnen Verhören und peinlichen Confrontationen seine Einsamkeit nicht unterbrochen wurde, hatte er überflüssig Zeit, sich und seine ganze Vergangenheit in Betrachtung zu ziehen.

Das Resultat dieser seiner langen Selbstuntersuchung war eine ernste, gewissenhafte und wahrhaft nagende Reue betreffs Trautmanns und Emmas. Er that feierlich bei sich den Schwur, wenn er je wie-

der in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehre, Trautmann aufzusuchen und seiner Reue zu versichern, vor Allem Emma zu heirathen und das Kind, sein Kind anzuerkennen!

Was seine übrigen politischen Vergehen anbelangte, war er leider unverbesserlich. Der Hang zu phantastischen Utopien ward eher durch sein fälschlich geglaubtes Märtyrerthum bestärkt, auch sah er keineswegs ein, daß er sich positiv gegen die preußische Gesetzgebung vergangen habe, daß der Staat geheime politische Verbindungen und Projectenmachereien eben unterdrücken müsse.

Zufolge seines umfassenden Geständnisses hatte man seine Kost verbessert, besonders da seine Gesundheit schwankend wurde. Man erlaubte ihm, im Gefängnißhofe zu promeniren.

Was doch die Einsamkeit für Zeitvertreib schafft! Maxens Erholung war's, mit einem zahmen Staar des Wärters zu plaudern, der im Hofe umherstolzirte. Er lehrte ihn allerlei Redensarten und gewöhnte sich so an den Vogel, daß er ihn dem Schließer abhandelte, in seine Zelle nahm und zum Genossen seiner melancholischen Stunden machte.

„'S wird besser werden!" schnarrte melancholisch das Thier und drehte den Kopf. „'S wird besser

werden!" — In dem Programm lag für Max Turner ein Weltgedanke.

„Sei still, Kerl, wenn das die Mainzer Commission hört, stecken sie Dich in's Loch!" sagte er dann.

„In's Loch, in's Loch! die ganze Welt in's Loch," perorirte der unbedingte Schwarze. — — — —

Nach einjähriger, ebenso peinlicher wie langsamer Untersuchung wurden endlich die Acten geschlossen.

Der Spruch erfolgte.

„Wegen geheimer, politischer Verbindungen zum Zweck der Umgestaltung Deutschlands und demagogischer Umtriebe, endlich wegen öffentlicher Insultirung königlicher Ehrenzeichen zu zehn Jahr Festung."

Man hatte auf Trautmanns Bittschrift keine Rücksicht genommen! — — — — —

Zehn Jahre aus dem Leben getilgt, zehn lange Jahre!! Und was dann?! — —

Er war dem Selbstmord nahe! —

Eine lange Nervenkrankheit, durch Angst, Reue, Alleinsein und Kerkerluft erzeugt, schien ihn der Auflösung nahe zu bringen! — — — — — — — —

Bei dem Schicksal seines Neffen blieb indeß, wie Max geglaubt, Herr Commerzienrath Turner nicht theilnahmlos.

Zufolge seines alten Bonapartismus keineswegs

den Ideen des Neffen fremd oder gar Feind, kindisch verliebt in dieses reckenhafte Haupt der Universität, dazu geldstolz und eitel, vermerkte er es sehr übel, daß man seinen Neffen also tractire.

Als er dieserhalb geeignete Schritte that, mußte er aber erleben, daß man ihm selbst alte Geschichten unter die Nase rieb, ihm offen die Art, wie er sein Vermögen erlangt, seine unpatriotische Gesinnung und tausend unangenehme Dinge betreffs der Erziehung seines Neffen vorwarf. Dies stimmte den alten Herrn sehr zu Ungunsten der Regierung und nahm ihn um so mehr für den Neffen ein. Diesem Umstande war es auch zuzuschreiben, daß man nicht die geringste Verbindung zwischen Beiden gestattete. Was Turner sen. noch mehr ergrimmte, war, daß er sich öffentlich gemieden, die projectirte, reiche Partie, welche er für seinen Neffen eingefädelt hatte, sofort zerschlagen sah.

„Ich brauche das ganze verdammte Lumpenvolk nicht!" schnob er: „und Max auch nicht! Er hat Geld, er kann leben!" In aller Wuth und Widerhaarigkeit machte er stehenden Fußes sein Testament und Max zum Universalerben.

Allerdings ward sein Muth wieder bedeutend durch den Urtheilsspruch gebrochen. — Er nahm einen Advokaten, rannte zu allen Behörden, sparte nicht Geld

noch Mühe, eine Milderung des Urtheils zu erlangen. — Seinen Bitten und Gesuchen zufolge ward endlich, besonders in Betracht der Hinfälligkeit des Inculpaten, die Festungsstrafe in einfaches Gefängniß im Inquisitoriat zu Breslau verwandelt, wobei die Untersuchungshaft angerechnet werden sollte.

Wer sich zweifelsohne am Geschicktesten dabei benahm, war Emma. Ihrer geldsüchtigen Mutter zum Trotz suchte sie sich auf alle Art und Weise mit ihrem Kinde durchzubringen, ohne den reichen Oheim zu belästigen. So leichtsinnig dieses schwarzäugige, bewegliche, heißblütige Geschöpf war, liebte sie Max aber treu und ehrlich, war fest überzeugt, er werde sie doch einmal noch heirathen, und versparte jede Gewaltmaßregel auf die letzte unabweisbare Noth.

Von Posa, der wirklich durch seine Perfidie die Freiheit erlangt hatte, hörte man nichts mehr. Er hatte Norddeutschland verlassen und war, wie die Fama der Universität berichtete, in's ultramontane Lager gegangen und in Wien Liguorianer geworden.

Mit Hülfe seiner zähen, sehnigen Natur und der sorgfältigen Verpflegung im Gefangenlazareth genas Max Turner wieder. Die Behörden, der Inspector des Inquisitoriats zumal, hatten nachgerade Mitleid mit einem jungen, sonst begabten Manne, dem

nicht Schlechtigkeit, sondern Jugendübermuth, verschrobene Erziehung und zügelloser Leichtsinn allein ein so trübes Geschick bereitet hatten.

Er trat seine Strafe gefaßt an, und man begann ihm einzelne Erleichterungen, bessere Kost, ein helles Zimmer, Bücher zum Studium und alle Tage eine Promenade auf dem Exercirplatz am Wall unter Aufsicht eines Beamten zu gestatten.

Er sah den Oheim wieder und hatte zugleich die Beruhigung, von ihm mehr als jemals geliebt zu sein.

Was ihn mit seiner Lage aber vollständig versöhnte, war der Anblick seines Kindes und, wie er selbst sagte, seines Weibes, des Wesens, das ihm unter allen Umständen Treue und Verschwiegenheit bewies. Er hatte sein Verhältniß zu ihr vertrauensvoll dem Inspector mitgetheilt, und derselbe stand in biederer Weise nicht an, ihm hin und wieder die Freude zu machen, Mutter und Kind sehen zu dürfen. Die Summen, welche der Onkel spendete, um Maxens Lage möglichst zu erleichtern, wanderten großentheils heimlich in Emma's Hand.

Die Milde in Turners Behandlung, welche mit der Zeit immer größer wurde, entsprang indeß nicht nur allein aus dem Mitleid der nächsten Beamten, sondern auch aus einer allgemeinen Maßregel. —

Man hatte im Jahre 1819 massenhafte Arretirungen vorgenommen. Gleich Max waren unzählige junge Leute in's Elend gerathen. Verdacht und Besorgniß der Regierungen hatten anfänglich härtere Maßnahmen zu Wege gebracht, als sich später für nöthig herausstellten. Die Untersuchung der Mainzer Commission ergab im Wesentlichen wenig mehr, als daß eine Masse junger Leute exaltirt und närrisch gewesen war! Eine eigentliche Verschwörung über ganz Deutschland, zum Zweck einer Umwälzung, existirte nicht, am wenigsten eine demokratische Bewegung. — Die wenigen jungen Leute, welche, wie Max, wirklich einer geheimen Verbindung angehört hatten, mußten es schwer büßen, die Uebrigen, meist Schreier und Renommisten, waren durch Relegation, Unfähigkeitserklärung für jedes Staatsamt hart und durchgreifend genug bestraft. Die Verbrechen Lönings und Sands standen ganz vereinzelt da. Die Summe der gefährlichen Ideen reducirte sich, wie gesagt, auf die Phantasterei des deutschen Kaiserthrons und eine Repräsentativverfassung, ein Gedanke, der als solcher weder verbrecherisch noch gefährlich war, und dessen Verwirklichung man durch junge, chaotische Köpfe nicht zu besorgen brauchte. Diese Ueberzeugung, je später je sicherer erlangt, stimmte die Regierungen zugleich milder.

Ein Gnadengesuch, das Max an den König stellte, durch die Behörden unterstützt, welche sein Benehmen während der Haft lobten, hatte zwar nicht ganz den erwünschten Erfolg, doch ward die Strafzeit auf die Hälfte abgekürzt und Max sah nach weiteren drei Jahren seiner Befreiung entgegen.

Diese Befreiung sollte Herr Commerzienrath Turner nicht mehr erleben. Von dem Schicksal seines Neffen doch sehr erschüttert, verdrießlich und mürbe gemacht, erlag er einem Lungenschlage, und befreite, wenn er von ihm auch noch so geliebt ward, den Neffen doch von der Angst, sein Verhältniß mit Emma entdeckt zu sehen! —

Im letzten Jahre seines Gefängnisses wurde, unter Assistenz des Inspectors, Max Turner mit Emma — im Kaffeehaus zu Breslau getraut, tragikomisch genug, aber doch ehrenwerth, zumal die junge Madame Turner bereits einer zweiten Entbindung entgegensah.

Im Besitz eines bedeutenden Vermögens, wendete Max seine Zeit zum eifrigen Studium der Medicin, seiner bisher nicht übertrieben gepflegten Facultätswissenschaft, an.

Das letzte Jahr wurde ihm überdem erlaubt die Collegia zu besuchen, so daß er fast nur noch im Ge-

fängnisse schlief, und der Senat hatte ihm auf vieles Bitten das Versprechen gegeben, ihn zum Doctorexamen unter der Bedingung zuzulassen, daß er weder in Breslau, noch Berlin, sondern in einer kleinen Stadt prakticire.

Dies geschah denn auch. Nach dem Examen, und als Max das Haus des Oheims verkauft, alle Capitalien flüssig gemacht hatte, inzwischen Frau Dr. Turner eines Mädchens genesen war, verschwand Max mit Frau, Kindern und dem treuen Staar, dem Genossen seiner Trübsal, und wurde in Breslau fürder nicht mehr gesehen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

„Herr Gott," trat eines Tages der alte Rösler zu Trautmann in's Zimmer, „wissen Sie denn, was gestern geschehen ist?" —

„Was soll ich wissen, Alter?"

„Denken Sie doch, um Himmelswillen, — der Kerl — wie heißt er doch? — Na, mit dem Sie die unselige Pistolengeschichte gehabt haben?! —

„Den Turner meinst Du?!" —

„Ja, der Dr. Turner, wie er sich jetzt nennt, - der hat gestern drüben Alt-Hayde gekauft. Es soll da saure Quellen geben. Er will ein großes Bad einrichten!" —

„Der?!“ — und Trautmann stand wüthend auf, am ganzen Leibe zitternd. „Also noch ist nicht Ruh'!! — Nun denn, Rösler, ich brauch' Dir nicht erst zu sagen, daß zwischen uns und ihm keine Gemeinschaft ist! Wer mich lieb hat, merkt sich das! Ich bin einmal im Leben an ihn gekommen, und werde darüber weinen, so lang ich athme, zum zweiten Mal nie wieder!“ —

War's ein unerklärlicher Zug des Herzens, war's ein dämonischer Zufall, was Turner in Trautmanns Nähe trieb? — Vielleicht Beides. — — —

Eines Sonntags als Trautmann in das Gotteshaus zu Biebersdorf trat, fand er Turner mit seiner Frau in der Kapelle. Er wendete sich finster und kalt. — Er verließ die Kirche.

Darauf schickte er einen Brief nach Alt-Hayde.

„Ew. Wohlgeboren!

„Wegen vergangener, bewußter Angelegenheiten ist es mir keinesfalls erwünscht, Sie auf meinem Besitzthum zu sehen. Wenn Sie Gott verehren wollen, ist Ihnen anderen Orts auch Gelegenheit geboten, wo Ihnen Ihre irdischen Thaten weniger auf's Herz

fallen. Ich hoffe, wir meiden uns auf anständige Art, sonst zwingen Sie mich, es in einer so öffentlichen Weise zu thun, daß Ihrem Ruf schwerlich damit gedient ist.

Gottlieb Trautmann."

— — — — — — — — — — —

Eines Tages wollte es doch das böse Geschick, daß sich Trautmann, der, von Falkenstein nach dem Kehrwieder zu, heimritt, den Dr. Turner, welcher von einem Krankenbesuch aus Pohlsdorf kam, begegnete.

Turner, der seiner eher ansichtig wurde, stieg rasch aus seinem Fuhrwerk und eilte auf ihn zu.

„Aber Herr Trautmann! Verzeihen Sie mir doch! Ach, ich weiß ja —"

„Dahin führt der Weg nach Alt-Hayde, wenn's beliebt, Herr!!" —

Ein Hieb der Peitsche auf die Schenkel seines Pferdes brachte Trautmann aus dem Bereich des Gegners. Er verschwand im Dunkel des Nesselsgrundes. —

Max Turner starrte ihm lautlos nach. Dann wandte er sich, im Innersten verletzt, murmelte eine Verwünschung und stieg in den Wagen.

Von dieser Zeit an mieden sich beide Nachbarn

wo sie nur konnten. Es war, als wenn eine unsichtbare Mauer Biebersdorf und Alt-Hayde trennte. Selbst die Dörfler nahmen an der stillen Feindschaft ihrer Herren Theil. Trautmann und Turner lebten wie Montecchi und Capuleti! —

Achtes Kapitel.

Vierzehn Jahre sind durch die Welt geschritten, seitdem die beiden Gegner Trautmann und Turner am Kreuzwege sich begegnet. Vierzehn Jahre hatten genügt, die Verhältnisse der einzelnen Menschen, wie die ganze Lage der Welt zu verändern!

Mit der letzten Kasamaika, dem Pompadour und den kurzen Taillen, den Chapeaux-bas und Escarpins verschwand auch die leiseste Erinnerung an die Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts und den Zwitterzustand der Kriegsepoche. Die Aera des sogenannten „Zeitgeistes," im guten wie schlechten Sinne, war unwiederbringlich verloren, zum Gespött geworden die sclavische Unterordnung unter die willkürlichen Lehren des Tages. Jeder

huldigte fortan der Herrschaft seines eigenen Geistes, der Ausdehnung seines eigenen Individuums.

Somit zerbrach der letzte Rest der Autorität, der Tradition, des Hergebrachten! Man vergaß allerdings dabei fast immer, zu untersuchen, wo man seinen eigenen Geist eigentlich herhatte, vergaß namentlich in Deutschland, wo man jetzt mehr denn je in Betracht zog, daß, trotz allem germanischen Selbstgefühl, über'm Rhein nichts passiren konnte, was nicht im lieben Vaterlande bereitwillige Fürsprecher fand. Der verpönte Zeitgeist regierte die Köpfe eben noch nach wie vor, nur daß sie glaubten, es sei ihr eigener Geist, der ihnen dergleichen Resultate liefere. In gewissem Sinne mochte man auch wohl recht haben, aber ein Selbstbetrug blieb's im großen Ganzen doch.

Napoleon war auf Helena's Felsen gestorben. Das treulose Bürgerthum, der feile Senat, die leichtsinnig schwankende Menge, welche den gefallenen Halbgott verlassen, seufzte erst unter dem ebenso lächerlich-altväterischen, wie rücksichtslos-schroffen Regimente Ludwigs XVIII. und seiner Creaturen Blacas und Villèle, wie unter seinem Nachfolger Carl X., dem jesuitenschlauen Polignac und den Ultraroyalisten. — Durch den Druck wieder liberal geworden, ballte die Haute-bourgeoisie verstohlen die Fäuste gegen die gravitätischen Seigneurs,

welche den Puder des „ancien régime“ mit salopp-liederlicher Emigrantenverkommenheit zur Schau trugen.

O Gloire des todten Kaisers, o Tricolore und alte Garde, wo bist du geblieben! Dort, wo die bärtigen Gesichter jener Braven von Jena und Austerlitz aus den Hallen und Säulengängen martialisch blickten, reckten sich jetzt die langen Schweizer wieder, die modernen Landsknechte, welche die Revolution einstmals hinausgeworfen. —

Das Streben der Völker, besonders der besitzenden und producirenden Klassen, an der Regierung Theil zu nehmen, ist nun nicht mehr Utopie, kein abstraktes Ideal der Freiheit, sondern Fleisch und Blut, Lebensbedingung, thatsächliche Nothwendigkeit geworden.

Spanien erhebt sich gegen Ferdinands VII. Politik, der sich nur durch Frankreichs Hülfe zu erhalten vermag, die Griechen beginnen den Befreiungskampf gegen die Türken und werden nur mit Mühe von Mehemed-Ali unterworfen, Italien steht auf, um sich auf den Trümmern verklungener Größe wiederzugebären, und die Carbonaris sinken vor den Waffen der siegreichen Oesterreicher unter Bianchi. Preußen indeß, vom Bedürfniß beseelt, die Stimme des Volkes in inneren Angelegenheiten zu hören, constituirte die Provinziallandstände, zu denen Hardenberg

schon einen Anlauf genommen, und Schelling sucht in pantheistischer Naturweisheit eine Versöhnung des Verstandes mit sich selbst herbeizuführen, ihn seiner Selbstsucht zu entkleiden, das religiöse Bedürfniß wissenschaftlich zu befriedigen, und entfernte sich dadurch vom eigentlich christlichen Grundwesen zu der Formlosigkeit heidnischer Naturmystik, zu einem Gott ohne Wesen, zu einer Schöpfung ohne alle reelle Körperlichkeit! — Nicolaus I. besteigt Rußlands Thron und richtet seine Waffen gegen Persien, mit Missolunghis und Noto Bozzani's Fall erlischt auch die letzte Sonne englischer Poesie, Byron, ein glühender Feuerball allmächtig im Erwärmen, wie Verzehren! Umsonst, daß das Land Solons und Themistokles' von den Seemächten pacificirt, ihm Capodistrias zum Präsidenten gegeben, die Flotte des Türken bei Navarin gezüchtigt wird, Capodistrias fällt unter den Streichen der wilden freiheitsdürstigen Fanarioten! — Mit Canning beginnt England seine liberale Reform, in Paris aber hebt St.-Simon in apokalyptischer Ecstase sein Haupt und predigt eine neue Weltordnung, eine neue Gesellschaft!

Unter den ersten philosophischen Schwankungen der Geister zwischen modern-heidnischer Verwaschenheit und skeptischem Subjectivismus, pantheistischer

Wesenlosigkeit und dem absoluten Ideal des Hegel'schen Ichs wird den Vertretern der Kunstromantik, den beiden Schlegels, Tieck und Solger vollends bange, vom einsamen Throne herab aber sank der König der Dichtkunst, der greise Klingsor des Jahrhunderts, der Prophet höchster Lebensweisheit, und trug den Schlüssel, der einst Helena, das hohe Kunstideal verkörperte, zurück zu den Müttern! — Goethe starb!! —

Während Deutschland die neuen Ideen in den flammenden Hirnen reifte, erhob sich in Frankreich das verhöhnte, wild gemachte, auf sein Geld eitel gewordene Bürgerthum. Umsonst hatte man mit der Eroberung Algiers durch Bourmont ein Abführungsmittel gegen den Liberalismus angewendet, die eigentliche Sonne des Ruhms zu entzünden verstand nur Napoleon. Die Männer des Capitals hatten schon längst durch die ungeheure Productionskraft, den Industrialismus, die Ausbeutung des Dampfes, die Menge der Werthpapiere, factisch die Herrschaft über die Gesellschaft angetreten und den Mammon inthronisirt, nun griffen sie, gereizt durch Hohn und Druck, nach dem moralischen Besitz, — die Julitage wurden geschlagen! —

Louis Philipp und das Bourgeoiskönigthum war da! Sei mir gegrüßt, Bruder Perrier,

Schwager Lafitte, und du herzliebster Onkel Rothschild! Hei, die Ministerportefeuilles gegründet auf die Börse! Was Wunder, daß jeder Renteninhaber ein Diplomat, die Regierung Frankreichs nur ein großes liberales Handelsgeschäft wurde, wo später auch wieder die — alten Ladenhüter in's Schaufenster kamen. Wie wurdest du gemißbraucht in jenen Tagen, zerfetzte Fahne zweier stolzen Revolutionen, alter guter Lafayette, gemißbraucht als Pöbelpopanz, wie dein ganzes Leben! Und auch Talleyrand, der unverwüstlich Freche, half den neuen Brei der Volksbeglückung in stiller Theilnahme mitkochen. —

Kaum daß im Westen die Hydra des Bürgerkriegs nothdürftig sich besänftigte, als Polen, dieses unglückseligste aller Länder, diese Nation mit verlorener Nationalität, dieser Paradoxe unter den Völkern, französisch in der Wesenlosigkeit und Flatterhaftigkeit seines Geistes, slavisch zähe in seinen feudalen Gefühlen losbrach, die Freiheit der alten Adelsrepublik zu erlangen. O, Tag von Ostrolenka mit deiner Dornenkrone! —

Auch das westliche Deutschland ward theilweise von der allgemeinen Gährung ergriffen, ebenso die Schweiz, indeß auf's Neue Modena, Parma und Rom den Traum der italischen Republik mit Blut an Oesterreich zahlten. Belgien trennt sich von

Holland, und Griechenland erhält endlich unter Otto I. einige Ruhe. Wißt ihr wohl noch, wie Heinrich Heine, der Spottvogel, sein erstes Gelächter aufschlug, indeß Börne an seiner eigenen Demagogenwuth und Görres an der Olla putrida seiner liberal-mystischen Druidenmelancholie dahinsiechten. Ach todter, armer Heinrich, Du Spiegel der Zeit, vergöttert und beschimpft, von Dir selber persiflirt, verbannt, sitzest Du zu Paris mit der George Sand im saintsimonistischen Reigen und brauest im doctrinären Hexenkessel die Panacee der Weltbefreiung.

Das Haupt der Schule, St.-Simon selbst, ist todt, Bayard und Enfantin raufen sich um die Trümmer der Gemeinde, die neue Familie geht auseinander und auf Menilmontant sitzen die letzten Rudera der enttäuschten Götter, klösterlich pedantisch in pantheistischer Askese. Da machen auch noch dem Dasein der Armen die Assisen ein Ende! —

Das Bourgeoiskönigthum, kaum warm und behäbig geworden, sieht mit Schrecken den Socialismus, das kopflose Gespenst Babeufs, erstehen, sieht, wie der Pöbel zuhorcht der neuen Lehre, und wird kreideweiß.

So erhebt sich eine Partei nach der andern. Der Selbsterhaltungstrieb macht grausam! Die Materie, einmal zur Gottheit erhoben, forderte ihre Opfer. —

Man warf ihr rasch erst die St.-Simonisten vor. O, sie waren nur Träumer, das sind aber bekanntlich noch nicht die Schlimmsten! —

Während das Bürgerthum seine Rechte gegen Lehren wahrte, die es sammt dem Staat verrichten mußte, ward der indische Handel vom englischen Parlament dem Monopol der ostindischen Compagnie entrissen und alle Briten freigegeben, Russell indeß versuchte, obwohl vergeblich, das Parlament zu reformiren. Spanien lag krank an den Kämpfen Don Miguel's und Pedro's, unter Isabella II. brach zwischen Christino's und Carlisten die Wuth der Parteien von Neuem los und Zumala-Carreguy führte gegen Espartero „Krieg bis auf's Messer!" —

Louis Philipp sah wohl ein, daß er mit der Diplomatie der pariser Börse stets eine schiefe Stellung unter den Fürsten haben würde, er suchte nach und nach Leute von aristokratischer Noblesse, vom Fach aus und schickte sich an, sein gar zu überlustiges Volk ein wenig zusammenzunehmen. — Fournier, der alte Messias Napoleons, Dezamy und Enfantin machten ihm außerdem auch noch Sorge, der Bonapartismus regte sich leise wieder, und sonderbar, während Louis Napoleon in Straßburg vergeblich einen Putsch versuchte, erfolgte auf Louis Philipp jenes fürchterliche Attentat Fieschi's, ein Verbre-

chen, infernalisch, unerhört in der Bestialität der Ausführung. —

Deutschland, namentlich der östliche Theil, so regsam es im Denken war, blieb ruhig. Es ward arg darum verspottet, hieß Michel hinten, Michel vorn, aber wohl ihm, daß es so ruhig blieb und an der Erfahrung anderer Völker lernte. — Eine Ebbe in geistiger Beziehung war indeß eingetreten, die Blüthezeit der Dichtkunst war vorbei — bleich schlotterten die Nachtwächter der großen thüringer Sängerzeit hinterher. Einzelnes Schöne wurde geboren, aber, dem Hauch der Zeit folgend, zogen geschwind die paar erblühten Talente die Hosen der Gesinnung an, und Tendenz ward Trumpf auf dem Parnaß! Wie wund im Dienst der Politik ward doch der steife Pegasus geritten!! —

War das die alte Welt noch? Wo bist du hin, du ächte Begeisterung des Idealen, du alte Innigkeit und Tiefe? Das Jahrhundert ist toll, toll sind wir, seine Söhne! Nun denn, in den Strom der Zeit!! —

— — — — — — — — — — — —

Wie wonneselig dehnt sich Leib und Seele, wenn mit den ersten Schneeglöckchen und Veilchen die Pflanzenwelt, wie Proserpina dem Hades, dem Schooß der Erde entsteigt! Da genesen die Kranken schon halb durch die Frühlingshoffnung! Aber selbst die jung-

fräuliche Maienpracht wird überragt von der Laub- und Blumenfülle, mit welcher der Hochsommer sich schmückt, wie ein unermeßlich, unerschöpfbar Füllhorn der Freude! Wenn je das sehnsüchtige Herz sich Flügel wünscht, um in Gedankenschnelligkeit zu wandern durch alle quellenden, sprießenden Wunder der Welt, so ist es dann! —

Im Jahre 1839 zu Anfang der Hundstagsferien, als das strotzende Grün, die goldige Sonne, das blaue Gebirge in duftiger Ferne schon längst die Actenstuben, Collegien, Ateliers und Sitzungssäle entvölkert und deren Insassen zum großen Feste der Natur geladen, die Bäder und Landstraßen bereits erfüllt waren von der Schaar fröhlicher Reisender, schritt ein munterer Musensohn, ein säumiger Nachzügler, rasch die Albrechtsstraße in Breslau hinab zur Post, gefolgt von einem Aufwärter, der ihm den Koffer nachtrug. Auf dem feinen, edlen Gesicht des jungen, blondgelockten Mannes spiegelte sich das selige Vergnügen, welches alle Die empfinden, welche dem trüben Dunst der Städte an wonnigem Sommermorgen entfliehen dürfen in die weite Gotteswelt, nach lachenden Thälern und seligen Bergeshöhen. Und wenn es gar die Heimath selber ist, zu der man entflieht, die Heimath, welche uns in jenen sonnig glänzenden Fernen entgegenwinkt, wie jauchzt dann das Herz dem

Tempeldienst der Natur, den Lieben entgegen, die unsrer warten, allen seligen Plätzen der Jugendspiele zu, doppelt verschönt durch den Zauberspiegel der Erinnerungen!

Derlei Gedanken durchglühen zweifelsohne den jungen Mann, welcher ein Liedchen trällernd in den Posthof eintrat, wo schon der bekannte gelbe Wagen mit vier Gäulen harrt, um ihn aufzunehmen. Dabei steht gemüthlich träumerisch der joviale Postillon, hin und wieder mit der Peitsche knallend, der seinen rechten Humor auch erst zwischen Aeckern und Wiesen auf der Landstraße findet. Der Hauptwagen ist bereits dicht besetzt, der Conducteur muß sich wegen unseres neuen Ankömmlings brummend entschließen, eine Beichaise zu geben.

Während darüber lebhafte Verhandlungen gepflogen werden, tritt eine andere Person in's Postgebäude, um eilig einen Brief in der Expedition abzugeben. Nach einigen mit dem Secretair gewechselten Worten eilt sie gleichfalls, mit dem Briefe in der Hand, in den Posthof und geht unruhig umherblickend auf den Wagen zu. Die betreffende Person, ein junger Mann von etwa neunzehn Jahren, war, nach dem schwarzen Sammetrock und der Mütze zu urtheilen, gleichfalls Student. Das dunkle Colorit, der knochige und längliche Bau seines Gesichts, das krause braune Haar,

die tiefliegenden, kleinen, aber höchst lebhaften Augen, dazu die scharf gebogene Nase, ließen ihn um Vieles älter erscheinen und machten keineswegs einen ganz günstigen Eindruck. Es lag etwas unendlich Pfiffiges, Verstecktes und Leidenschaftliches in diesen eckigen und doch leicht beweglichen Zügen.

Den rechten Arm in einer schwarzen seidenen Schlinge, in der Linken den Brief haltend, stand er da und überschaute mißmuthig, fast neidisch, das fröhliche Treiben der Reisenden. Plötzlich gewahrte er den vorher angelangten Commilitonen, dessen Koffer eben auf das Deck des Postwagens geschnürt wurde und welcher, glücklicher als er, die staubige Stadt mit der grünenden Landschaft vertauschen sollte. —

Der krausköpfige, unwirrsche Gesell schritt hastig auf Ersteren zu, betrachtete ihn von oben bis unten und bot einen lakonischen „Guten Morgen.“ —

„Guten Morgen,“ antwortete der Andere.

„Das ist die Gelegenheit nach Schweidnitz und Glatz?“ —

„Gewiß, wollen Sie auch noch mit?“

„Ich wollte wohl, aber ich kann nicht, mir fehlt das Geld. Längst wär' ich über alle Berge, aber der Schmiß im Arme hielt mich zurück, ich verposamentirte den Wechsel und nun sitz' ich fest! — Reisen Sie auch nach Glatz?“ —

„Ja wohl! Kann ich Ihnen womit dienen?“ und der Andere wies auf den Brief, welchen Jener in der Hand hielt.

„Wahrhaftig, das ist ein Glück! Da könnten Sie den Brief an meinen Vater mitnehmen, daß er mich bald aus der Klemme zieht. Sie brauchen ihn nur auf der Glatzer Post abzugeben.“

„Das will ich gewiß recht gern thun, Sie können aber noch acht Tage in dem alten Neste hier sitzen, ehe Geld kommt.“

„Freilich wohl, aber was hilft's? Die Leute aus der Verbindung sind alle fort, Keiner kann mir helfen, in Schulden sitz' ich auch tief genug, ergo muß ich warten!“ —

Die Beichaise war indeß vorgefahren, der Postillon blies zum ersten Mal.

„Ei,“ lachte der Andere, „brave Bursche müssen einander helfen, ich werde Ihnen das Geld pumpen!“

„Wetter noch einmal, das ist honorig gehandelt! — Aber wenn Sie das wollen, so fahr' ich lieber gleich mit! Ihr Camisol da kann zu meiner Wirthin gehen und ihr sagen, daß sie mir die Sachen nachschickt!“

„Das ist wahr! Holla! Noch einen Platz nach Glatz!“ und der Blonde eilte, rasch das Billet für den desolaten Studiengenossen zu acquiriren.

Letzterer, dessen trübe, ärgerliche Miene einem

fidelen Lächeln gewichen war, instruirte leise den Aufwärter wegen der Wirthin und schrieb ihm ihre Adresse auf ein Stück Papier, das er aus der Brieftasche riß.

Bald war Alles in Ordnung, vergnügt krochen beide Studiosen in die Beichaise, welche sie allein inne hatten, und rasselnd, beim Schmettern des Hornes, verließen die schwerfälligen Postkutschen die Stadt. —

Des Blonden Noblesse erstreckte sich, da der Andere von Allem entblößt war, natürlich nicht nur auf Bezahlung des Passagiergelds, sondern auch auf die gesammte Wegzehrung seines Genossen, der kein anderes Reiserequisit, als Pfeife und Tabak, bei sich führte.

„Bei Gott, Sie sind ein prächtiger Kerl!" rief der Krauskopf vergnügt, als sie in's Freie kamen, „wir müssen nähere Bekanntschaft machen. Ich hätte wahrhaftig heut' früh nicht geglaubt, so leicht aus dem Käfig zu kommen. Es leben das Studium und alle brave Bursche!" —

„Concedo!" lächelte der Andere. „Nehmen Sie nur den Arm in Acht, ich sehe, er ist noch verdammt steif. Eine Terz! Was?"

„Ja wohl, aber wie ich zu ihr kam, weiß der

Teufel; ungeschickt ist sie genug! Ihr habt wenig vernünftige Schläger unter Euren Borussen!"

„Na, na!" sagte der Andere, und sah den Braunen etwas pikirt an, „ich wüßte wohl Einige aufzutreiben, die es mit jedem Burschenschafter aufnehmen!" —

„Das können wir versuchen, wenn wir von den Ferien wiederkommen, aber in Wahrheit gehöre ich zu den Teutonen. Die Burschenschafter hat ja die heilige Polizei lange verboten!" —

„Ei ja!" lachte der Blonde, „und sie bestehen doch! Aber Lirumlarum, wir fahren hinein in's Blaue und das ist jetzt die Hauptsache! — Ihre Eltern leben in Glatz, wie?" —

„Nein," sagte der Krause, und blies nachlässig den Rauch vor sich hin, „ich habe noch anderthalb Meilen weiter, nach Alt-Hayde. Mein Vater ist Dr. Turner, Besitzer und Arzt des Bades!"

Der Andere fuhr auf, wurde roth und verlegen. —

„Nun — und was ist dabei aus der Haut zu fahren? Ich heiße Franz Turner." —

„Ich bin Benoni, der Sohn Trautmanns von Biebersdorf." —

Franz Turner schrak zusammen, warf einen finstern, höhnischen Blick auf Benoni, und rückte in die Ecke des Wagens. —

Eine lange Pause erfolgte. Beide betrachteten sich gegenseitig mit mürrischen, mißtrauischen Blicken.

Endlich brach Franz in ungeheures Gelächter aus!

„Ha ha ha! Ist das ein bodenloser Unsinn! — Erst gehen wir Beide mit einander cordial und gemüthlich wie respectable Bursche um, und nun wir wissen, wer wir sind, fällt uns der Alp auf die Mäuler, und wir sitzen in den Winkel gedrückt, Jeder für sich, wie zwei Kater, die auf einander losfahren wollen! Sehen Sie denn nicht, Benoni, daß ein glücklich Ohngefähr selber die Versöhnung übernimmt? — Da ist meine Hand! Eingeschlagen! Was geht uns der Krakeel unserer Väter an?" —

Damit hielt Franz dem Andern die rechte Hand hin.

Benoni zögerte. „Mich geht das wohl an, Herr, denn ich liebe meinen Vater! Ueberdies hat mir der unglückselige Handel meine Mutter gekostet!"

„Teufel," rief Franz, „wenn wir unser Familienmisère durchaus aufwärmen müssen, habe ich Ihnen zu sagen, daß dafür mein Vater auch lange genug im Kaffeehause zu Breslau sitzen mußte und er aus der Gefangenschaft einen siechen Körper mitgebracht hat. Also Pech gegen Pech, — ich denke, es

ist gut, wenn der Thorheit ein Ende gemacht wird! Wir Beide haben doch nichts gegen einander? — Noch einmal meine Hand, oder — ich muß glauben, daß Sie mich beleidigen wollen; dann könnte es leicht zwischen den Söhnen dahin kommen, wohin es schon zwischen den Alten gekommen ist!"

„Es ist auch eigentlich wahr," sagte Benoni, ergriff des Andern Hand und schüttelte sie. „Da uns das Geschick zusammengeführt hat, wär's kindisch, eine alte Feindschaft zu vererben, die unsern Familien wahrlich schlecht genug bekommen ist. Also abgemacht! Reden wir etwas Anderes!" —

Zum Glück wurde die Unterhaltung durch eine Poststation unterbrochen, wo Mittag gemacht wurde. Die Reisenden verließen den Wagen und eilten ihre Plätze am gedeckten Tische des Wirthshauses einzunehmen.

Benoni kannte seit seiner Kindheit den Groll und die Verachtung, welche sein Vater gegen die Turners empfand, seine Furcht und Sorge bei dem Gedanken, der Sohn könne mit dieser Familie in Berührung kommen. Der traditionelle Horror, das stille Schmerzgefühl um seine Mutter, der Wunsch, den Vater nicht zu betrüben, verbunden mit einer ahnungsvollen, unbestimmten Beklommenheit vor Franz, dessen Wesen ihm mißfiel, brachten Benoni

rasch zu dem Entschluß, die Bekanntschaft mit demselben nicht über die Dauer dieser Reise zu verlängern. Andererseits hätte er die gebotene Hand Turners nicht ausschlagen können, ohne eine neue, ernste Reibung hervorzurufen, und Franz schien nicht der Mensch zu sein, irgend einem Anlaß zum Conflict aus dem Wege zu gehen. Auch sagte sich Benoni, daß es, wie immerhin sein Gemüth gegen den Feind des Vaters eingenommen sein mochte, doch lächerlich sei, einen Menschen auf einmal unhöflich zu behandeln, dem er sich vorher freundlich erwiesen, den er ja selbst zu seinem Reisekumpan gemacht hatte.

Franz hingegen, welcher von der Natur eine ungeheure Verschlagenheit, einen scharfen Blick für menschliche Charaktere empfangen, bemerkte am ganzen Benehmen des Andern, an dem zögernden Handschlag, der Art, wie er über die ganze Familienangelegenheit wegzukommen suchte, was in Benoni's Seele vorging, und es gewährte ihm ein göttliches Vergnügen, sich an seiner Verlegenheit zu weiden, ihn den Grundsätzen seines Familiengrolls untreu zu machen, und in die Schlingen seiner Freundschaft zu ziehen, sei's auch nur, um dem alten Trautmann einen Possen zu spielen, der für ihn ein ebenso großer Philister wie Flachkopf war. Außerdem fühlte Franz, durch das liebenswürdige Wesen und die erwiesene Gefäl-

ligkeit Benoni's eingenommen, wirklich eine Art keimender Zuneigung für denselben, und zugleich den sehr natürlichen Wunsch und Stolz, seine Familie in des Andern Augen zu erheben. Diese Idee war nicht sobald über Tisch in ihm klar geworden, als er sie auch in Scene zu setzen beschloß, und kaum waren sie wieder im Wagen, als Franz seinen Feldzug gegen Benoni einleitete.

„Es ist sonderbar," begann er; „wir sind doch alle Ferien von Breslau hin- und hergefahren, daß wir erst heute zusammentreffen. Unsere Familien, nahe Nachbarn, sind so hermetisch abgesondert, daß ich erst heute erfahre, daß Ihr Vater einen Sohn auf der Universität hat. — Sie wissen von unserer Familie natürlich auch nichts?" —

„Nein, ich habe Alt-Hayde so wenig betreten, wie Sie Biebersdorf!" —

„O, das Letztere ist bald genug erklärt," sagte Franz finster; „die Versuche, welche mein Vater machte, sich dem Ihren zu nähern und frühere Zwistigkeiten auszugleichen, wurden von demselben auf solche Weise zurückgewiesen, daß man fast ebenso sehr über den Verstand, wie über die Humanität des Herrn Trautmann in Zweifel gerathen könnte!" —

„Sie sprechen von meinem Vater, Herr!" sagte Benoni heftig. „Ich habe nicht Lust, die Gründe,

welche er dazu hatte, weiter zu entwickeln, ob ich gleich stets bereit bin, Beleidigungen, die ihn treffen, zu ahnden. Uebrigens, denk' ich, steht es Jedem frei, seinen Umgang nach Gutdünken zu wählen." —

„O gewiß, gewiß!" sagte Franz höhnisch leise. „Wenn meines Vaters nobler Charakter ihn antrieb, seine eigenen Schmerzen zu vergessen und nur derer zu gedenken, die er dem Gegner zugefügt, wenn es ihm um seiner selbst willen zu thun war, ein anständiges Verhältniß mit seinen Nachbarneinzuleiten, so wird die Familie Turner doch keineswegs ihre Ehre so weit außer Augen setzen, daß sie sich mit Gewalt aufdrängt. Die Gründe indeß anzugeben, die Ihren Vater bestimmen, sich von uns zu isoliren, ist übrigens nicht schwer. Es ist nur die Frage, wen sie compromittiren!" — Und Franzens Antlitz nahm einen wilden Zug des Hohns und der Verachtung an.

„Wie so?! — In Ihrer letzten Aeußerung liegt Etwas, das sehr nach Kränkung schmeckt! Ich bitte mir darüber Aufschluß aus, denn fast scheint es, als solle, bei derartig fortgesetzter Unterhaltung, das Ende der Reise etwas ernster ausfallen als der Anfang." —

„Benoni," sagte Franz mit einem gewissen Ton von Gemüthlichkeit und Würde, „das wird sie nicht, Sie müßten denn unvernünftiger sein, als ich voraus-

setze. Ich bin Ihnen Verpflichtungen schuldig, und wenn die Söhne durchaus so toll wie die Alten sein müssen, wird sich später auch genug Anlaß finden, unsere Kräfte zu versuchen, nicht jetzt, wo wir Beide nach Hause wollen! Ich will Ihnen sagen, welche andere Gründe Ihr Vater noch hat, meine Familie zu meiden. — Herr Trautmann mag denken, was er will, so viel muß ihm aber einleuchten, daß mein Vater an dem Tode Ihrer Mutter unschuldig ist. Bei einem Duell stehen bekanntlich Zwei auf dem Spiele, und wäre mein Vater verwundet worden, oder gar gefallen, läge eben die Sache umgekehrt, obwohl ich nicht gerade mit corsischer Rache Revanche nehmen würde. Der Hauptgrund Ihres Vaters gegen uns ist — Furcht." —

„Furcht!" fuhr Benoni auf.

„Ohne beleidigen zu wollen, sage ich Furcht! Die freisinnigen Ideen, denen mein Vater von jeher ergeben war und die zunächst jenes Duell veranlaßt haben, sie sind's, welche Ihren Vater noch mehr erbittern, als selbst der Tod der Gattin. Vor diesen Ideen seinen Sohn Benoni zu bewahren, damit er um Gotteswillen nicht aus der christlich germanischen Zucht patentirter Unterthanengedankenlosigkeit entweiche, — das baut die Schranke zwischen Biebersdorf und Alt-Hayde! — Herr Trautmann mag

in seiner Art ganz recht haben; aber Sie werden sich selber sagen, ob diese fürchterlichen Ideen Ihnen nicht auf tausend anderen Wegen zukommen können. Eine derartig vorsorgliche Dressur der Seele zeigt doch von blutwenig Vertrauen zum Geiste des Sohnes!" —

Benoni war starr, er hätte so gern diese beleidigendste aller Muthmaßungen zu Boden schlagen, an dem frechen Spötter strafen mögen; aber er fühlte die Wahrheit derselben zu gut, sah zu lebhaft ein, daß hier nur mit geistigen, nicht materiellen Waffen ein Gegenbeweis möglich sei. Er schnappte nach Luft. Er wollte antworten und konnte doch nicht. Scham, Wuth, verletzter Stolz und das beklemmende Gefühl, sein total abhängiges Verhältniß zum Vater durchschaut zu sehen, machten ihn momentan zu jeder Erörterung unfähig.

„Man hat Ihnen," begann Franz mit leisem, innigerem Tone als vorher, „die Familie Turner von Jugend auf etwas zu schwarz geschildert. Ich versichere Ihnen, wir leben auch wie andere Leute. Wer sich vor Ideen fürchtet, ist ein Narr und ein Dummkopf obenein, denn es giebt nichts in der Welt, was nicht zwischen anständigen Leuten discutirt werden kann, ohne daß man sich dabei in die Haare zu fallen braucht. Wenn Sie meine Familie sehen würden, glaube ich nicht, daß Sie so sehr erschrecken dürf-

ten. — Wer mir einmal einen Dienst erweist im Leben, braucht eben nicht die Stirn kraus zu ziehen, wenn ich dafür dankbar bin, und es ist meinem Gefühl wohl zu verzeihen, Benoni, wenn ich wünsche, daß man von den Meinen das Beste denkt. Die ganze Sache ist doch nur eine ungeheure Lächerlichkeit. Unsere Väter waren in der Jugend thöricht, also müssen wir es auch sein? — Ich überlasse Ihrem Verstande, aus dem Allen eine Schlußfolgerung zu ziehen! Versichern kann ich Ihnen indeß, daß ich nicht halb so viel Worte über die Geschichte verloren hätte, wenn nicht in meinem Innern eine Neigung für Sie spräche, die ich ebenso wenig verhehle, wie meine übrigen Gesinnungen!" —

Damit lehnte er sich zurück und starrte durch das Wagenfenster hinaus in die Bläue, aus der sich die Wälle von Schweidnitz erhoben.

„Das mag Alles schön und gut sein," antwortete nach einer Weile Benoni, „ich fürchte mich weder vor Ideen, noch bin ich ihnen fremd, aber der Verlust eines geliebten Wesens ist immerhin Grund genug für einen fühlenden Mann, den Urheber dieses Unglücks zu meiden!"

„Aber nicht christlich ist's, einen Feind, der sich versöhnen will, abzustoßen!" entgegnete Franz rasch. „Daß ein Sohn keine Neigung für den Mann

fassen kann, der indirect wenigstens ihn mutterlos gemacht, ist wohl natürlich genug."

„Schön!" sagte Franz, „Liebe und Haß sind Dinge, über die man nicht rechten kann, etwas Anderes ist's mit der Achtung, mein Guter. — Liebe und Haß können grundlos sein, für meine Achtung oder Mißachtung muß ich aber stets einen Grund haben! — Daß ich die Meinen vertheidige, wie Sie Ihren Vater, ich das Bestreben habe, die Kluft unsrer Familie zu tilgen, ferner das nachträgliche Benehmen meines Vaters gegen den Ihren, dies Alles ist, glaub' ich, nicht geeignet, uns Ihre dauernde Mißachtung zuzuziehen. Fragen Sie Ihr Gefühl über das Weitere! — — Apropos! Sie studiren Jura?" —

„Nein, — Philologie, besonders Naturwissenschaften. Ich denke in einem Jahre meine Promotion zu machen." —

„Ah, sieh' da!" rief Franz, „dann sind wir gewissermaßen Studiengenossen, ich bin Mediciner. So können wir ja zusammen im Gebirge botanische Excursionen machen!" —

„O, dazu finden sich auf dem Glatzer Schneegebirge Gelegenheiten genug. — Ist das Bad Ihres Vaters sehr besucht?"

„Seit vier Jahren ungemein. Vorher hatte er allerdings Noth, das Etablissement emporzubringen,

denn der aristokratische Pöbel stieß sich lange genug an den Namen Turner und das fünfjährige Gefängniß. Sie hatten schmähliche Angst, sich bei einem Demagogen in die Cur zu geben. Inzwischen ist aber genug Neues in der Welt vorgefallen, was ihnen den Kopf warm macht, und man hat die alten Geschichten darüber vergessen. Dazu hat mein Vater mehrere eclatante Curen gemacht, und Alt-Hayde kann sich neben Reinerz schon sehen lassen. — Was da, kommen Sie einmal herüber, ich schwöre Ihnen zu, der Ort beißt nicht!" —

„Nun ja, das kann sich wohl machen," antwortete Benoni verlegen.

Franz lächelte und gab durch ein wissenschaftliches Thema über Gebirgspflanzen und deren Formen dem Gespräch eine andere Wendung, ein neutrales Gebiet, auf welchem sie sich mit ungezwungenem Interesse bewegten und das ihnen die Brücke zum fröhlichsten Naturgenusse bereitete, über dem sie endlich jedes andere peinigende Gefühl zu vergessen schienen.

So erreichten sie denn am andern Morgen bei guter Zeit Glatz.

Sie verließen unter Begleitung eines Trägers, der Benoni's Koffer genommen, die Post und begaben sich zum nahe gelegenen Gasthofe, wo sie durch

ein treffliches Frühstück ihren zusammengerüttelten Körpern wieder aufhalfen.

Benoni bestellte sofort bei dem Wirth zwei Hauderer, Lohnwagen, wie sie im Gebirge gebräuchlich zu sein pflegen.

„Aber warum zwei?" fiel Franz ein, „das ist doch reiner Luxus! Einer genügte auch für uns Beide." —

„Ich pflege nach Biebersdorf über Falkenstein zu fahren, Sie haben über Schwebelsdorf nach Alt-Hayde ungleich näher. Es kann uns Beiden kaum daran liegen, einen Umweg zu machen." —

Franz biß sich auf die Lippen, dann unterdrückte er ein leises hämisches Lächeln.

„Nun, ich sehe wohl, daß es hier geschieden sein soll. Um Ihre Wünsche zu beeilen, werde ich selber den Boten antreiben, keine Mühe zu sparen, damit wir bald auseinanderkommen!" —

Mit diesen überaus sarkastischen Worten folgte er dem Wirthe, der den Hausknecht rief, auf den Hof.

Benoni, im Gastzimmer auf- und abgehend, machte sich peinliche Vorwürfe, daß er gar so schroff gegen seinen Reisegefährten sei. Er hatte einerseits wenig Furcht vor der Gefährlichkeit Turner'scher Ideen, andererseits verletzte es seinen Stolz, wie sein Schamgefühl, daß Franz die innere Ursache der

Absonderung beider Familien erkannt hatte. Ueberdem fühlte er sich von dem eigenthümlichen Wesen seines Begleiters angezogen und es war ihm quälend, selbst die Gesetze der äußern Höflichkeit verläugnen zu müssen. Lebhaft sah er ein, daß, so sehr auch früher sein Vater Grund zum Hasse haben mochte, er wenigstens jetzt den Turners gegenüber sich sehr im Unrecht befand. Während dieser Betrachtungen wendete er, auf- und abschreitend, unwillkürlich den Blick nach dem Hinterfenster des Zimmers, das auf den Hof führte, und sah dort Franz neben dem Wirth stehen und dem Hausknecht, wahrscheinlich der Wagen wegen, in eindringlichster Weise Instructionen geben, ja dieselben mit einem Trinkgeld unterstützen.

Der Hausknecht lachte und lief davon.

Franz und der Wirth näherten sich im Gespräch, um in's Haus zurückzutreten, und Benoni bemerkte, daß Turner einen scharfen, verstohlenen Blick durch das Hinterfenster in's Zimmer warf, als fürchte er, bemerkt worden zu sein.

Dieses sonderbare Benehmen erweckte einen unbestimmten Verdacht in Benoni's Seele, doch hatte er nicht Zeit, über denselben nähere Untersuchungen anzustellen, da Franz eintrat. —

„Verzeihen Sie, ich ließ Sie lange allein," sagte er, „aber der träge Bote versicherte mir im Voraus,

es werde schwer halten, zwei Wagen zu bekommen, und ich sah mich genöthigt, seine Sorgfalt wie seinen guten Willen durch ein Viaticum zu unterstützen, das den ganzen Rest meiner irdischen Habe in Anspruch nahm." Damit schritt er zum Tisch und ergriff das Bierglas.

„Ich steige Ihnen vor, Reisekumpan! Es ist allem Vermuthen nach der Abschiedstrunk, und ich will hoffen, daß wir damit jede peinliche Erinnerung hinunterspülen." Damit trank er. —

„Ich komme Ihnen gern nach, Franz," antwortete Benoni. „Meinerseits hege ich ebenso wenig Groll gegen Sie und Ihre Familie, wie Furcht gegen Ihre Ansichten. Für meinen Vater kann ich natürlich nicht stehen, liebe ihn überdies viel zu sehr, um seine Gefühle zu ignoriren. Das ist wohl meine beste Entschuldigung." —

„Nun, ich will es so annehmen," sagte Franz, obgleich der Einwand nicht recht Stich hält. Als meines Vaters Sohn kann ich seine Ansichten wohl gelten lassen, aber mir fällt nicht ein, sie zur Richtschnur meiner Handlungen zu machen. Ich bin doch eben auch eine Person, die ihr individuelles Denken und Fühlen hat. Wenn Ihr Vater Ideen vertheidigt, in denen er alt geworden ist, kann man dagegen nichts haben, heut' denkt und empfindet man aber anders, und das hat eben auch seine Berechtigung,

ja vielleicht eine um so größere, als man im Denken vorgeschritten ist. Die Naturwissenschaften sind ein neutrales Gebiet, wo wir uns zwanglos begegnen können, und da Sie in Geologie und Botanik besser bewandert sind, als ich, wäre es mir lieb, einen Umgang fortzusetzen, der eigentlich durch Ihre Schuld begonnen hat. Wie wär's, wenn wir uns heut' über acht Tage, mit Steinhammer und Trommel bewaffnet, an einem passenden Orte zur Excursion wiederfänden?" —

„Nun gut," sagte Benoni lächelnd, „Sie sollen mich nicht für ganz unhöflich halten. Das Rendez-vous ist abgemacht. Wenn Sie den Weg eine Stunde an der kleinen Weistritz entlang aufwärts nehmen wollen, können wir uns bei der Biegung des Falkensteiner Weges an dem alten Wirthshaus treffen, Kehrwieder heißt es. Von da aus geht es gleich in den Wald und in die Berge."

„Abgemacht," rief fröhlich Franz, „also in acht Tagen am Kehrwieder! Ein famoser Name für den Ort eines Rendez-vous." —

Wie sie sich Beide die Hände schüttelten, fuhr eben ein Hauderer vor den Gasthof, der Hausknecht trat ein und berichtete, daß dies der einzige Wagen in ganz Glatz sei, den er hätte auftreiben können, denn alle anderen Lohnkutscher seien gestern und heute für die

Bäder und von den Officieren der Garnison zu Bergpartien in Beschlag genommen. —

Benoni war in der tödtlichsten Verlegenheit und konnte sich nicht enthalten, einen scheuen, mißtrauischen Blick auf Franz zu werfen.

„Ja, was ist da zu thun, Bester!" sprach Franz mit dem Tone des Bedauerns. „Einer von uns muß sich da einen Umweg machen. Bestimmen Sie selbst, ob ich Sie bis Biebersdorf bringen und dann weiter fahren soll, oder ob Sie es vorziehen, mich in Alt-Hayde abzusetzen und über Gläsendorf zu fahren!" —

Benoni ging unruhig und höchst erregt auf und ab. „Verwünscht," murmelte er bei sich; „ich glaube immer, er hat die Geschichte absichtlich so eingefädelt! Nach Biebersdorf mitnehmen, geht nicht, mein Vater wäre außer sich, und über Alt-Hayde zu fahren, ist auch schlimm genug, ich werde Noth haben, dem Papa das begreiflich zu machen. Je länger ich mit ihm zusammen bin, desto mehr klammert er sich an mich!" —

Dieses innere Raisonnement ward plötzlich durch Franz unterbrochen, der, blutroth, in heftigster Bewegung die Mütze auf den Kopf stülpte, den Rock zuknöpfte und den Ziegenhainer ergriff. —

„Ich werde Sie aller ferneren Bedenklichkeiten

entheben, die doch etwas das Maß selbst der Geduld überschreiten, welcher ich Ihnen gegenüber fähig bin. Fahren Sie, wohin Sie wollen, ich werde meinen Weg nach Hause zu Fuß antreten! Die Summe, welche ich Ihnen schulde, soll morgen nach Biebersdorf geschickt werden! Guten Morgen!" Damit schritt er hinaus. —

„Nein, nein, das geht nicht!" rief Benoni, alle Bedenken von sich werfend, „Sie sollen mich, bei Gott, nicht für so erbärmlich halten!" Er war ihm nachgeeilt und hielt ihn fest. —

„Verzeihen Sie mir, ich bitte Sie darum! Wir werden zusammen fahren, über Alt-Hayde, wenn es Ihnen recht ist. Ich würde mich wahrhaftig, meinen Instincten zufolge, nicht so lange besonnen haben, aber Sie kennen meinen Vater nicht, vermögen nicht das innige Band, welches zwischen uns besteht, zu würdigen, sonst müßten Sie es begreiflich finden, daß ich vermeide, ihm an der verwundbarsten Stelle Schmerz zu bereiten. Er wird aber nicht von mir verlangen, daß ich um seinetwillen allen Anstand hintansetze!" —

Nach einigem Widerreden wurde Franz bestimmt, seinen Entschluß, zu Fuß zu gehen, fahren zu lassen. Seine Züge wurden freundlicher und er schien durch die Entschuldigungsgründe Benoni's besänftigt zu sein. Nachdem sie die Tour mit dem Kutscher accor-

dirt hatten, zündeten sie ihre Pfeifen an, bestiegen den Wagen und rasselten zum Thor hinaus, die Schwebelsdorfer Straße entlang.

War es die nahe bevorstehende Ankunft daheim, war es das Vergnügen, seinen Reisegefährten doch überlistet und zum Umweg über Alt-Hayde verführt zu haben, kurz, Franz entwickelte bald eine ausgelassene Fröhlichkeit, einen tollen Humor, eine Freude über die mannigfachen Schönheiten der Natur, welche von seiner sonst düstern, verhaltenen Leidenschaftlichkeit, seinem glatten, deductiven Wesen grell abstach.

Benoni's Stimmung war eine sehr entgegengesetzte, gemischte und um so peinlichere, als er über sein ganzes Verhalten mit sich nicht recht in's Reine kam. Er handelte den Wünschen seines Vaters stracks zuwider, kam mit Personen in Berührung, die derselbe wie das Feuer floh, und zwar, wie Franz richtig räsonnirte, hauptsächlich um seinetwillen. — Dennoch fühlte er, daß er nicht Unrecht thue. Konnte er denn anders? Wenn ihm auch das Benehmen und Wesen Franzens nicht recht gefiel, ja ihn in einzelnen Momenten geradezu von sich abstieß, mochte er doch dieser geistig scharfen Natur sein Interesse nicht ganz versagen, konnte sich weder der Vernunft seiner Einwände noch der magnetischen Kraft, welche er auf ihn

ausübte, entziehen. Zu dem Wunsche, für keinen Schwächling gehalten zu werden, gesellte sich aber noch unverkennbare Neugier. Da ihn der Zwang der Umstände einmal dahin gebracht hatte, willenlos mit seinem Vater in Conflict zu treten, konnte er sich die Spannung und Erwartung nicht verheimlichen, mit der er einem Orte, einer Familie sich näherte, die ihm von Jugend auf als verbotene Frucht am Baume der Erkenntniß erschienen war. Selbst das Böse, das man von Menschen hört, ist immer noch geeignet, Interesse und Neugier zu erregen, so sehr auch das Gefühl der Bangigkeit und ungewisser Gefahr mit unterläuft. Nur Menschen, von denen gar nicht geredet wird, sind uns gleichgültig.

Das Bewußtsein, in einer Schlinge zu sitzen, die man Schande halber nicht zerreißen kann, das Bestreben, sich scheinbar zwanglos in etwas zu fügen, wozu man doch gezwungen ist, Neugier betreffs der Turners, und Kummer über die Möglichkeit einer Differenz mit dem Vater, brachten Benoni in einen Zwitterzustand ohne Gleichen, zu dem sich noch eine eigenthümliche, ihm ganz unbegreifliche Bewegung gesellte, als sie die schäumende Weistritz erreichten, und über dem Hügel links der Thurm von Ober-Schwebelsdorf plötzlich aus den Buchen trat.

Sie passirten das Dorf und die Brücke über das

Weißwasser, welches unfern in die Weistritz strömte. Die Straße bewegte sich hier in mannigfachen Windungen zwischen Hügeln, mehr oder weniger hohen Bergen und Waldpartien hindurch. Rechts von den Reisenden in einer Thalmulde, vom Weißwasser durchströmt, lag Walisfurth und Ludwigsdörfel, links aber erhob sich jetzt hart am Wege ein üppig bewachsener, ziemlich hoher Berg, auf dem eine Art Belvedere von rohen Baumstämmen und Tannenborke erbaut war.

„Der Berg gehört schon meinem Vater," erklärte Franz. „Das Belvedere ist ein Lieblingsspaziergang der Badegäste. Von dort aus übersieht man die ganze Gegend, auch Biebersdorf. Mit einem guten Glase kann man da recht ordentlich in's Feldlager des Nachbarn sehen. Magdahöh' ist der Ruheplatz getauft worden." —

„Wahrscheinlich nach Ihrer Mutter?!"

„Nein, nach meiner Schwester. Es ist ihr Lieblingsort. Sie hat von da die ganze Gegend gezeichnet und, bei Gott, wunderhübsch." —

„Ah so!" —

„Da, sehen Sie gerad aus, das ist Neu-Hayde. Durch das Dörfchen führt die Straße weiter bis Reinerz. Der Weg, welcher sich links abzweigt, führt nach Alt-Hayde, was etwa, eine Viertelmeile

davon, südlich, grade auf der andern Seite des Berges liegt. Zu Neu-Hayde, in so überfüllten Jahren wie dieses, wohnen daher auch Badegäste von uns, obgleich der Ort meinem Vater nicht mehr gehört. Die Grenze geht nämlich über die südliche Spitze des Dörfchens fort, rechts aber führt der Weg nach Wünschelburg.

Sie erreichten die Mitte des Dorfes. Es war etwa elf Uhr. — Als sie den Weg links einschlugen, und weit hinten, im Bergkessel, das reizende Bad, ringsum auf den Höhen und Bergterrassen, in den Biegungen und Schluchten Häuser und Gärten, Belvedere, Rasensitze und helle Kieswege auftauchen sahen, klopfte Benoni's Herz ganz unerträglich. Er ging ernsthaft mit sich zu Rathe, wie er sein Benehmen einzurichten habe. —

Die Gegend war überaus reizend. Links überragte die luftige Magdahöh' die Schlucht des Weges, den Thalkessel und die ringsum gelegenen Berge. Vom Belvedere herab schlängelten sich zahlreiche Wege durch den üppigen Baumwuchs des Berges, dessen ganze westliche Seite sichtbar wurde. Weiterhin im Thale, gegenüber der Magdahöh', erhob sich, weniger hoch und steil, in zwei Terrassen ein Berg, welcher mit Alleen, Häusern und Anlagen bedeckt, das Ansehen eines ungeheuren Gartens hatte.

„Die Allee dort auf dem ersten Absatz des Berges rechts, welche sich lang hinwindet," erklärte Franz, „ist die große Promenade, gewöhnlich von den weniger Kranken benutzt. Die Heilquelle, welche sich unten im Orte befindet, ist nämlich besonders heilsam bei allgemeiner Körperschwäche, wo es gilt, die Nachwehen acuter oder nervöser Krankheiten zu beseitigen, besonders bei dem schönen Geschlechte, dessen ewiges Weh und Ach, wie Goethe sagt: es ist, aus einem Punkte zu curiren."

„Und das ist zu allen Zeiten, wie Goethe gleichfalls meint, ein sehr rentables Geschäft für Aerzte gewesen!" —

Der Wagen passirte eben einen Schwarm lachender Badegäste beiderlei Geschlechts, ein fröhliches Gewimmel luxuriöser Toiletten, luftiger bunter Gewänder und sorglos heiterer Mienen. Benoni betrachtete etwas besorgt sein burschikoses Costum.

„Nur nicht ängstlich," lachte Franz, „wir sind hier zu Hause! — Ich habe mit meiner Bandage und dem verschossenen Sammetrock wahrhaftig mehr Ursache zum Kummer als Sie, aber der Student passirt überall in der Welt." —

Die Straße, welche sich nun mehr senkte und von beiden Seiten mit schmucken Häusern und Gärten eingefaßt war, mündete in einen fast dreieckigen Thal-

kessel, dessen nördlichen Schenkel die Magdahöh', dessen westlichen die Promenade, dessen südlichen aber die Weistritz begrenzte, welche jenseits von den Willmersdorfern Hügeln überragt wurde.

Links vom Wege, mitten im Thale, von Alleen, Bade- und Bauernhäusern umschlossen, lag die Heilquelle, durch ein tempelartiges Gebäude überbaut. Ihr gegenüber aber, hart an der Weistritz, am Fuße des Belvedere-Berges, prangte der Cursaal mit hölzerner Colonnade und daneben das Doctorhaus, in dessen Nähe ein kleiner Gasthof lag.

Alt-Hayde lag so duftig, war so erfüllt von buntem, elegantem Leben, gewährte einen so sinnig poetischen, still heitern Eindruck, daß Benoni unwillkürlich ausrief: „Ach, hier ist es reizend!" —

Das Bekenntniß war einmal gethan, so sehr er es Franz gegenüber bereute.

Kaum fuhr der Hauderer am Doctorhause vor, als ein ältlicher Herr mit kränklichen Zügen, das Kinn in hoher weißer Binde, mit Backenbart und goldner Brille herzutrat, und in den Wagen blickte. —

„Mein Gott, Franz! — Sohn! Kommst Du endlich?!" —

„Ei, Du sagst endlich? und ich wundere mich, daß ich schon dabin! Sieh' meinen Arm, ich hatte Scandal in der letzten Zeit und mußte vierzehn Tage im

Wundfieber liegen, so daß das Reisegeld daraufging. Hätte nicht der Sohn unsres Nachbars, Herr Benoni Trautmann, mir seine Börse angeboten, ihr hättet wenigstens noch acht Tage auf mich warten müssen!" —

Damit stieg Franz aus, und stellte ihn seinem Vater vor.

Benoni zog die Mütze und verbeugte sich höflichst.

„Ah!" sagte Dr. Turner, und sein Gesicht röthete sich; „Seien Sie mir herzlichst gegrüßt! Es freut mich, wenigstens den Sohn sehen zu können. Ich danke Ihnen für die große Freundlichkeit, welche Sie Franz erwiesen, und hoffe, Sie werden mir das Vergnügen machen, in mein Haus zu treten!" —

Benoni, der ihm die Hand gereicht, erröthete und verbeugte sich verlegen.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr Doctor, wenn ich es ablehne, aber mein Vater erwartet mich. Meine Ankunft in Biebersdorf ist ohnedies durch den Umweg verzögert worden."

„Ach, machen Sie keine Redensarten!" sagte Franz; „ob Sie sich eine Stunde länger verspäten, ist gleich. Zu Mittag kommen Sie ohnedies nicht mehr zurecht!" —

„Sie werden uns doch erlauben, an Höflichkeit

Ihnen nichts schuldig bleiben zu müssen! Ueberdem," sagte Franz und lächelte, „beginnt der Kutscher auszuspannen, also keine Umstände!" —

Ein Blick nach den Pferden überzeugte Benoni von der Wahrheit des Gesagten, er gab also fernern Widerstand auf und folgte Turner, nachdem ihn ein kurzes Zwiegespräch mit dem Kutscher belehrt hatte, daß er unter drei Stunden von Alt-Hayde nicht loskommen würde.

Er betrat den eleganten Flur des Hauses, und ward von Turner und seinem Sohn links in einen kleinen Salon geführt, aus dem ihm der Ton eines Pianos entgegenschallte.

Als er eintrat, erhob sich eine junge Dame vom Clavier. Franz eilte auf sie zu, küßte der Lächelnden mit großer Galanterie die Hand und wies auf seinen Gast.

„Herr Benoni Trautmann, der Sohn unsres Nachbars zu Biebersdorf."

„Meine Schwester Magda!"

Benoni stand starr, kaum konnte er sich verbeugen.

„Ah!" sagte die junge Dame, trat auf ihn zu und verbeugte sich lächelnd; „welche Verführungskünste muß da mein Bruder angewendet haben! Seien Sie recht willkommen, mein Herr, — und schreiben Sie

den Empfang, der Ihnen stets bei uns zu Theil werden muß, dem schmerzvollsten Interesse zu, dessen Veranlassung wir Alle gleich tief zu beklagen haben." —

„Ich hoffe, junger Mann," sagte der Doctor mit einem Tone der Rührung, „daß das glückliche Geschick, welches Sie nach Alt-Hayde geführt, Anlaß werden möge, den Schatten jeder bittern Erinnerung zu verwischen, die uns bisher so schwere Stunden bereitet hat!" —

In demselben Augenblick trat Frau Turner mit Franz, der vorhin unbemerkt das Zimmer verlassen, durch ein Nebengemach ein.

„Das ist meine Mutter, Benoni!" sagte Franz. —

Beim Anblick dieser Frau schien der junge Mann aus seiner Starrheit zu erwachen. Er faßte sich und küßte der Dame die Hand.

„Eine größere Freude, Herr Trautmann, hätte mir mein Sohn nicht machen können, als Sie uns zuzuführen. Niemanden können die Mißverhältnisse unserer Familien mehr betrüben, als mich, und wenn es in der Möglichkeit läge, würde ich gern versuchen, Ihnen den Verlust desjenigen Wesens erträglicher zu machen, das dem Kinde doch das Theuerste bleibt. Je wohler Sie sich bei uns fühlen, je mehr werden wir

im Stande sein, uns über die Vergangenheit zu beruhigen.“ —

Benoni rang sichtbar mit seiner Rührung.

„Verehrteste Frau, man kann nicht mehr in seinen Vorurtheilen besiegt werden, als ich. Erlassen Sie mir, was ebenso schwer zu sagen, wie anzuhören ist. Ich wünschte wohl, mein Vater wäre an meiner Seite, er würde gewiß meine Handlungsweise billigen!“

„Um also allen Eingangsfeierlichkeiten ein Ende zu machen,“ fiel Franz ein, „legen Sie ab, Benoni. Magda oder Mama wird die Unterhaltung wohl übernehmen, denn Papa muß nothwendig meinen Arm untersuchen. Der schlechte Wagen hat mich so geschüttelt, daß die Wunde wieder schmerzt.“ —

„Besorge etwas Leinwand für Franz, liebe Emma,“ sagte der Doctor, „wir wollen auf meinem Zimmer nach dem Arm sehen. Magda wird ihren Witz anwenden, einstweilen Herrn Trautmann zu fesseln, bis wir zurückkommen.“ —

Dr. Turner mit Frau und Sohn verließen darauf das Zimmer, und Benoni blieb mit Magda allein. —

Er wagte kaum aufzublicken. —

Ein Zittern, ein Herzklopfen, eine Seligkeit und Trauer erfaßte ihn bewältigend, als sei er gebannt

im magnetischen Kreise der Circe, durch den großen, sonnenhaften Blick dieses Mädchens.

Hatten ihm seine glühendsten Träume jemals ein Frauenbild gezeigt, das wie Magda von so junonisch-imposanter Schönheit war, von jener Schönheit, wo alle Fülle und Vollendung des Körperreizes im Dienste noch höherer, geistigerer Schöne zu stehen scheint? — Dieser Rosenschmelz blühender Jugend, diese vollendetste weibliche Fülle, dies schwärzlich-braune Haar, das sie in breiten Flechten gleich einem Diadem um's Haupt gewunden trug, dieses stolze griechische Profil, das streng, majestätisch, und doch so süß und schalkhaft zauberisch war, wenn leise sie das Haupt zur Seite neigte, bald schalkhaft lächelnd, bald rührend madonnenhaft! O, selig, wer sich solchem Schöpfungsmeisterwerke je nahen darf, doch zwiefach elend, wer ihm genaht und es dann meiden muß! —

So Schmerz und Wonne zugleich, steht Benoni vor ihr im stillen Opferdienst der Schönheit! —

Sie sieht ihn lächelnd mit überlegendem Blicke an, und sagt fast spöttisch:

„Ei, wollen Sie sich denn nicht setzen?"

Benoni schrak auf, das Blut strömte ihm zum Herzen. Mädchenhafte Schüchternheit machte ihn linkisch, zögernd leistete er dem Wink der Dame

Folge und ließ sich ihr gegenüber auf einem Sessel nieder.

„Kennen Sie meinen Bruder längere Zeit, Herr Trautmann? Ich kann das kaum annehmen, sonst hätte er uns von Ihnen gewiß erzählt!"

„Seit gestern Morgen erst. — Wir lernten uns auf der Reise kennen, zufällig —"

„In Alt-Hayde sind Sie noch nie gewesen?"

„Nein, zu meinem Bedauern muß ich's gestehen. Denn einen reizendern Ort habe ich noch nie gesehen. — Man möchte wünschen, ewig hier leben zu dürfen. Die schöne Höh', die Ihren Namen trägt, die Terrassen und Gärten, dies heitere bunte Gewoge. Natur und Kunst, Landschaft und Menschen einen sich hier, um eine Idylle, ein Feenland zu gründen, das nur den einen Fehler hat, Den, der es verlassen muß, zu steter Sehnsucht zu verdammen!" —

Benoni, welcher mit ungewisser Stimme begonnen, verlor in der Schilderung dieser ihm gewordenen Eindrücke seine ganze Befangenheit und endete leuchtenden Auges mit einer Begeisterung, die zu natürlich war, um als Phrase ausgelegt zu werden. —

Dem schönen Mädchen stieg unwillkürliches Glühroth in's Gesicht, aber ihr Auge blieb ruhig auf den Sprecher gerichtet.

„Wenn das wahr ist, was Sie sagen, so steht

wohl zu erwarten, daß alle Besucher, die Alt-Hayde so freundlich ansehen, der Sehnsucht durch Wiederkommen abhelfen werden.“ —

„Fräulein,“ sagte Benoni fast traurig, aber fest, „wenn ich könnte, würde ich vielleicht — Nein sagen, aber ich wage es nicht mehr.“ —

„Und wir werden gewiß Alles thun, Sie die Annehmlichkeiten dieses Feenlandes bei jedem Besuche mehr empfinden zu lassen. Wir wollen den besten Sonnenschein, Vogelgesang und Blumenduft, kurz die gesammte Natur zu Ihrem Dienst commandiren!“

„Da rufen Sie allerdings die mächtigsten Bundesgenossen Ihres Reiches in's Feld, denn die Natur zu erkennen und zu verehren ist mir nicht blos Freude, sondern auch Lebensberuf.“ —

„Dacht' ich's doch gleich,“ lächelte Magda, „einen Mediciner oder Juristen hätte ich nicht in Ihnen vermuthet, diese Leute sind alle etwas unpoetisch spitz, find' ich. Eher hätte ich noch einen Theologen in Ihnen gesucht. — Aber es ist mir doch lieber, daß Sie keins von dem Allen sind, sondern ein Philologe. Welches Feld der Wissenschaft bebauen Sie mit Vorliebe?“

„Geologie und Botanik; doch sind die Naturwissenschaften im Allgemeinen seit Beginn dieses Jahrhunderts so vorgeschritten, daß der Gelehrte in

alle Reiche der Natur einen ernsten Blick thun muß, will er das ächte Verständniß seines besonderen Zweiges haben. Wer das ganze Sein der Welt mit ihrer vielfachen, so wundersamen Mechanik einigermaßen zu würdigen vermag, wird aber auch ein Stück Theologe, obgleich Sie denselben vorhin nicht in mir gelten lassen wollten. Stimmen doch Religion und Naturbetrachtung, wenn beide ganz rein sind, in Eins zusammen." —

„Das wäre ein Fall, über den sich streiten ließe, wenigstens mein Bruder dürfte es gewiß thun. Um so mehr würde es mich freuen, wenn Sie ihn mit recht glänzenden Gründen widerlegten; denn ich versichere Sie, er regiert uns Alle mit seiner bewundernswerthen Schärfe, und das finde ich manchmal ein wenig ärgerlich!" —

Eben wollte Benoni antworten, als Dr. Turner mit Franz in's Zimmer trat.

„Ich höre mit Vergnügen," sagte der Arzt zu ihm, „daß Sie in acht Tagen mit Franz eine Excursion unternehmen wollen. Dieser Theil des Gebirges namentlich giebt eine reiche Auswahl der verschiedensten Pflanzenfamilien, und die Gebirgsformationen sind so wechselnd, wie man sie allenfalls nur in Thüringen wiederfindet."

„Ach, das ist herrlich, lieber Vater!" wenn sonst

kein erhebliches Hinderniß eintritt, werde ich die Wanderung mitmachen. Ich bin eine rüstige Fußgängerin und liebe die Natur unendlich." —

„Es dürfte Dich nur zu sehr anstrengen, liebe Schwester," versetzte Franz in etwas kaltem, gezwungenem Tone, „ich glaube, es ist besser, Du unterläßt das. Zwei Meilen hin und zwei zurück sind keine Spielerei, abgesehen von der Menge Weges, die man durch das Hin- und Wiederrennen beim Aufsuchen selbst zurücklegen muß."

„Ich glaube, Tochter, Franz hat recht. Es darf nur schlechtes Wetter eintreten, so kannst Du Dich leicht erkälten. Gerathener ist's, daß Ihr bei anderer Gelegenheit einmal einen Streifzug in unserer Nähe vornehmt, wenn Herr Trautmann uns wieder, und zwar auf länger, besucht." —

„Daß doch die Männer so gern jede Kraft und Beharrlichkeit für sich allein in Anspruch nehmen! Doch genug davon, ich bescheide mich." — Damit machte sie eine lächelnde Begrüßung gegen Trautmann und entfernte sich. —

Die Männer unterhielten sich nun, angeregt von der beabsichtigten Unternehmung, näher über die Gebirgsflora, die Heilkräuter, die Felsbildungen, und Dr. Turner gab Benoni eben eine interessante Mittheilung betreffs der Heilquellen, besonders der zu

Alt-Hayde, als Magda wieder eintrat und die Herren zu Tische lud.

Man verfügte sich in ein anderes, ziemlich großes, dreifenstriges Zimmer, in welchem Bücher wie Zeitungen umherlagen und eine kleine ausgesuchte, sehr elegant servirte Tafel gastlich einlud. Dort wurden sie von Frau Turner empfangen.

Franz nahm neben der Mutter Platz, Benoni saß zwischen dem Arzt und Magda. —

„Was giebt's Neues in der Welt, Franz?" begann der Doctor nach der Suppe und entkorkte eine Flasche Rothwein. „Bist ja von Alters her ein Neuigkeitsjäger und einer der raffinirtesten Zweifler unsrer Alles bemäkelnden Zeit!"

„Nun, so todtenstill es auch in unserer polizeilich-patriarchalischen Zeit in Deutschland ist, geschieht doch Lustiges und Ernstes durcheinander genug. — Herwegh hat wieder in die Sturmtrompete geblasen, göttlich schön, nur daß sich nichts rühren will. — Er wird sich verbluten und Vetter Michel schläft weiter! Der Einzige, welcher mir unter den Deutschen noch Spaß macht, ist Heinrich Heine, dafür sitzt er auch im Exyl. Die Uebrigen sind doch reine Lumpenbagage und es giebt nur ein Volk, das noch des Studiums im Ganzen verlohnt, die Franzosen."

Benoni's Antlitz röthete sich. —

„Verstehen Sie, lieber Commilito, unter dem Lumpenpack uns auch?"

Ein herzliches Gelächter Turners und Magda's beantwortete diese Bemerkung. Franz warf einen stechenden Blick auf den Redner.

„Ernstlich gesprochen," fuhr Benoni fort, „meine ich doch, daß wir Deutschen gar keine Ursache haben, mit großer Sehnsucht über den Rhein zu schielen. Den Hauptanstoß ihres Denkens bekamen die Franzosen durch die Reformation von uns. Was die deutsche Wissenschaft und Dichtkunst aber geleistet, stellt sie weiß Gott den Franzosen voran, Sie müßten denn die demokratischen und atheistischen Maximen meinen, welche die Revolution gargekocht hat, die ich jedoch nicht bewundere. Die Pariser waren froh, als sie Napoleon hatten, der ihnen von den Jacobinern half, und was sie später unter Carl X. erreichten, jetzt unter Louis Philipp erreichen werden, wollen wir ihnen gern überlassen. Ich meinerseits halte es mit deutschem Geist und deutschen Schwertern! Beide haben bis jetzt noch bei erheblichen Gelegenheiten stets den Ausschlag gegeben!" —

„Bravo, junger Mann, stecken Sie's ihm recht! Was Sie sagen, ist meine feste Ueberzeugung, Franz ist ein ausgesuchter Gallomann!" —

„So viel ich weiß," sagte Franz, nicht ohne lei-

sen Hohn, „ist mein Großonkel, der Commerzienrath, und mein Papa nicht immer der Ansicht gewesen.“

Ein kurzes Zwiegespräch, das Magda hastig einleitete, hinderte Benoni, die plötzliche Stille zu beobachten, welche eingetreten war, sah nicht den brennenden Blick, den der Vater dem Sohne zuwarf, und daß sich Frau Turner auf die Lippen biß, um ihren Aerger und ihre Verlegenheit zu verbergen.

Man endigte die Mahlzeit und Benoni dachte ernstlich daran, sich zur Weiterfahrt zu rüsten. Er erklärte dies dem Arzt in höflichster Weise und dankte für seine Gastfreundschaft.

„Wenn Sie wirklich meinen, mein Lieber, für den kurzen Aufenthalt in meinem Hause danken zu müssen und dies nicht blos höfliche Redensart ist, so kommen Sie wieder!“

„Sie werden uns dadurch viel Freude machen,“ setzte Frau Turner hinzu.

„Grüßen Sie Ihren Vater von uns,“ und der Arzt faßte seine Hand, „und sagen Sie ihm, er möge unsre Kinder als Mittler unsrer Versöhnung ansehen.“ —

„Bei unsrer Excursion bleibt es also!“ Mit diesen Worten schüttelte Franz Benoni's Hand.

„Heute über acht Tage am Kehrwieder.“

„Heute über acht Tage.“

Benoni küßte der Doctorin Turner die Hand und verbeugte sich nochmals gegen den Doctor und Magda. — Magda folgte ihm.

Er konnte sich nicht enthalten, einen letzten, sehnsüchtigen Blick auf sie zu werfen.

Sie erröthete, lächelte und schritt durch den Hausflur an ihm vorüber, nach einem andern Zimmer.

Trautmann seufzte leise, eilte rasch nach dem nebenan gelegenen Gasthofe, trieb den Kutscher an, und wenige Augenblicke später fuhr er den Feldweg nach Gläsendorf entlang, wo zwischen engem, düsterem Felsenthal, der Hölle, der heimathliche Bach, die Nessel, in die Weistritz fließt. —

War's ein Traum, ein blendender, seliger Traum, aus dem er erwachte? War's ein magisch Netz von unzerreißbaren Zauberfäden, dem er entflohen? War das die Familie, gegen die er stets so großen Widerwillen empfunden? — Und Magda! —

Noch sah er im Geist das Wehen ihres weißen Gewandes, das von diesen schneeigen Schultern und dieser Alabasterbrust beschämt ward, hörte den herzgewinnenden Ton ihrer Stimme, malte sich wieder vor den inneren Blicken diese hohe blendende Erscheinung, den großen, sinnenden, allbeherrschenden Blick, das holde, ach, so gefährliche Lächeln!! —

Je mehr Benoni sich Gläsendorf näherte, die

lieblichen Gefilde und bunten Häusermassen des kleinen Paradieses von Alt-Hayde zurückwichen und zuletzt nur noch die einsame Magdahöh', nebelhaft verschwommen, auf ihn niederblickte, bis sie endlich hinter den schroffen Wänden des Höllenthales verschwand, — desto rauher erwachte er zur Wirklichkeit, ward sich der Folgen dieses Tages immer klarer bewußt.

Von Gläsendorf südlich hinauf, der Nessel entlang, welche durch den wildzerklüfteten Theil des Grundes daherrauschte, dehnte sich in engen Windungen der schmale Weg, und endlich, fern im Grunde der Perspective auf der südlichen Anhöhe, ragte verschwommen der Bieberhof.

Ein stechender Schmerz, ein Sehnen nach rückwärts, eine erkältende Trauer fiel auf Benoni's Herz, und doch war es die Heimath, der er entgegeneilte, doch harrten die Arme des geliebten Vaters, ihn zu umfangen!

O, räthselhaftes Gemüth, das uns so oft von Dem abzieht, dem wir uns ewig verbinden sollten, mit flatterndem Entzücken Dem entgegentreibt, was wir sonst stets gemieden! — — Wie lachend, heiter, wie lebendig und bunt, wie elegant gefällig und doch geistig so anregend, so pikant und doch so gemüthvoll, so poetisch und doch voll lebendiger Wirklichkeit war Alt-Hayde! Das kränkliche, von leiser Trauer beschattete

Antlitz des Arztes, die herzgewinnende Freundlichkeit, das fast mütterliche, offene Entgegenkommen der Doctorin, die unerklärlich bezwingende Schönheit Magda's, ja, selbst der eigenthümlich scharfe, maliciös zerlegende und doch in seiner ganzen Individualität so anziehende Franz! —

Dagegen dort die hohen, ernsten Berge, die dämmernden Schluchten, der melancholisch schweigsame Wald, aus dem hervor der alte Bieberhof fast grämlich lugte! Da erwartet ihn der ernste Vater, dessen Liebe sich hauptsächlich in Furcht, Besorgniß, strengen Lehren und einer gewissen zähen Eigenwilligkeit aussprach. — Nur zwei alte Männer, den Vater und Rösler, fand er hier, und, wie lieb ihm immer die Heimath sein mochte, übte sie jetzt doch eine ernüchternde Poesielosigkeit auf ihn aus. — Dazu gesellte sich die Ahnung, daß er ernsten Zerwürfnissen, heftigen Scenen entgegengehe, und wenn der Vater je über die Turners eines Bessern zu belehren sei, dies nur nach unsäglichem Ringkampf möglich werde, ja, vielleicht eine Schwächung der Innigkeit zwischen Vater und Sohn hervorbringen könne. —

Das Biebervorwerk war erreicht, die Häuser von Neu-Biebersdorf wurden in der Windung des Thales sichtbar und drüben, in üppigem Buschwerk, lag einsam stolz der Bieberhof. —

Zu Benoni's größtem Schreck rückte ihm gar noch die Katastrophe plötzlich auf den Leib. Den Thalweg entlang, dem Wagen entgegen, kam nämlich sein Vater, eine hohe, markige Gestalt, welcher das kommende Alter wohl noch nicht viel anhaben mochte, neben ihm Rösler, schneeweißen Hauptes, krumm gebeugt und mühsam mit ihm Schritt haltend. —

„Er ist es," sagte Trautmann senior, „es ist der Wagen mit den beiden Schecken, den der Stellmacher in Alt-Hayde gesehen hat." Dabei seufzte er tief auf und fuhr mit der Hand über seine Stirn.

„Lassen Sie ihn nicht zu hart an," bat Rösler. „So weit ich Benoni kenne, überschreitet er den Willen seines Vaters nicht, wenn er nicht muß. Nehmen Sie doch die Sache leichter. Alle Dinge verbluten sich in der Zeit, und die Selige droben wird nicht so sauer drauf sehen, wenn Sie ein wenig versöhnlicher auf die Leute in Alt-Hayde gestimmt sind." —

„Rösler," antwortete Trautmann düster, „Du bist ein alter, erfahrener Mann, aber das verstehst Du doch nicht! Es wäre Dir zu viel zugemuthet, Gründe auseinander zu setzen, welche mich zu einer schroffern Handlungsweise bestimmen, als sonst in meinem Wesen liegt. Wohl vernarbt die Zeit — nothdürftig genug — die Wunden, und die Religion läßt uns dem bittersten Feinde endlich ver-

geben, aber das Vaterauge, Rösler, wacht mit Angst und Mißtrauen über der Seele des Kindes und will nicht die Versöhnung auch noch mit dem Letzten bezahlen, mit dem einzig Lebenswerthen, was es hat. Laß sehen, ob sich meine jahrelangen, trüben Ahnungen nicht früher verwirklichen werden, als Du denkst." —

Benoni inzwischen, das Unvermeidliche erkennend und seinem Beschlusse getreu, offen und rückhaltslos dem Vater den ganzen Zusammenhang der Angelegenheit darzustellen, verließ den Wagen und eilte auf ihn zu.

„Endlich bin ich da, lieber Vater! Verzeih', daß es länger dauerte, als ich wollte!" Er gab ihm die Hand, obwohl er vor dem Blick des Vaters in Verlegenheit gerieth und den seinigen niederschlug.

„Sei willkommen, Benoni," und der Alte hielt die rechte Hand des Sohnes in der seinigen, „Alt-Hayde hat Dich vermuthlich aufgehalten?" —

Benoni schrak zusammen. — Sein Vater hatte bereits Kenntniß von Allem.

„Ja, lieber Vater, so ist es!" —

Eine Pause trat ein. Trautmann wendete sich, um zurückzuschreiten. Sein Gesicht war todtenbleich und zuckte convulsivisch.

„Rösler, bring' den Wagen auf den Hof und laß die Sachen in's Zimmer meines Sohnes bringen." —

Rösler warf einen bittenden Blick auf seinen Herrn, dann bestieg er das Fuhrwerk, welches sich rasch entfernte.

„Benoni,“ begann der Vater, als sie allein waren, „Du hast mir bisher nie Kummer gemacht. An meiner Hand hast Du Dich entwickelt und gebildet, wie eine Blume, ein edler Baum auf naturgemäßem Boden erblüht und Früchte bringt. Du hast an mir gehangen, mein Wille war Dir Gesetz, meine Lehre Hauptquell all' Deines geistigen Lebens. Was ich liebte, hast Du geliebt, was mir feind war, hast Du gehaßt, Du warst ein Kind nach meinem Herzen, ja, hast selbst die Jahre Deines Gymnasialbesuches, die ganze Semesterreihe akademischer Studien in vernünftiger Zurückhaltung von Dingen zugebracht, die außer der Sphäre der strengen Wissenschaft liegen, außer dem Bereich der Natur, zu deren Priester Du Dich bilden willst. — Du bist so weit gekommen, weil Du den Wünschen Deines Vaters nachgelebt hast. — Das bist Du gewesen! — Du hast mir heute den ungeheuersten Schmerz bereitet, der mir im Leben noch zugefügt werden konnte! Nach Deinem Besuch dort drüben bin ich auf Alles gefaßt, was zwischen Vater und Sohn sich trennend schieben, sie einander entfremden kann!“ —

„Lieber Vater,“ begann Benoni, „wenn Du

Deinen Sohn einigermaßen kennst, zu seinem Charakter das geringste Vertrauen hast, kannst Du doch unmöglich glauben, daß dergleichen Befürchtungen Wirklichkeit gewinnen können. Du wirst meiner Liebe zu Dir, meinem Ehrenworte glauben, daß ich die Turner'sche Bekanntschaft nicht aufgesucht habe und nur der alleräußerste Zwang mich in die Lage brachte, Deinen Wünschen entgegen zu handeln. Das wissen sie drüben in Alt-Hayde auch wohl. Ich habe mich keineswegs so benommen, daß Dr. Turner und seine Familie glauben können, Du seiest mit meinem Besuche einverstanden gewesen!" —

„So," fuhr der Vater auf. „Und ich frage Dich, was kann das für ein Zwang sein, der Deinen Charakter umändert, Deinen Willen bestimmt, Dich selbst der Rücksicht gegen Deinen Vater untreu macht, und Verbindungen knüpfen läßt, die ich fürchte bis in den Tod?!" —

„Lieber Vater, ich will Dich eben ersuchen, mir zu erlauben, den ganzen Vorgang mitzutheilen. Mein Wort darauf, ich kannte vor gestern Morgen — Niemand aus der Familie Turner! — Als ich gestern früh die Post in Breslau bestieg, trat ein Student an mich heran, der den Arm wegen einer Verwundung in der Schlinge trug, und mich bat, einen Brief nach Glatz mitzunehmen." —

„Oho, der Vater war ein Raufer, kein Wunder, daß es der Sohn auch ist!" —

„Wie gesagt, er war mir ganz fremd, und schilderte mir seine Lage, daß er nicht nach Hause reisen könne, weil ihm das Geld fehle. Du bist auch Student gewesen, Vater, und weißt, daß gegenseitige Hülfe nach Kräften Sitte der akademischen Jugend ist. Ich sah nichts dabei, ihm einen Platz in der Post anzubieten, da mein Beutel es erlaubte."

„Und Du wußtest nicht einmal, wem Du Deine Dienste anbotest?" —

„Lieber Vater, ich weiß nicht, ob man bei jedem Liebesdienst im Leben nach der Adreßkarte fragen muß!"

„O, sieh doch! Der Ton gefällt mir! — Weiter!" —

„Erst im Wagen erfuhr ich durch zufälliges Gespräch, mit wem ich zu thun hatte. Es war der junge Turner, der in Breslau Medicin studirt. Wir waren gegenseitig sehr frappirt über unser Zusammentreffen. Da die Sache aber einmal geschehen war, wirst Du es wohl vernünftiger finden, daß wir nicht im Streit, sondern in Frieden geschieden sind. Erörterungen waren nicht zu vermeiden, ich vertrat meinen Vater, wie nur ein Sohn kann, er verthei-

digte den seinen nicht —, er sagte nur, daß es hirnlos sein würde, in den Söhnen den Streit zu erneuern, und sein Vater, die ganze Familie lebhaft eine Versöhnung wünsche. Ich ging natürlich nicht weiter auf die Sache ein, als nothwendig war, um die Verbitterung nicht zu vergrößern, und glaubte ihn in Glatz mit guter Manier loszuwerden. Leider fand sich dort nur ein Wagen, den wir Beide benutzen mußten. Mithin hatte ich nur die Wahl, ob ich mit Franz Turner über Biebersdorf oder Alt-Hayde fahren wolle." —

„O, wie doch alle diese Zufälle so glücklich zusammentrafen! Natürlich wähltest Du den Weg über Alt-Hayde, es war überaus klug!" —

„Ich dachte wenigstens, es sei gut, Dich durch Anwesenheit des jungen Mannes nicht zu erzürnen. Er hätte zweifelsohne hier eine so unfreundliche Aufnahme gefunden, daß wir nur noch als unversöhnlicher verschrien worden wären, als wir es ohnedies sind."

„Und am Beweise des guten Renommées der Turners vor mir liegt Dir wohl sehr viel? — Ich finde es unendlich sonderbar, daß sich das Alles gar so gelegen machen mußte. Die Vorsehung selber hätte es nicht besser einleiten können!" —

„Vielleicht hat das Geschick es auch nicht ohne

Absicht gefügt, lieber Vater, daß sich die verfeindeten Eltern durch die Kinder versöhnen sollen. — Man ist mir in Alt-Hayde mit einer Theilnahme begegnet, beklagt so aufrichtig Alles, was geschehen, hat den Wunsch so lebhaft ausgesprochen, ein freundlich, nachbarliches Verhältniß eintreten zu lassen, daß, wärest Du an meiner Stelle gewesen, Du nimmermehr hättest unhöflich sein können.“ —

„Nun denn, mein Sohn,“ sagte Trautmann in äußerster Heftigkeit, „ich sehe sehr wohl, wie die Sache steht! — Was! Haben sie Dich nicht eingeladen? Dir nicht das Wort abgenommen, auch ja wiederzukommen, sich nicht mit allen Fasern an Dich gehangen, damit Dir Alt-Hayde wie ein Paradies erscheine? — Bei Deinem Ehrenworte, bei Deiner todten Mutter sag' Nein, und Alles ist abgethan! — Kannst Du das?!“ —

Benoni sah verlegen zur Erde, dann hob er das Auge wie klagend zum Vater.

„Sie haben mir das Versprechen abgenommen, wiederzukommen, ich konnte nicht anders!“ —

„Ah, er konnte nicht anders! Das ist die Rede eines Schwächlings!“

„Vater,“ und der kindliche Gleichmuth begann leise zu weichen, — „Du schiltst mich bitter über eine

Handlung, die an und für sich nicht unehrenhaft ist, wenn sie auch Deinem Willen zuwiderläuft! Dein Herz ist sonst in allen Dingen der Milde und Liebe geöffnet, nur nicht gegen diese Leute; doch mögen sie noch so bitteres Unglück über uns gebracht haben, absichtlich geschah es nicht, und wird von ihnen seit Jahren bedauert, was können sie mehr thun?!" —

„Was sie mehr thun können? — Uns in Frieden lassen! — Ich weiß wohl, daß ich vor Dir und Jenen nur ein grämlicher, unversöhnlicher Mensch bin, der die Christenliebe hintansetzt, aber was ich thue, weiß ich wohl. Was haben die Leute für Veranlassung, sich uns zu nähern?!" —

„Vater, es ist das Bedürfniß jedes Menschen, der sich großen Unrechts bewußt ist, es nach Kräften gut zu machen und sich zu versöhnen. Den Grad der Annäherung kannst Du selbst bestimmen, und wenn auch vielleicht keine Herzlichkeit zwischen den Familien möglich ist, so doch Achtung und ein rücksichtsvolles Begegnen. Das anzubahnen habe ich mir zum Geschäft gemacht und glaube nicht das Andenken meiner Mutter damit zu verunehren!!" —

Sie waren vor den Eingang des Bieberhofes gekommen. Trautmann blieb stehen und zog seinen Sohn mit unendlichem Schmerze an sich heran.

„Benoni, es ist genug! — Wenn Du Dich erst jenen Leuten näherst, kannst Du den Grad der Annäherung nicht absehen, Dich ihren Ideen und Neigungen nicht verschließen. Dein Gemüth ist jung, leicht entzündbar Dein Blut, Deine Erfahrung ist von gestern und Du willst erst ein Charakter werden! Zwei Wege giebt's im Leben, auf denen wir unser Glück zu suchen pflegen, den Weg des Glaubens, der Natur, die Kraft, sein kleines Ich im Dienste des Ganzen zu verwerthen, — der andere ist der Weg des Zweifels, der Unnatur, die eigennützige Gier, sich selbst zur Achse der Dinge zu machen. Den einen Weg ging ich im Leben, der andere — droht Dir! — Ich will alle Erinnerung einer Unbill gegen diese Leute fallen lassen, doch Freundschaft mit ihnen halten — nie! — Eine Frau hab' ich durch sie verloren, einen Sohn werde ich durch sie verlieren, schon bist Du in ihren Schlingen! Ich will mich schützen gegen das Kommende, so lange ich Kraft habe! — Du wirst keinen von diesen Leuten wiedersehin, das ist mein Wille! — Einmal hast Du ihn hintangesetzt. Dem Zufall will ich verzeihen, das zweite Mal — die Absicht, verzeih' ich nicht! Wir wollen die Sache für immer fallen lassen. — Dein Wunsch, uns versöhnen zu wollen, ist ehrenwerth. Aber ich versöhne mich nicht und hoffe, Du überläßt die Verantwortung mei-

nem Gewissen! In Schmerzen, Benoni, tratest Du in's Dasein, ich aber will, daß Freude Dein Begleiter werde! Das ist der einzige Egoismus, den ich habe!" —

Neuntes Kapitel.

Biebersdorf bildete gegen Alt-Hayde, selbst wenn auch Magda's gebieterischer Reiz nicht letzteres verklärt hätte, einen ganz ungeheuren Contrast. — Schon von jeher hatte Bebrans alter Sitz, die stille Heimath Gottliebs, eine patriarchalisch ernste Einfalt und Stille gehabt, war, später und weniger berührt von der allgemeinen Entwickelungswelle, wohl um ein Jahrzehend hinter dem geräuschvollen Gang des großen öffentlichen Lebens zurückgeblieben, während in Alt-Hayde die moderne Gesellschaft, im Fühlen wie in der Denkweise, mit all' ihrem Irisleuchten und ihren mannigfachen Schattirungen sich abspiegelte. Der alte Geist Bebrans wehte noch durch die weiten Räume des Bieberhofes, über

den Gräbern und Hütten, und es bestanden da nur zwei Verhältnisse, die des Herrn, des Schützers und Versorgers, und der Untergebenen, welche von ihm abhingen, in allen Nöthen sich an ihn um Hülfe wandten.

Trautmann, als Bebrans Sohn, als Officier, hatte den Biebersdorfern gegenüber die ganze moralische Gewalt des Schwiegervaters ungeschwächt überkommen, und seine Liebenswürdigkeit hatte ihn vollends inthronisirt in die Herzen seiner Heimathsgenossen. Wußte er sich doch durch Wort wie That die Ehrfurcht und Liebe der Seinen zu erwerben.

Der kleine Kreis, welcher auf dem Bieberhofe einst waltete, hatte sich um den Pastor Schlehdorn und auch Madame Selting gelichtet. Ersterer segnete bald nach Benoni's Geburt das Zeitliche, Letztere war, als der Knabe zehn Jahr alt geworden, ihrer Herrin und einstigen Pflegebefohlenen, Dorothea, gefolgt. Auch die helle Stimme der Röslerin, welche sonst die Thätigkeit des Gesindes so anspornte, erscholl nicht mehr.

Immer öder wurde es in Trautmann und um ihn her! Wie lange mochte es dauern und Rösler, das letzte Wesen, was ihm die Vergangenheit lebendig vor's Auge führte, verließ ihn, wurde der Alte doch

täglich wankender und matter. Dann lag Trautmanns ganze Jugend, der Blüthenkranz des Lebens, auf dem Kirchhofe.

Sein Sohn nur war seine Gegenwart und Zukunft. Mit aller Leidenschaft seines Wesens, mit Allem, was er als Vater zu wünschen und zu fürchten hatte, klammerte er sich an das treue Abbild seiner Dorothea, das Band, welches ihn an Erde und Himmel knüpfte!

Wie Trautmann sen. unter den Begriffen der Starrgläubigkeit, der Autorität im göttlichen wie weltlichen Sinne sich entwickelt hatte, und gerade seiner Bescheidenheit, seinem Aufopferungs- und Unterordnungstriebe Alles dankte, was ihm das Leben verliehen, so wollte er, sollte es Benoni gleichfalls. Den sichersten Weg zum Glücke seines Sohnes sah er darin, daß derselbe in seine Fußstapfen trete, und er hoffte ihn um so mehr zu fördern, als er ihm durch Lehre und Beistand die thatsächlichen Erfahrungen zu ersparen glaubte, die er oft mit Schmerzen gemacht.

O, das ist der Fluch der Jugend, daß sie Alles selber erfahren will, und die Leiden des Vaters selten genügen, den Sohn vor Aehnlichem zu behüten. Wohl hatte Trautmann schon früher bemerkt, daß sein Sohn eine skeptischere Natur sei, als er, daß ihm die Ueberlieferung, so sehr er sie auch ehrte, nicht die

hohe, alleinige Gültigkeit hatte, wie für ihn. Wenn ihn dies auch schmerzte, tröstete ihn doch, daß der Beruf Benoni's, die Erforschung und Verkündigung der Natur, ihn um so inniger an den Glauben, wie an die väterlichen Lehren fesseln müsse.

Trautmann hatte einerseits darin recht, zumal Benoni's ganzes poetisch seelenvolles Wesen ihn alle Dinge mehr von der Seite des Gemüths ergreifen ließ. Andererseits irrte der Vater aber insofern, als er Natur und Glauben zu sehr identificirte. Theologie ist eine Wissenschaft, die auf Traditionen, die Kenntniß der Natur aber ein Wissen, das auf Thatsachen gegründet ist. Im Glauben will Gott unmittelbar empfunden, in der Natur will er gesucht sein, das erste Gebiet läßt keinen Zweifel, das zweite läßt ihn zu! —

Der Kreis der Betrachtung Trautmanns sen. war unendlich enger begrenzt, Philosophie wie Politik kam kaum dabei in Betracht, außer um sie abzuweisen, während die Naturwissenschaften in alle Gebiete des Daseins hinüberspielen und sich ebenso wenig ganz der Philosophie, wie des Entwickelungsganges der Menschheit entäußern können. Benoni war mit aufmerksamem Blicke dem Wachsthum deutscher Philosophie von Kant bis Hegel und Schelling gefolgt und hatte, obwohl er keines dieser Systeme ganz

adoptirte, daraus genug Erwerbungen für sich gezogen, um ihm den Zweifel als berechtigt und die freie Entfaltung eigener Persönlichkeit als unbedingt nothwendig hinzustellen. Er liebte seinen Vater unendlich, vermied Alles, was ihn kränken oder seinen Ueberzeugungen widersprechen konnte, aber absolut theilte er seine Meinung nicht immer. Es entspann sich mit der Zeit zwischen Beiden unbewußt eine Differenz, welche das erste Mal durch den Besuch in Alt-Hayde zur äußeren Geltung kam. Den Widerwillen seines Vaters, mit dem Manne in Berührung zu kommen, welcher ihm so schweres Mißgeschick bereitet hatte, sah Benoni ein; aber die Furcht vor den Einwirkungen Turner'scher Ideen auf ihn, den Sohn, sah er nicht ein. Es war ihm beschämend, sich in dieser Beziehung wie ein Kind bevormundet zu sehen. Hätte er dem Vater oft auf Meinungsäußerungen antworten wollen, ohne Rücksicht auf dessen Gefühle, würde Trautmann sen. bald bemerkt haben, daß es nicht gerade des Turner'schen Umgangs bedürfe, um Benoni's Ansichten mit den seinen in mancherlei Zwiespalt zu bringen. — — —

Die ersten Tage nach Benoni's Ankunft auf dem Bieberhofe verflossen, ohne weitere Erörterungen der ganzen Sache, nur ein Bote Dr. Turners kam mit einem Briefe, in welchem die Rück-

zahlung des Reisegeldes für Franz erfolgte, an die sich ein Gruß der Familie und eine Mahnung betreffs der verabredeten Excursion anschloß. Trautmann gab den Brief an seinen Sohn mit einem bezeichnenden Blick. Benoni beantwortete das Schreiben durch einen höflichen Gruß, und eine Entschuldigung, die Excursion mit Franz nicht machen zu können, wozu sich, wie bei allen dergleichen Gelegenheiten, der Entschuldigungsgrund bald fand. —

Die starre Unversöhnlichkeit des Vaters that ihm unendlich wehe, andererseits begriff er sich selbst nicht, warum es ihn so schmerze, daß er die Turner'sche Bekanntschaft aufgeben müsse. Wenn der Vater ihn von einem langjährigen Freunde gerissen hätte, konnte ihm nicht trauriger zu Muthe sein, als beim Abbruch einer Bekanntschaft, die so peinlich begonnen und so flüchtig geschlossen worden. Aber so flüchtig und kurz auch, so tief greifend war sie gewesen!

Im Vaterhause, in der Heimath, bei allen Liebesbezeigungen seiner Umgebungen war ihm so bange, so eng und trübe, und in den wenigen Stunden dort, unter fremden Menschen, die er erst so mißtrauisch angeschaut, war ihm so paradiesisch wohl gewesen!

Benoni ging ernstlich mit sich selber zu Gericht, um dieses Räthsel zu lösen, diese Sehnsucht zu ergründen, welche, von Tag zu Tag größer und gewaltiger

in ihm werdend, ihn stiller, trauriger, immer ungeeigneter für das Studium, das Empfinden väterlicher Liebe, für den freien, lachenden Naturgenuß machte.

War es das reizende Alt-Hayde, der Ort, der ihn so anzog? — Bah, als ob es nicht viele, ebenso schöne, ja noch schönere Gegenden gebe? War es das bunte, moderne Treiben, was seine Seele doppelt lockend erfüllte, da es in Biebersdorf so einsam war? — Ach nein! So sehr er Geselligkeit auch liebte, befand er sich ebenso gern zu Zweien und Dreien in traulichem Gespräch, oder mit der Natur allein. Madame Turner und der alte Doctor zogen ihn mächtig an! War es die Halsstarrigkeit seines Vaters, die ihre herzgewinnende Freundlichkeit so in Benoni's Augen hob? War es Franzens interessantes, halb leidenschaftlich herrschsüchtiges, halb ironisch-glattes Wesen, das ihn zu geistigem Zweikampf reizte? Nein — nein, und wieder nein! — Belüge Dich nicht mit anderen Gründen, Benoni, suche nicht irgend wo Ausflucht vor Deinem Herzen! Magda ist die Quelle Deines Sehnens, das glühende Gebilde Deiner Träume! Magda, die unergründliche Zauberin, die mit der höchsten Anmuth ihres Geistes und Körpers Dich unwiederbringlich in Fesseln schlägt! Sie nur ist's, die Alles um sich her Dir liebenswerth und schön, die kleine Welt da drüben zu einem Feen-

reich, zum Paradiese macht! Du liebst sie! Das ist des Räthsels ganze Lösung! Ihr Bild verdrängt mit jeder Stunde mehr das, was Du sonst für Dein Alles gehalten. Was ist des Vaters Recht, was seine Liebe und sorgliche Furcht gegen die berauschende, allverzehrende, unerbittliche Neigung für dieses strahlende Weib! Seit er sie sah, ward ihm zehnfältig schöner diese Welt, seit er sie hat meiden müssen, für — immer meiden, war Alles ödes Einerlei!

Je mehr er sich dieser verzehrenden Liebe bewußt ward, je tiefere Trauer, je größere Gier nach dem verbotenen Paradies ergriff ihn.

Hier stand der Vater, dort die Geliebte! Der Kampf war kurz, furchtbar und entscheidend; der Vater mußte der Geliebten weichen! —

Einmal nur sehen, sehen mußte er sie! Dieses hohe Götterbild in seine Seele fassen, um es frisch lebendig auf den geweihten Altar der Erinnerung zu setzen, und dann verstohlen wieder dahin zu gehen, wohin ihn die Kindespflicht rief.

Er wollte sich ja unterordnen, nicht dem Vater das letzte Glück, den letzten Glauben, den Sohn ihm nehmen, doch dieses einen heißlohenden Blickes Seligkeit muß er sich retten für die Zukunft!

Das war Benoni's festester Beschluß, er wäre sonst vergangen vor Verzweiflung!

Die Zeit, welche er dem Vater nicht widmete, füllte er mit Studien, hauptsächlich aber mit Wanderungen aus, die er zu botanischen und mineralogischen Zwecken bald in der Nähe, bald auch nach ferneren Districten anstellte. Mitunter, wenn es anging, begleitete ihn der Vater, noch öfter aber ging er allein, ja dehnte seine Streifzüge auf halbe, auch ganze Tage nach allen Richtungen aus.

Einmal war er Alt-Hayde fast so nahe, daß er die bunten glänzenden Kleider der Besucherinnen auf Magdahöh' zu sehen meinte. Kaum eine Viertelstunde hatte er bis dahin, doch — einmal noch — das letzte Mal siegte des Vaters alte Macht über ihn. Die erhöhte Qual unbefriedigten Sehnens trieb ihn nur öfter hin, munterte ihn auf, immer näher an das verbotene Eden zu schweifen, brachte die That um so eher zur Reife, durch welche er in offenbaren Bruch mit seinem Vater trat.

Trautmann sen. hatte keinen Begriff von Dem, was im Gemüthe des Sohnes sich vollzog. Da ihm die innerste Veranlassung fremd war, welche, freilich unbewußt erst, Benoni bewogen, die Versöhnung mit Turners zu bewerkstelligen, und er auf Rechnung allgemein menschlicher Großmuth und Toleranz, der lockenden Theilnahme, welche Turners Benoni bewiesen, setzte, was Resultat eines tieferen

Sehnens war, glaubte er auch, mit dem determinirten Ausdruck seines Willens letzthin sei Alles abgethan.

Halte er Benoni nur von den Einwirkungen Turner'scher Liebenswürdigkeit fern, so werde derselbe auch von selbst Alt-Hayde vergessen.

Darin bestärkte ihn Benoni um so mehr, als an demselben äußerlich nichts bemerklich war, was der Vater hätte beargwohnen können. Freundlich, ein wenig träumerisch wie immer, verbarg Benoni, besonders als er über die Natur seiner Gefühle klar geworden, seine Schmerzen, den Kampf seines Herzens zwischen Gehorsam und Liebe ebenso sorgfältig, als er sonst seine differirenden Meinungen vor dem Vater zurückgehalten. Nur die stille Natur war Zeuge der Schlachten, die er mit sich selbst schlug, Zeuge der Luftschlösser, die er für die Zukunft aufbaute, Mitwisserin der ehrgeizigen Pläne, welche er brütete und die, ach, regelmäßig zusammenbrachen, wenn er, heimkehrend, das alte spitze Schieferdach des Bieberhofes aus den Büschen tauchen sah.

Und gerade diese Stunden des schmerzvollen Weh's, des Nachhängens seiner Träume, der Erinnerung und Sehnsucht an Magda waren seine liebsten, seligsten. Liegt es doch in der Natur des Menschen, glücklicher in süßer Selbstqual um ein traumhaft

Glück zu sein, in der Entbehrung mehr zu genießen, als dann, wenn das Glück leibhaftig uns zu Theil, der Traum zur Wahrheit wird! —

Trautmann sen. war bereits an Benoni's lange Excursionen, von denen derselbe mehr oder weniger bereichert mit wissenschaftlicher Beute heimkehrte, zu sehr gewöhnt, vertraute überdem der Liebe und dem Charakter des Sohnes zu sehr, um das geringste Mißtrauen zu hegen.

Benoni trat also wiederum mit der Trommel auf dem Rücken eines Morgens seine Wanderung mit dem festen Entschluß an, nochmals nach Alt-Hayde zu gehen, um Magda verstohlen nur zu sehen, ohne sich in ein Gespräch einlassen, oder mit der Familie in weitere Berührung kommen zu wollen. Es war ein Abschied von der ersten, süßen Liebe seines Lebens, den er nehmen wollte, um ferner, strenger denn je, der Wissenschaft und dem Vater zu leben. Vielleicht mochte die Zeit ihm günstigere Gelegenheit bieten, mit einer Werbung sich dem Mädchen zu nahen, wo er nicht geradezu des Vaters Gefühle zu verletzen brauchte und eine Stellung in der Welt erlangt hatte, die seine Neigung nicht lächerlich und unrealisirbar erscheinen ließ.

Mit diesen letzten Hoffnungsgedanken schritt er rüstig aus dem Bieberhofe, seinen Weg südöstlich über

den Berg durch den Wald zum Kehrwieder nehmend. Als er, vom Gehölz geschützt, die östliche Seite des Berges erreicht und die kleine Weistritz zu seinen Füßen sah, wendete er sich nordwärts, an der Waldlehne hinschreitend, Enzian, Korallen- und andere Moose, besonders einige Farrenarten mitnehmend, die ihm ihres verstohlenen Fortpflanzungsprocesses wegen interessant waren.

Immer mehr senkten sich die nächstliegenden Hügel, indeß, mit jedem Schritte klarer, über den Willmersdorfer Hügeln, in deren Grund die Weistritz sich verlor, die Magdahöh' sich hob.

Schon war er aus dem väterlichen Territorium auf Gläsendorfer Grund und Boden, der in einem langen Streifen den nördlichen Theil der Biebersdorfer Hügelkette einnahm und sich an die große Weistritz lehnte.

Da trat er auf den letzten Abhang! Jenseit des Flüßchens, ihm zunächst lag der Molkenberg von Alt-Hayde mit der großen Promenade, den Milchbauern und der Douche! Es galt den letzten Entschluß!

Er sah nach der Uhr. Es war drei Uhr Nachmittag geworden, denn er war überaus langsam gegangen und hatte sich vielfach aufgehalten.

Er setzte sich im Schatten einer Rüster nieder und

verzehrte sein ambulantes Mahl, bei sich überlegend, wie geschickt er zu operiren habe.

Wenn er Magda bei irgend einem Spaziergange zu sehen hoffte, konnte dies eben nur am Nachmittag möglich sein, der in Bädern stets dem Vergnügen gewidmet zu sein pflegt. Dies hatte er auch wohlweislich berechnet. Glückte es ihm, seine Sehnsucht zu befriedigen, so brachten ihn, bei seiner Bekanntschaft mit den kürzesten Wegen, dreiviertel Stunden scharfen Gehens wieder nach Hause. Alt-Hayde geradezu zu betreten, fiel ihm nicht ein. Er hatte die Einladung Franzens abgelehnt und wollte sich seinen ironischen Bemerkungen nicht aussetzen.

Er beschloß, westlich um den dichtbewaldeten, einsamen Theil des Molkenberges herumzuwandern, lieh ihm die Trommel auf dem Rücken doch den besten Vorwand, und er gab dem Zufall anheim, ob er dem Ziel seiner Wünsche begegne. Daß Letzteres sehr ungewiß war, hatte er sich längst gesagt, aber auch, daß er seinen Besuch der Umgegend so oft wiederholen wollte, bis er Magda getroffen habe.

Hoffnung und Erwartung, zugleich auch die Furcht vor Enttäuschung versetzten ihn in eine fieberhafte Aufregung, sein Herz pochte, eine Stimme raunte ihm zu, daß er sie sehen werde!

So, halb zögernd, halb eilend, klomm er den Ab-

hang nieder, ging um den Fuß des Hügels an der großen Weistritz herum, bis zu einem Stege, welcher über das Wasser führte, an dem jenseits eine kleine Mühle lag, einsam, wild romantisch, in einer Stille, die nur von dem Klappern des Rades und dem Rauschen des Wassers unterbrochen ward, das durchsichtig klar in schäumenden Cascaden über das Steingeröll dahinhüpfte und aus dem hin und wieder, flüchtig wie ein Pfeil, die Forelle aufhuschte und wieder verschwand.

Der heiße Tag hatte Benoni durstig gemacht, und die schwanke Brücke passirend, beschloß er bei der Mühle um ein Glas Milch vorzusprechen.

Bald hatte er den kühlenden Trunk gethan, die freundliche Müllerin bezahlt und trat mit dem Vorsatz aus der Thür, westwärts das Thal hinauf zu gehen, hatte er doch zu seinem freudigsten Schreck erfahren, daß man in der „Waldmühle" Badegäste zum Forellenessen erwarte. —

Da! — Magda Turner stand vor ihm! — Magda in duftig rosigem Gewande, den Strohhut am Arm und allein!

Benoni that einen Ausruf des Erstaunens und trat zurück. Dann verneigte er sich tief erröthend.

Auch Magda's Antlitz erglühte. Eine kurze peinliche Pause erfolgte.

„Ei, also halten Sie doch Wort? Haben Sie wirklich Alt-Hayde nicht ganz vergessen? — Oder täuscht sich meine Eitelkeit nur, hat Ihre Excursion hier schon ihre Grenze gefunden?“ —

Benoni raffte alle Lebensgeister zusammen. —

„Sie sehen mich hier auf der Grenze, wo ich Beides verneinen und bejahen kann. — Nichts könnte mir in der Welt größeren Schmerz bereiten, als wenn Sie mich für einen Schwächling hielten, aber so sehr ich es betrauern muß, kann ich doch Alt-Hayde und die Familie Ihrer Eltern nicht wiedersehen, ohne — o, ersparen Sie mir das Weitere, Magda!“ —

„Ah, wir könnten Sie verführen!“ und ein leiser Spott überflog des Mädchens Gesicht.

„Ich habe bisher genug Stolz besessen, um für mich selber nie zu fürchten, aber ich habe die wohlbegründete Sorge, ein Verhältniß nicht zu stören, was mir heilig und ehrwürdig ist. Die feindlichen Grundsätze, welche unsre Väter so unheilvoll einander gegenüberstellten, sind sie in den Kindern ausgeglichen? Ich, Magda, bin in den Gefühlen und Anschauungen meines Vaters nicht nur erzogen, sondern sie sind zufolge eigenen, freien Nachdenkens in mir Ueberzeugung geworden. Die Abweichungen meiner Meinung von ihm sind wenigstens sehr gering, desto schöner ist aber das Band der Zuneigung, welches mich

mit dem Vater eint. — Die kurze Zeit, welche ich mit Franz auf der Reise zubrachte, hat aber genügt, mich voraussetzen zu lassen, auch er, vielleicht auch Sie, Magda, seien in den Gesinnungen erzogen worden, die einst Ihren Vater dem meinen gegenüberstellten, und welche, bei näherer Berührung, unsere Familien von Neuem zersplittern könnten. Fragen Sie sich selbst, ob ich darin irre, oder ob es möglich ist, Sie Dem zu gewinnen, was mir das Wahre ist?" —

„Warum nicht? — Wenn ich widerlegt werden könnte, wenn ich in meinen Grundsätzen Unrecht hätte?" —

„Welche Partei in der Welt ist denn zu widerlegen, Magda? Wer glaubt wohl, er habe Unrecht, in Dem Unrecht, worin er aufwuchs?" —

„Aber es kann nur eine Vernunft und eine Wahrheit geben, und ich sehe nicht ein, warum freie Geister und redliche Herzen nicht im Ideenkampfe das Aechte finden sollen? — Lassen Sie uns ein wenig weiter gehen, über den Steg und um den Hügel herum, den Sie vermuthlich gekommen sind." —

Sie schritten über den Bach zurück, um den Fuß des Abhangs, welchen Benoni vorhin herabgestiegen. —

Hier, unbemerkt von den Bewohnern der Wald-

hütte, oder Denen, welche den Thalweg links herüberkommen mochten, schritten sie auf und nieder.

„Wohl können freie Geister und redliche Herzen sich vereinen, aber nur dann, glauben Sie, nur dann, wenn Beide fühlen, ihr Denkkreis sei nicht die Welt, ihre Gesinnungen seien einseitig! Wenn sie einen Mangel in sich empfinden und die Sehnsucht, ihm abzuhelfen! Dann, Magda, eint sich leicht eine Seele der andern, und aneinander gegenseitig bauen sie am ewigen Dom der Erkenntniß."

Da erhob Magda ihr schönes, strahlendes Auge und sah Benoni mit schwermüthigem Entzücken an.

„Und einen solchen Mangel tief im Herzen wie im Geiste empfinde ich! — Ihre Lage, glauben Sie mir, ist mir klar, ach, ich begreife, daß ein Sohn den Vater so unendlich lieben kann, daß er genug Kraft hat, Dem zu entsagen, was er sonst nimmermehr gemieden hätte. Mein Bruder durfte Ihnen das als Schwäche auslegen, ich thue es nicht, denn ich bin ein Weib. Unter anderen Umständen wäre es sicher unerklärlich, weshalb wir einen Verkehr nicht abbrechen können, der uns so gleichgültig wie jede andere flüchtige Bekanntschaft lassen muß. Unsere Familien sind aber durch eigenthümliche Bande verknüpft, durch die des geschehenen Unrechts und des Hasses. Auch das sind Bande, Benoni, denn nur Die, welche wir weder

hassen noch lieben, sind uns gleichgültig. Das aber sind wir uns Beide — nicht, und Sie können sich ebenso wenig des Andenkens an uns ganz entäußern, wie ich einen edlen, liebevollen Sohn, einen Mann von Begabung nicht ohne Schmerz unter dem Zwiespalt zweier Familien leiden sehe, deren einer ich angehöre. Soll dies das letzte Mal sein, daß wir uns begegnen? Giebt's kein neutrales Gebiet, wo wir, frei von aller Rücksicht unserer eigenthümlichen Lage, uns geistig auszutauschen, eine Harmonie des Denkens und Fühlens erreichen können, die über dem leidigen Argwohn unserer Umgebungen steht? Verstehen Sie mich nicht falsch. — Ich bin eine Tochter der Zeit, ein Stück männlichen Blutes und Geistes sprüht in mir und treibt mich, seelisch mich zu erweitern, und gerade, weil ich mir meiner weiblichen Würde bewußt bin, kann ich eine geistige Freundschaft eingehen, die jeder Andern gewagt erschiene. Einer solchen Freundschaft aber bedarf ich, Benoni, weil ich die einseitige Richtung im Geiste wie im Gemüthe meiner Umgebung fühle, unter ihr leide, weil, — ach, weil Alt-Hayde so schön nicht ist, als wie es Ihnen schien!"

Eine düstere Melancholie senkte sich auf Magda und beugte ihren holden Nacken. Wie schön, wie rührend war sie! Wer mochte ihr widerstehen? —

Benoni vergaß sein eigen Weh über dem Mitgefühl mit dem unbekannten Kummer des Wesens, das er unsäglich liebte.

„Magda," sagte er bewegt, „ich werde Sie wiedersehen! Lassen Sie uns recht feste, innige Freundschaft schließen, die Kämpfe unsrer Seelen gemeinsam bestehen und Vertrauen gegen Vertrauen tauschen. Um Eins nur bitte ich. Fordern Sie nicht, daß ich Ihnen nach Alt-Hayde folge. Hier auf der Grenze, dort oben auf dem Waldhügel wollen wir uns finden, rein, offen, unterm Auge Gottes und der Natur uns Antwort geben! Wollen Sie das?" —

„Das will ich, Benoni, denn ich achte Sie hoch genug, um sicher zu sein, Sie werden meine Freundschaft nicht mißbrauchen, wie — wie mein Bruder sein natürlich Recht zu mißbrauchen pflegt."

„Wann darf ich Sie auf der Höhe erwarten?"

„Am vierten Tage von heute, dieselbe Stunde. — O gehen Sie, gehen Sie rasch, mir ist, als höre ich Stimmen von fern!"

„Leben Sie wohl, Magda!"

Er eilte fort in's Gebüsch, klomm halb den Hügel empor, dann wandte er sich und schwang das Taschentuch.

Magda winkte hastig mit der Hand, neigte grüßend das Haupt, dann eilte sie um den Hügel, und ihr

rosiges Gewand verschwand unter dem Grün der Bäume.

Benoni erstieg, immer Gebüsch, das ihn verdeckte, suchend, vollends die Anhöhe. Da oben, als er im Unterholz des Waldes stand und jenseits nach der Waldhütte blickte, sah er die fröhliche Gesellschaft der Badegäste, unter ihnen Franz, den Weg herab aus einer Schlucht kommen und nach der Waldmühle eilen, Magda kam über den Steg und schritt ihnen langsam entgegen.

Benoni eilte in's Dickicht, um aus dem Bereiche unberufener Blicke zu kommen.

Ein rüstiger, kaum einstündiger Marsch brachte ihn auf den Bieberhof und zum Vater zurück, dem er mit ruhiger Zuversicht entgegentrat.

Daß Benoni dies konnte, lag in dem Bewußtsein seiner Liebe zu Magda, die nach diesem Wiedersehen nur unauslöschlicher und heißer geworden war. Magda hatte ihm angedeutet, daß in Alt-Hayde es keineswegs so schön sei, wie es ihm erschienen war, daß eine Differenz in der Turner'schen Familie bestehe, namentlich von Franz eine Superiorität ausgeübt werde, die Magda empfindlich berühre. Er erinnerte sich zugleich ihres Ausspruches bei seinem ersten Besuche: „Er regiert uns Alle," erinnerte sich der unwillkürlich gewalthaberischen Einwirkung

dieses Mannes auf sich selber und fühlte, daß Magda sich, nur instinctiv vielleicht, zu seiner Freundschaft flüchte, um sich vor der zwingenden Einseitigkeit der Tendenzen ihrer eigenen Familie zu schützen, welcher gegenüber sie sich des Zweifels nicht erwehren konnte.

Magda, das Weib seiner Liebe, vor diesen, sie selbst quälenden Einflüssen zu schützen, ihr Herz Dem, was er für recht und wahr hielt und zugleich seiner Liebe zu gewinnen, sie frei zu machen und zu erobern, war der glühende Gedanke seiner Seele, war ein so heilig süßes Beginnen, daß er glaubte, es einst vor dem verletzten Willen des Vaters verantworten zu können, wenn das Ziel erreicht sei.

Dies Beginnen hatte ihm auch auf einmal die männliche, kampfbereite Sicherheit und Energie gegeben, welche im Bewußtsein des Wahren allen Hemmnissen Trotz zu bieten im Stande ist, und ihm einen Heroismus aufdrückte, der ihn im Leben nie mehr verlassen sollte.

So gerüstet, begab er sich am bezeichneten Tage zu dem Rendez-vous, um eine zwiefache Eroberung zu beginnen, die der Liebe und die der Wahrheit! — — —

Alt-Hayde war nicht so schön, als es Benoni vorgekommen!

Während ihn und den Vater eine Einheit der Gesinnung, eine Liebe, ein gegenseitiges Umfangen, Er-

gänzen und Anlehnen, Natur wie Religion verbanden, war die Familie Turner von eben den scharfen Doctrinen zerrissen, in ewigem Disput und Zweifel befangen, welche einst Max Turner selbst bewegt, ihn zu Unrecht und Unglück geführt und endlich isolirt hatten. —

Das fünfjährige Gefängniß hatte Max Turner vorsichtig und still gemacht, war aber nicht geeignet, ihn von jenen einseitigen politischen Utopien zu heilen, machte ihn vielmehr verbissener gegen die Staatsgewalt, nur erbitterter gegen eine bürgerliche Gesellschaft, welche ihn, als er frei wurde, als gefährlichen Menschen mied, ihm seinen ferneren Berufsweg erschwerte, ja, nur den Winkel von Alt-Hayde zu freier Thätigkeit gestattete!

Die gemachte trübe Erfahrung ließ ihn wohl seine Gedanken vor der Außenwelt verschließen, desto bitterer machten sie sich aber Luft gegen das eine Wesen, was ihm im Schmerze treu geblieben war, gegen sein Weib.

Emma's ganze Bildung war nicht der Art, die Grundsätze des Mannes mildern zu können, hatte sie doch selber arg genug unter der Gefangenschaft Maxens gelitten und begriff nicht, daß der Staat in seinem Rechte war, ja nicht einmal, was Max eigentlich verschuldet haben sollte. Dazu war sie ein ein-

fach gutes, mit gewöhnlicher Lebensschlauheit und großer Aeußerlichkeit begabtes Wesen, das sich in alle Formen mit natürlichem Witz und Geschick zu finden verstand.

Von diesen Eltern umgeben, während anfänglich der Vater im Gefängniß, die Mutter in ebenso drückender Lage, wie platt-ordinärer Umgebung war, wurden Franz und Magda in's Leben eingeführt. Welche Jugendeindrücke konnten sie haben? — In die jungen Gemüther ward Verbitterung, Zweifel und ein Oppositionsgeist gepflanzt, der bei ihnen ebenso sehr der leisesten Begründung, wie eines selbst nur ungefähren Verständnisses ermangelte.

Daß die deutschen Regierungen ehrlos die Nation betrogen, daß Vetter Michel eine Schlafmütze, ein gesinnungsloses Subject sei, daß Tyrannei und Geistesverdummung herrsche und endlich ein unbestimmtes Phantom von Freiheit, welches bald die Physiognomie der englischen Verfassung, bald die prunkvolle Allonge des Barbarossathums annahm, das waren im Wesentlichen die Sentenzen, welche in Franz und Magda, mit dem ersten Unterricht vereint, Boden gewannen.

Zum Glück waren Max Turner und Emma an sich grundrechtliche, gute Menschen, religiös und, kleine, längst abgestreifte Jugendleichtfertigkeiten ab-

gerechnet, von Sittlichkeit und Ehrgefühl erfüllt. Dazu kam die wahrhaft tiefe Reue über das Trautmann zugefügte Unrecht und die daraus entstandenen traurigen Folgen. Die Großmuth des Feindes erdrückte Max, und wie er im Freunde, dem verschollenen Posa, den Judas, im Feinde den edlen Menschen erkennen mußte, bemächtigte sich seiner die tiefe Sehnsucht, den Gegner versöhnen, sich ihm nähern, ihm Liebe erzeigen und dadurch einen Theil seines Schuldgefühls mildern zu können, ein Gefühl, das von seiner Frau getheilt wurde.

Ihm besonders war der Ankauf von Alt-Hayde, ihm die damalige Begegnung mit Trautmann in der Kirche, dann am Kehrwieder zuzuschreiben.

Daß Letzterer ihn abwies, empfand er qualvoll genug, doch konnte er ihm, dem er so Uebles zugefügt, darum nicht grollen, hatten es doch alle Uebrigen, denen er wahrlich nichts abzubitten hatte, kaum besser gemacht. — Er hoffte von der Zeit eine Ausgleichung, die damals scheiterte. — — — —

Der Stempel der ausgesprochensten Selbstsucht, mit ungeheuer scharfem Verstande gepaart, wenig Gemüth und einem Temperamente, das oft melancholisch, meist aber cholerisch sich darstellte, war Franz Turner von Hause aus aufgedrückt. In den Leidenschaften seinem Vater, namentlich von ehemals,

sehr ähnlich, hatte er weder dessen glühendes, von Gemeinsinn geschwelltes Herz, noch die Aufrichtigkeit und das simple Gemüth der Mutter. Bei seinen brennenden Begierden besaß er doch große Falschheit, entwickelte bald eine solche Herrschaft des Verstandes über seine Gefühle, barg einen so verschleierten, dämonischen Geist in sich, daß man oft zweifeln mußte, er sei der Sohn dieser Eltern. Zu diesen Anlagen kam, daß die ersten Eindrücke seiner Jugend nicht geeignet waren, sein Gemüth wohlthätig zu entwickeln. Nur durch Liebe bildet das Herz sich aus, und Liebe kann nimmer im Kinde geweckt werden, wo selber Mutterliebe fehlt. Madame Turner hatte von Anfang an Abneigung gegen Franz. Wie auf ihn nun die Verbissenheit des Vaters, die ätzenden oppositionellen Doctrinen wirken mußten, ist unschwer zu folgern.

Magda besaß von Hause aus eine entgegengesetzte Geistesrichtung. Schon als Weib wohnte ihr der Trieb, sich anzuschmiegen, unterzuordnen, inne, und ihr Gemüth wurde durch die grenzenlose Liebe der Mutter, durch das Mitgefühl für den herben Kummer ihres Vaters geweckt, zugleich aber ein dithyrambischer Trieb für die Idee der Freiheit, der Freiheit für Alle, ohne besondere eigensüchtige Beziehungen. Während der Vater grollte, der Bruder mit skeptischer Schärfe die Dinge zerlegte, die Wunden der Zeit

analysirte, um sie mit beißenden Sarkasmen zu illustriren, baute Magda sanguinisch den Traum einer goldenen Zeit, einer vollendeten menschlichen Gesellschaft in sich auf, und ihr Herz wie ihr Verstand sehnte sich gleich sehr nach Entwickelung und Ausdehnung. Passivität oder träge Selbstentäußerung waren ihrem Naturell gleich sehr entfernt, aber ihr glühendes Mädchenherz fühlte sich stark genug, für das Größere, die Menschheit, die Freiheit ihr eigenes Selbst heroisch einzusetzen. Sie hatte von der Bedeutung des Weibes ebenso reine, wie stolze Begriffe, und wenn sie in ihm die Mutter und Erzieherin künftiger Geschlechter sah, erachtete sie es auch als Nothwendigkeit desselben, an dem Entwickelungsgange, den Leiden und Kämpfen der Zeit Theil zu nehmen. Ihr starker, kühner Geist, gleich schön mit Talenten des Kopfes wie des Herzens ausgerüstet, strebte nach Wahrheit, nach dem großen Resultat des Lebens, um es zu üben, zu lehren, fortzupflanzen! Es war ihr Stolz, ihre Freude, sich zu einem möglichst vollkommenen Individuum ihrer Gattung zu machen, und sie wußte sich mit rastlosem Fleiß ebenso alle häuslichen Fertigkeiten, eine solide Praktik des Lebens anzueignen, wie sie sich wissenschaftlich auszubreiten suchte und auf die Schönheit ihres Körpers Sorgfalt verwendete, und zwar nicht um sich zu einem Phänomen zu machen,

sondern weil sie das für Pflicht jedes Weibes hielt.

Magda hatte einen natürlichen Adel und Heroismus, und weil sie das, was sie wollte, durchzusetzen Energie und Talent genug besaß, wurde sie in ihrer Weise allerdings ein Phänomen, ein blendendes Geschöpf, geeignet wie Wenige, die höchste Erdenlieblichkeit, das Symbol der Schönheit im Weibe darzustellen!

Sie wurde so der Abgott ihrer Mutter, des Vaters Freude und die innige Freundin ihres Bruders.

Franz, der sonst nichts zu lieben schien, liebte die Schwester, liebte sie mit finsterer, lohender Eifersucht, mit einem dämonischen Zwange. Selbst die heiligste, reinste Regung, deren er fähig war, that sich durch Herrschsucht, durch ausschließliche Besitznahme des Gegenstandes kund, den er liebte. Magda, ohnedies in den Ideen des Vaters erzogen, von der geistigen Schärfe des Bruders gefesselt, liebte ihn gleichfalls herzlich, aber mehr noch als ihn die Mutter, ja, sie fühlte sich durch den Zwang, welchen ihr des Bruders Selbstsucht auferlegte, sogar oft von ihm abgestoßen, kalt berührt von dem Sarkasmus, mit welchem er oft ihre heiligsten Gefühle zerschnitt. Ja, oft wandelte sie ihm gegenüber ein Etwas an, das sehr der Furcht oder Ahnung glich.

Dies aber und das Uebergewicht seines Verstandes imponirte ihr zugleich wieder, und wenn er ihr auch oft mißfiel, hatte sie doch ebenso oft Ursache anzuerkennen, daß er in seiner Beweisführung unwiderleglich sei.

Franz verstand es andrerseits, sobald er fürchten mußte, in ihren Augen an Werth, oder gar seine Herrschaft über sie zu verlieren, sich vor ihr zu beugen; er, der das sonst keinem Andern gegenüber that!

Dies schon an sich eigenthümliche, gegenseitige Verhältniß wäre trotzdem in diesen leidlichen Grenzen, jenem Zustande zwischen Beherrschen und Nachgeben geblieben, wäre es möglich gewesen, die Charakterentwickelung dieser Menschen, die Zeitumstände, die Lage der Familie unverändert zu erhalten.

Das geschah, wie begreiflich, nicht.

So lange Dr. Max Turner noch die frischen Eindrücke der allgemeinen Mißachtung, seines Gefängnisses, das ihn körperlich leidend gemacht, empfand, so lange er in Alt-Hayde nutzlos sein Geld in Bauten steckte und dennoch eine Hebung des Bades nicht erreichen konnte, machte sich seine Bitterkeit, sein Haß des politischen und öffentlichen Lebens, sein Grollen mit den Zuständen in Expectorationen vor seinen Umgebungen Luft.

Als ihm aber das Ungefähr einige glückliche Kuren in die Hände spielte, sein und des Bades Name genannt ward, und der Zufluß der Gäste aus allen, selbst aristokratischen Kreisen sich vermehrte, wurde er versöhnlicher, ward durch die Praxis beschäftigter, durch den relativen Nutzen zahmer, ruhiger, heiterer. — Er ließ nach und nach die gesinnungsvollen Fanfaronaden, Madame Turner zumal, die sich leicht in die Rolle der Weltdame gefunden, fand es höchst unangemessen, Dinge aus der Vergangenheit blicken zu lassen, die nunmehr der Familie nur schaden konnten.

Magda billigte die Sinnesmodification ihres Vaters im gewissen Sinne nicht, obwohl sie einsah, daß er so handeln mußte, wollte er nicht die Arbeit vieler Jahre, das Erbe seiner Kinder in Frage stellen. Sie liebte überdies ihren Vater, namentlich die Mutter zu sehr, um durch unüberlegte Aeußerungen denselben irgend Unbequemlichkeiten zu bereiten, und, so rüstig sie im Bau ihrer eigenen Anschauungen vorschritt, wußte sie doch vor unberufenen Ohren und entgegengesetzten Meinungen Anderer zu schweigen; auch war sie nicht eitel genug, vor irgend einem Gecken und Faden ihr Licht leuchten zu lassen.

Die Rücksicht, welche sie nahm, kannte indeß Franz nicht, und je solider Turner der Vater in

seinen Ansichten wurde, je schärfer, ironischer ward Franz, und eine Kluft, ein bitteres Ja und Nein bereitete sich in der Familie, das mit der Zeit immer unerträglicher zu werden begann.

Dr. Turner sah, wo es zu spät war, die gräulichen Consequenzen seiner früheren Irrthümer im Sohne, welcher zu Resultaten kam, die dem Vater selbst in seiner tollsten Zeit nicht in den Sinn gekommen waren.

Vater und Sohn, wie Mutter und Sohn wurden einander gram.

Turners Furcht, Franz, der ohnedies als Räsonnirer nicht sonderlich unter den Badebesuchern beliebt war, möge ihm bei irgend einer Gelegenheit einen nicht gut zu machenden Streich spielen, wurde nur dadurch beseitigt, daß die Mutter dem Sohne streng erklärte, daß, wenn er seine Weisheit nicht für sich behalte, der Familie etwa öffentliche Ungelegenheiten mache oder den Vater geflissentlich kränke, man ihn beliebig auf eine auswärtige Universität schicken, seinen Wechsel beschränken und ihm das elterliche Haus fortan verschließen werde. Das waren Argumente, die zu einleuchtend schienen, um nicht Beachtung zu finden, natürlich aber nicht geeignet waren, die gegenseitige Liebe zu vergrößern.

Magda, deren reine, weibliche Seele durch diese

Verhältnisse je länger je schmerzlicher berührt wurde, der im Herzen die Eltern, im geistigen Verkehr aber Franz unbedingt höher stand, war gewissermaßen in die streitenden Parteien eingezwängt, und es bedurfte eben ihres liebenswürdigen Wesens, ihrer Festigkeit, um nicht in diesem schlimmen Kampfe unterzugehn.

Gerade die Art dieses unseligen Familienbandes war's, was sie stärker machte, ihren Charakter entwickelte, ihr eine besondere, unabhängige Individualität gab. Sie war der Engel der Versöhnung im Hause, ging herüber und hinüber, zürnend, zuredend, durch Liebenswürdigkeit besänftigend, ohne sich selbst gefangen zu geben.

Das Schicksal bildete dieses Mädchen zur Diplomatin aus, zur Diplomatin, um des Schönen, Hohen willen, das ihr selber nur ahnungsweise im Busen ruhte. Bei dem holden Grundwesen ihres Geistes sah sie ferner ahnungsweise ein, daß mit den logischen Gedankenfolgerungen, mit der scharfen Sonde des Bruders für den Aufbau der Wahrheit, für Das, was sie als die Zukunft des Geschlechts sich dachte, nichts gethan sei, daß der Verstand wohl Mittel zum Richtigen sei, aber darum an sich noch nicht glücklich mache. Sie erkannte die Einseitigkeit Franzens und der ganzen Richtung ihrer Familie,

fühlte einen Mangel, eine Lücke, ein unbefriedigtes Begehren und Sehnen.

Das war's, verbunden mit dem Unfrieden Derer, die das Geschick um sie geeint, was ihr ein grenzenloses Weh, eine überwältigende Traurigkeit gab, die um so tiefer war, je geschickter sie dieselbe aus Stolz, Würde, wie Klugheit unter der lächelnden Gesellschaftsmaske des Tages zu verdecken wußte.

Ihr Auge schweifte nach allen Seiten, um den Punkt, den Anker, den Ausgang zu finden, der die Räthsel ihrer Brust löse, ihr ein positiv glaub- und wißbares Ideal und den Frieden, die Versöhnung gäbe, die Versöhnung, welche ja die Krone aller Freiheit, alles Lebens ist.

Da fiel ihr Auge auf Benoni, auf den stillen, fast schüchtern scheinenden Mann, der aber ein Lohen der Begeisterung, eine glänzende Schärfe des Gedankens hatte, überdies ein Gegner ihrer Gesinnung, der Sohn des Mannes war, der mit der Reue und Sehnsucht ihres Vaters so eng zusammenhing.

Sollte die Wahrheit im Gegentheil ruhen?! —

Die Ursachen, um deretwillen Franz Benoni durch allerlei Mittel nach Alt-Hayde gebracht und ihn an sich und die Familie zu fesseln suchte, waren sehr verschiedener Art, obwohl sie alle auf den einen Zweck hinliefen, sich damit selbst zu dienen.

In der Bereitwilligkeit Benoni's, seinen Säckel Franz zu offeriren, um die Reise nach Alt-Hayde machen zu können, sah Letzterer das offene Gemüth eines wirklich guten Kerls, ach, und wozu ist nicht so einer zu gebrauchen, wenn man ihn recht traktiren kann. Als Franz mit Erstaunen bemerkte, wer Benoni sei, faßte er sofort den Plan, ihn nach Alt-Hayde zu locken, um sich in der Gunst der Eltern wieder zu erheben, wenn er die Versöhnung zu Stande bringe, an deren Dauer er natürlich selbst nicht glaubte, oder andernfalls Benoni mit seinem eigenen Vater zu entzweien, um den Beweis zu liefern, daß das in anderen Familien auch möglich sei. Endlich aber wünschte er an Benoni und dessen Gesinnungen einen Wetzstein seines Geistes zu finden und durch Verkleinerung desselben negativ an Größe und betreffs Magda an Uebergewicht zu gewinnen, denn er sah wohl, daß sie sich von ihm immer mehr entfernte, ein Gedanke, der ihn zu einer ihm selbst unerklärbaren, dämonischen Wuth brachte.

Zu seinem Befremden bemerkte Franz durch Benoni's Unterhaltung im Wagen, namentlich aber an dem kurzen Disput bei Tisch zu Alt-Hayde, daß der stille, gute Kerl keineswegs der Gimpel war, für den er ihn gehalten, derselbe ihn ferner in positivem Wissen überragte, und der Beifall, welcher Be-

noni von seinen Eltern gezollt wurde, das spöttische Gelächter Magda's bei des Bruders erster Niederlage, das überaus herzliche Entgegenkommen, welches die Familie dem Gast bewies, erfüllten Franz mit Haß gegen Benoni und brachte ihn zu der Ueberzeugung, er habe sich da ein Kuckuksei in die Wirthschaft gelegt.

Es war ihm mithin ganz gefunden, daß aus dem besprochenen Rendez-vous nichts wurde und Benoni's Wegbleiben auf den ungeschwächten Haß des alten Trautmann schließen ließ. Letztrer Umstand und die Schwäche, welche der junge Mann an den Tag zu legen schien, wußte Franz für seinen Spott gebührend auszubeuten, doch ward er leider zu spät belehrt, daß gerade dieses Unterordnen unter den väterlichen Willen jenen sehr in den Augen der Familie hob.

Das Wiedersehen Benoni's und Magda's führte demnach zu einer Freundschaft, welche Ersterer allerdings aus Liebessehnsucht, das Mädchen aber aus dem heißen Verlangen schloß, von einem Weh des Geistes und des Herzens zu genesen, das sie immer mehr zu unterjochen drohte.

Vier Tage nach ihrem ersten Wiedersehen kamen Beide, ohnfern der Waldmühle, auf dem diesseitigen Hügelabhange zusammen, um, geschützt von kühlendem Waldesschatten, ihre Ideen gegenseitig auszutauschen.

Sie begannen damit, daß Benoni ihr über die Schicksale seines Vaters, seinen innigen Zusammenhang mit ihm Mittheilung machte.

Magda, ergriffen von der Gemüthswärme und Innigkeit, hier endlich einmal von einem Frieden süß berührt, der ihrer Familie so gänzlich abging, gab Benoni über den tiefen Riß in derselben, über ihren eigenen Schmerz so aufrichtig und treuherzig Aufschluß, wie es der Freund dem Freunde, wie ein der Selbstversöhnung bedürftiges Herz nur kann. —

Welch' furchtbare Wirkung übte es nicht auf den Liebenden, all' seine Ahnungen, jene sonst so schroff erschienenen Annahmen seines Vaters über die Familie Turner im außergewöhnlichen Grade bewahrheitet zu sehen.

In den Zusammenkünften, welche sie nun öfter wiederholten, zu denen Benoni mit immer glühenderer Sehnsucht, Magda mit immer größerem Interesse, erhöhterem Gefühl der Sicherheit und Traulichkeit ging, versuchten Beide ihre verschiedenen Denkarten zu vermitteln, zu einen, sich gegenseitig von der Richtigkeit der ihnen so lieb gewordenen Wahrheiten zu überführen. — Es mißlang!

Wenn zum Beispiel die Nothwendigkeit, daß die Leitung eines Volkes nur in einer Hand, nicht in den Händen Aller liegen müsse, und Unterordnung und

Ungleichheit ein Naturgesetz sei, ihr von Benoni mit aller Inbrunst seines Herzens, allen leuchtenden Farben seiner Phantasie dargelegt wurde, schüttelte sie, matt lächelnd, das Haupt, forderte kalte, logische Beweisführung für den Verstand. Benoni hingegen griff mit allen Waffen verstandesscharfer Dialektik das Ideal der Freiheit, des Unabhängigkeitstraums der Menschheit an, wo ihr ganzes Herz in flammendem Entzücken auf ihre Lippen trat.

So oft sie sich mit dem brennenden Wunsche vereinten, einander gegenseitig zu ergänzen, so sehr sie zur Nachgiebigkeit und Verständigung geneigt waren, kamen sie doch stets auf einen unwiderlegbaren Punkt, der streitig stehen blieb, und gingen jedesmal mit erhöhterem Bedauern, sich nicht einander gewonnen zu haben, mit größerer Achtung, innigerer Sehnsucht von einander, das nächste Mal endlich Kraft zur siegenden Ueberzeugung zu haben. —

Magda hatte von diesen Discursionen ohnfehlbar die meiste Befriedigung. Benoni's Art, die Dinge zu verhandeln, war so edel, der Zweck, um den er es that, schien ihr so selbstsuchtslos, er entfaltete, was ihr bis hierher so sehr gefehlt, neben leuchtendem Verstande so viel Seele, so hohe Inbrunst und sittliche Gluth, solch' rührende Theilnahme gerade für die eigenste Art ihres Wesens, daß er ihr immer lieber,

sein Umgang ihr immer unentbehrlicher wurde. Sie hätte nur gewünscht, ihn völlig zu besiegen, oder von ihm ganz überzeugt zu sein.

Dieses für sie wirklich höchste Glück schien ihr um so mehr versagt zu sein, je menschlich näher Beide sich traten. Immerhin hatte es aber für sie den bedeutenden Nutzen, ihr größere Gemüthsheiterkeit zu geben, sie über viele Dinge weniger scharf absprechen zu lassen, also den väterlichen Ideen sich mehr zu nähern. Dadurch entfernte sie sich aber nun, in noch viel stärkerem Grade als bisher, von Franz. Seine Doctrinen wie sein Charakter sanken im Vergleich zu Benoni bei ihr unendlich, und entfremdeten sie dem Bruder, der mit starrem Staunen, mit bitterster Wuth vom Letzten, Liebsten sich gemieden sah, was ihn umgab.

Benoni war am Meisten zu beklagen, weil er am Stärksten — weil er doppelt litt. Ihn trieb die Leidenschaft der Liebe zu diesem Mädchen, Liebe war's, die ihn beredt machte, ihm Muth und Ausdauer gab bei einem Kampfe, der allem Anscheine nach fruchtlos war.

Er hätte es sich zum Verbrechen angerechnet, Magda's Lage, ihr Bedürfniß sich anzuschließen, auszubeuten, ihr seine innere Meinung zu verrathen,

eigensüchtig nach einem Besitz zu greifen, wo die Gelegenheit sich gar so arglos bot.

Das eigentliche Gefühl seines Innern zu zähmen, bei aller Gluth der Rede sich mäßigen, Blick und Geberde zügeln zu müssen, war aber eine unerhörte Qual. Nicht weniger tief, ach, ernster noch und verzweiflungsvoller war der Schmerz, sich Magda nicht geistig gewinnen zu können, sehen zu müssen, wie dieses edle, reine Mädchen voll hoher feuriger Gefühle nicht aus einem Gedankenkreise gerissen werden konnte, der ihm, je näher er ihn zu betrachten Gelegenheit hatte, desto unheilvoller für ihre ganze Zukunft, um so hoffnungsloser für sein Lieben ward.

Er kam zu keinem Resultat! Es war einmal ein Hüben und Drüben, das alle menschliche Annäherung, aller redlicher Wille, alle Innigkeit der Freundschaft nicht zu verschmelzen vermochte! —

„Nun denn, vielleicht kann's die Liebe! Die Liebe!" tönte es in ihm wieder.

„Du willst ihr Alles sagen und gestehen, willst ihrem Herzen zu lösen überlassen, was im Verstande ungelöst noch ist! Entweder beugt sie sich, ist Dein, — Dein! — oder sie wendet sich von Dir — für immer!"

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Es war ein glühender, ganz von Licht, Gluth und

vollsaftigem Grün gesegneter Tag. Der zweite Blättertrieb der Pflanzen war da, buschiger, saftiger prangte das Laub, gelblich reifte schon die Saat, die ganze Natur ging an's Gebären, an's Früchtetragen.

Benoni that den letzten Schritt, den letzten — Gang zu ihr vielleicht!

War das Geheimniß seiner Neigung den Lippen entschlüpft, — unendlich glücklich oder verdammt war er für's ganze Leben!

O schweige, selige Nachtigall, im dämmernden, kühlen Wald! Du deckst mit den Flügeln das lauschige Nest, und leise flattert herüber zu dir des Geliebten Sang, halb der Brut, halb der Gattin gesungen.

Ein Wanderer, ein träumender Pilger ist der Mensch auf den Stationen des Lebens, hat nur zwei süße Ruhepunkte, das Brautbett und den Sarg. Das Uebrige ist Sorge, Hoffnung, Arbeit, und nur ein verstohlener Schlummer, ein flüchtig Athemholen liegt dazwischen, damit man nicht unterwegs zerbreche!

Er tritt aus dem Holz, an den Abhang, und sieht nach der Waldmühle nieder. Noch kommt sie nicht. — Doch da! Hinten auf dem Wege schimmert's weiß! Sie ist's, Magda kommt! Ach, sie trägt das Gewand, in dem er sie das erste Mal gesehen!

Mit feuchtem Blick saugt er dies Wunderbild von Schönheit, Geist und Anmuth ein, will ganz sie in

sein Herz versenken, denn ihm ahnet's, sie werde — einst fern von ihm, werde sein eigen doch nur in der Erinnerung sein. —

Sie sieht empor. Er giebt ihr ein Zeichen. Sie winkt und beflügelt ihre Schritte. Nun ist sie über den Bach, — da um den Hügel herum.

Er eilt rechts hinunter, ihr beim Ersteigen des Abhangs beizustehen.

„Herzlich gegrüßt, Benoni," rief sie lächelnd. „Ach, wie hab' ich mich auf heut' gefreut! Nun aber müssen wir es bestimmt unter uns abmachen. Einer muß heute sich den Gründen des Andern ergeben, nicht wahr, Sie thun mir das zu Liebe?!" —

„Was thäte ich Ihnen nicht zu Liebe, Magda, wenn es in meiner Kraft läge!" —

„Mein Gott, diese Miene, Benoni, diese schmerzvolle Bewegung! Was haben Sie? — Ist Ihr Vater krank, hat sich irgend etwas Schlimmes für Sie ereignet?!" —

„Ich will Ihnen Alles sagen, liebe Magda. — Erlauben Sie mir Ihren Arm, wir wollen die Höhe hinauf nach dem Walde."

Magda sah ihn fragend und besorgt an, dann gab sie ihm rasch die Hand, und sie stiegen empor.

Das bläuliche Helldunkel des stillen Waldes empfing sie.

„O, sagen Sie mir nun rasch, was es ist!“ —

Benoni rang furchtbar mit seinen Gefühlen. Endlich begann er leise, zitternd, als wär's der Klagelaut eines Sterbenden.

„Magda, ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, die Sie von mir vielleicht für immer abwendig machen kann, darum bin ich so bewegt. An Ihre Freundschaft richte ich die Bitte, das, was ich Ihnen sagen will, selbst wenn es Sie verletzt, mit denselben Gründen beurtheilen zu wollen, die mich bestimmen, ein Schweigen zu brechen, welches ich mir unverbrüchlich auflegen wollte.“ —

Magda erröthete unwillkürlich. Eine eigene Zaghaftigkeit und Verschämtheit, die sie sonst nicht zu übermannen pflegte, machte sie nur schöner. —

„Benoni, was nur zu Ihren Gunsten sprechen kann, selbst wenn Sie mir wehe thun, will ich mit aller Gewissenhaftigkeit der Freundschaft zu Hülfe rufen.“ —

„Nun denn, so sei's. Als wir uns hier wiederfanden, sind wir ein Verhältniß der Freundschaft eingegangen, rein und schön, wie wenige im Leben. Sie trieb dazu der Drang, sich in Dem zu ergänzen, was Ihnen daheim gebrach. Unter diesen stillen Bäumen haben Sie sich unendlich wohl gefühlt und ich —? Was ferner immerhin komme, diese Stunden werden

unvergeßliche Blumen im Dornenkranze des Lebens sein! — Aber wissen Sie, was mich an diese Stelle trieb? Was es möglich machte, daß wir uns wiedersahen? — Es mag eine Leidenschaft sein, Magda, die Ihnen weniger rein ist, als die bisherige Freundschaft, aber es ist eine Leidenschaft, die Hoheit genug besaß, bis jetzt sich selbst zu zügeln, die Jahre lang vielleicht geschwiegen hätte, doch jetzt — den Schleier zerreißt, wo sie allein nur noch im Stande ist, uns auszugleichen, ach, auch auf immer zu trennen. — Die Liebe, Magda, — die tiefe, unendliche Liebe, welche nur mit dem armen Leben verlischt, nein, über's Leben hinaus noch fortwirkt, sie trieb mich her in Ihre Nähe, sie war's, die mir Begeisterung und Beredtsamkeit geliehen, sie kann allein die Schranken brechen, welche noch unsre Geister, unsre Herzen trennen. — Ich liebe Dich, Magda! Gieb Dich mir zu eigen, und alle Räthsel hören auf! — Was soll der Streit dann, was das Ja und Nein? Wir ringen Beide zusammen nach dem Wahren, und wie die Welt sich auch entscheiden, worin die Menschheit ihr Glück begründen mag, wir haben es in uns! Liebe nur, Liebe eint Sclaverei und Freiheit!" —

Er hatte ihre Hand gefaßt, sie an die Lippen gepreßt und hielt sie krampfhaft fest.

„Benoni," flüsterte Magda, und erschauerte

in sich. „Was Sie bewegte, zu mir führte, ich hab's geahnet. — Und daß ich's nah' und näher kommen sah, und dennoch blieb — und immer wieder kam — mag Ihnen sagen, daß ich vielleicht Sie lieben kann, wie ein Weib dem Manne Liebe erweisen soll." —

„Magda!" rief Benoni stürmisch.

„Benoni! — Zwei Wesen können sich aber unendlich lieben — zum Glück, zur Lebensharmonie, zum Frieden — reicht das nicht aus —!"

„Um Gotteswillen! Nein, Magda, nein!"

„Ich habe Recht! — Was unsre Geister trennt, was schon so ganz verschieden in unsrer Entwickelung seit Anfang liegt, kann auch die Liebe nicht verwischen. Was Sie bisher mit aller Kraft der Neigung nicht in mir zu besiegen vermochten, werden Sie es künftig? — Noch so innig verbunden, leben wir nicht in der Welt? Sehen wir nicht auch dann noch dieselben Dinge, ein Jeder mit anderen Augen und Gefühlen an? — O Freund, mein Blick reicht weiter als der Ihre, darum weiter, weil ich, was künftig uns bevorstehen muß, schon bei den Meinen in der Gegenwart erlebe! Ist unsre Familie durch Meinungsverschiedenheit in sich in Zwiespalt schon, wie gar, wenn Mann und Frau sich selbst bekämpfen müssen, in den Schooß der Familie, das heilige Asyl des Friedens, zu jener seligen Insel, die

schützen soll vor den Wogen der Welt, die Zwietracht getragen wird. — Ja, Zwietracht, betrügen Sie sich nicht! Erst im Keim, und verschleiert von den Rosen der ersten Wonne, aber stärker mit den Jahren, unseliger in den Kindern, unabsehbar in ihren Folgen! — Ein Weib muß, wenn es glücklich sein soll, vom Mann beherrscht, — so Geist wie Leib beherrscht sein! — Können Sie das erringen, können Sie mir die endliche Versöhnung, uns einen Glauben, eine Richtung des Geistes geben, dann — dann fühl' ich, werde ich Ihnen angehören." —

„Ich werde Sie erringen und beherrschen, ich werde es! — O glauben Sie, Magda, Sie irren!" —

„Benoni, nein! Bedenken Sie nur Eins. Ich liebe meine Eltern, Sie den Vater. Mag auch der Bruder handeln, wie er will, mein Herz kann sich seiner doch nicht entäußern. Führen Sie einmal diese Alle zusammen und Sie haben den lohenden Streit vor sich! Lassen Sie gar bewegtere Zeiten kommen, wo wir uns Beide in zwei Lager theilen! O, ich irre nicht!" —

„Und können Sie sich in dieser Stunde der Liebe und Schmerzen denn nicht zu Dem bequemen, was ich für's Wahre halte? Sehen Sie doch die Natur

an, diese Stufenleiter vom kleinsten Wesen bis zum größten, Eines dem Andern untergeordnet, Eines auf's Andere gebaut, zu einer Einheit sich erheben, — Gott! — So ist's bei den Menschen auch. Die rohe Seele, der unentwickelte Geist überragt vom Wissen, vom Talent, der enge Sehkreis des Einen vom universellen Blick des Andern, Alles dem einen Ziel zustrebend, sich zum Ganzen einend, der Nation! Die Einheit, Form und Kraft derselben in eine Hand gelegt, die das Steuer lenkt, dem Alles sich unterordnet und dient, weil es eben dem Ganzen dient. — Freiheit ist nur im Herzen und Geiste des Einzelnen. Vor Gott gilt Alles gleich, die Sonne wie der Kiesel, und ungleich sind sie doch im Werth, wie Zweck. So ungleich sind wir Menschen auch, und bleiben's, wenn auch das Ganze, das Geschlecht sich immer schöner, größer bildet!" —

„Ich kann, kann das nicht glauben, Benoni! Soll ich Sie denn belügen? Zugegeben, daß es in der Natur so sei. Der Mensch ist aber die Krone der Schöpfung, das Ebenbild der Gottheit, wie die Tradition behauptet und der Glaube. Sind wir der Gottheit nachgebildet, so sind wir Alle von Anfang gleich, und nur das Unrecht, die Gewalt, die Lüge hat uns ungleich, hat Einen zum Herrn, den Andern zum Diener gemacht!" —

„Dann aber, Magda, wenn wir als Gottesebenbilder gleich sind, müßten wir auch gleich gut sein, und wären wir's, wie wäre Unrecht, Lüge und Gewalt denkbar? Die Freiheit zur Entwickelung ist dem Menschen ursprünglich ganz gleich gegeben. Daß in uns zwar der Keim zum Gott ruht, aber die Vollendung dem eigenen freien Willen und Können überlassen ward, und so lange die Welt steht, stets ungleich benützt wurde, in Ewigkeit benützt werden wird, das macht uns unfrei, ungleich für immer! Nur wo die Liebe Alles überdeckt und regelt, wo sie mit süßem Zwang die Menschen zum Hohen beflügelt und im Schlechten hemmt, da, Magda, ist zu allen Zeiten die wahre Freiheit! Sie zu erringen einstmals, für Alle zu erringen, ist die Hoffnung jedwedes ächten Herzens! Daß man sie befördere, wo man Anderer Rechte nicht kränkt, ist Sache jedes Guten! Das Uebrige, Magda, glauben Sie mir, ist Schaum, der nur von fern wie Diamanten funkelt!!" —

„Wenn mit dem Worte nur etwas gethan wäre, Benoni, wo doch kein Glaube ist! O, ich bin todesmüde durch die Gedankenhetze! — Erfahren muß ich's selbst, an mir erfahren, um mich zu überzeugen, — das Wort ist nichts!" —

„Nun denn, Magda, so müssen wir uns dem

letzten Forum unterwerfen, den Prüfungen des Lebens selbst. — Ich lasse nicht von Ihnen! Auf Schritt und Tritt begleit' ich Sie und bis zum letzten Hauch der Seele ringe ich, bis Sie ganz mein sind! Haben Sie selber mir doch mein Schicksal fortan vorgezeichnet! — Geh' ich zu Grunde drüber, brech' ich im Irrthum zusammen, oder sieg' ich im letzten Beweis der Wahrheit, geschieht's um Sie!!" — — — — —

Dunkle Wolken hatten inzwischen die ganze Gegend umballt, der Donner zog auf den Fittigen des Windes einher, Kampf in der Natur, Kampf in den Herzen der Menschen war die Losung!

„Wir müssen scheiden, ich will in der Mühle Schutz suchen," sagte Magda matt und reichte ihm die Hand.

„Wann sehen wir uns wieder?" —

„Uebermorgen, Benoni!" —

Sausend pfiff der Wind durch den ächzenden Wald, kreischend bogen sich die Tannen!

Rasch eilte Magda, von Benoni geleitet, die gangbaren Stellen des Abhangs hinunter, der Waldmühle zu, winkte noch einmal und verschwand in der Hütte. —

Es war die höchste Zeit, denn das Wetter brach wenige Minuten darauf mit all' der gigantischen, einschüchternden Gewalt los, die es im Gebirge meist an-

zunehmen pflegt, wo jeder Gipfel, jede Höhe sich in einen elektrischen Pol verwandelt, die schweren Regenwolken zwischen den Zacken der Berge haften und tief in die Thäler herunterhangen.

Benoni wandte sich rasch, den Abhang erklimmend, um durch Regen und Wind nach Hause zu eilen, wo man leicht besorgt um ihn werden konnte.

Halb in seine Gedanken vertieft, halb von einer gewissen psychischen Beklommenheit erfüllt, die ihn zur Achtsamkeit gegen sich selber aufforderte, erreichte er den obern Rand des Abhanges.

Da —, das Blut wich ihm aus dem Antlitz, — stand Franz vor ihm!

Er trug noch den rechten Arm in der Schlinge, aber die Linke war geballt, sein Antlitz fahl, von Wuth, Haß und dämonischem Hohn erfüllt!

Benoni ahnte, was kommen mußte. Ein äußerster Entschluß drang pfeilschnell durch seine Seele.

„Ah, Bester, das ist eine seltsame Manier, sein Wort zu halten!" —

Franz trat hart an ihn, so daß ihn Benoni rechts an seiner Seite, links aber die Schlucht unter sich hatte, indeß das Wetter um sie und über ihnen raste.

„Die nöthige Entschuldigung meines Ausbleibens habe ich Ihnen gegeben, mein Herr.“

„Aber indem Sie mich und die Familie Turner mieden, wußten Sie doch bei meiner Schwester eine Ausnahme zu machen. Welche Entschuldigung haben Sie dafür?“

„Keine, die ich Ihnen zu geben hätte. Magda bedarf Ihrer Vormundschaft so wenig, wie ich!“

„Aber ich der Revanche, Schuft! Der Revanche für den Diebstahl am Herzen meiner Schwester, die Du mir, die Du ihrer Familie und der freien Vernunft entzogen. Wuth und Haß, die alten Genossen unsrer Familien, hast Du von Neuem beschworen! Nun denn, Söhne wie Väter sind Gegner, und verflucht will ich sein, wenn ich nicht der Unersättlichste und Schlimmste an Rache bin! Genugthuung gieb mir, heimtückischer Feigling, der die Oeffentlichkeit scheut, oder — !! —

„Halt!“ donnerte Benoni und drehte in rascher Wendung sich nach rechts um, dem Andern gegenüber stehend. — „Was Sie sinnen, weiß ich sehr wohl! Die Antwort ein für allemal ist: daß Sie nicht der Richter über Magda und mich sind, daß es mein Stolz ist, Magda Ihrem erbärmlichen Einfluß und einer Weisheit zu entziehen, deren hohle Selbstsucht sich in Ihnen spiegelt. Ich schlage mich nie mit Ih-

nen, welchen Anlaß Sie ersinnen mögen, mich zu reizen. So wahr Gott lebt, ich schlage mich weder mit einem Turner noch mit Magda's Bruder!!" —

„So sollst Du einen Sprung thun, Hund!!!" — brüllte außer sich Franz und stürzte sich auf ihn.

Benoni aber fing ihm geschickt die linke Hand ab und griff in sein Halstuch. Ein wüthendes Ringen erfolgte.

Da mit einem Male riß Benoni den Gegner zu Boden und hielt ihn mit eiserner Faust fest. Franzens Haupt war durch den Fall über den Felsrand gekommen. Ein Stoß des Andern hätte genügt, ihn hinabzuschleudern.

„Verflucht, daß mir der Arm gelähmt ist," schnob Franz.

Benoni kniete vor ihm und hielt ihn fest.

„Daß Du zu allem Schlechten fähig bist, Bursche, weiß ich sehr wohl. Du warst von jeher der Dämon Deiner Familie, Dir ist nichts heilig in der Welt, als Dein erbärmliches Ich. So lange ich aber athme, hörst Du, werd' ich Deinen Einfluß bekämpfen, Deinen Fluch in Segen zu verwandeln suchen, Dir Stück für Stück die Macht entreißen, welche Du zum Unheil der Deinen ausübst! Ja, wir sind Gegner, und daß ich Alles, was ich in Dir hasse und verfolge, in ein Wort

fasse, was Dich kennzeichnet, sag' ich Dir: Denk' an die Dichtung Schillers, wo ein Schurke den Bruder zur Verzweiflung, den Vater in den Tod trieb und ein Spiegelbild ist alles Scheußlichen unter den Menschen! Franz heißt die Canaille!! — Und nun geh' Deines Weges! Treffen wir uns wieder, so will ich sorgen, daß ich nicht arglos wie heute bin!!" —

Damit sprang Benoni auf, zog ihn mit einem Ruck vom Rande der Schlucht weg, eilte einige Schritte fort und ergriff einen Baumast, der zerbrochen im Grase lag. So stand er und erwartete ihn.

Franz raffte sich auf. Starr, bleich, mit Natternblicken stierte er Benoni an. Dann lachte er kurz und hohl.

„Du kommst nicht aus meinen Händen!! Wo Du auch bist, ich suche Dich auf! Ich werde Dir die Waffen in die Hand zwingen!!" —

„Das wirst Du nie. Du kannst mich tödten, zum Kampfe zwingen nicht!!" —

„Nun, da Dir nicht die Art beliebt, durch welche wir wie Ehrenmänner gleich werden, so mag ein Jeder seine besondere Art erfinden, den Gegner unschädlich zu machen. Du sollst mich nicht umsonst „Franz" heißen!!" —

Scheußliche Wuth, hämischer Hohn und wilde Tücke verzerrten sein Antlitz zur Gorgo! Krampfhaft

drohte seine Linke, indeß der rechte Arm, dessen Binde zerrissen war, lemurenhaft schlapp herabhing. Wirr stand sein krauses Haar empor. —

Er wandte sich und ging. Langsam, bedächtig stieg er den Abhang nieder, sich zeitweise nach dem Gegner umsehend.

Als Franz im Grunde anlangte, verließ Benoni seinen Standort, eilte rasch querfeldein und den nächsten Weg nach Hause.

Ein furchtbarer Schein, jäh glühend, umzuckte ihn, ein Schlag, erderbebend, erfolgte. — Er fuhr mit den Händen vor's Gesicht und wankte. Dann blieb er stehen und wendete sich um. Der Blitz hatte dicht bei der Stelle des Kampfes in eine hohe Tanne eingeschlagen, sie brannte lichterloh.

„Ist das ein Wahrzeichen des Kampfes? — Ist Jenem etwas geschehen? — Nein, nein, dort unten geht er über den Steg. — An der Waldmühle zögert er! — Will er zu Magda? — Er eilt weiter! — O geh' nur Deine finsteren Wege des Hasses und des Eigennutzes, ich ringe Dir diesen Engel, sei's auch mit meinem Herzblut, ab — und wie der Schlange des Paradieses einst geschah, werd' ich Dir, wo ich Dich treffe, den Kopf zertreten!" —

Er schritt rasch von dannen, der Heimath zu.

Diese finstere, wilde Scene des Kampfes der Menschen und Elemente war nicht ohne Zeugen. Dort hinter der dicken Eiche regt sich's. — Es ist der Waldmüller, welcher hervortritt und hinunter sieht nach Franz, hinüber nach Benoni. — Er hat Alles gesehen! —

Ende des ersten Bandes.

Leipzig,
Druck von A. Edelmann.

Berichtigungen

zum ersten Bande.

Seite 84. Zeile 10. von unten lies: schweigen mußte, statt: mußten.
" 91. " 11. v. u. l.: Gottlieb Trautmann, st.: Gotthold.
" 113. " 6. v. oben l.: Zrini's, st. Zeninio's.
" 127. " 3. v. u. l.: der Menschenverachtung, st.: der Menschen Ve achtung.
" 153. " 8. v. o. l.: über der Predigt. st.: über die.
" 164. " 5. v. o. l.: Besitz greifen, st.: Besitz reichen.
" 192. " 7. v. u. l.: Loben, st: Lohne.
" 193. " 11. v. u. l.: lohende, st.: lohnende.
" 195. " 5. v. u. l.: dünkelhaft- prätentiöser, st.: dunkelhaft.
" 198. " 10. v. o. l.: Studiengenossen ihm, st.: Studien genossen.
" 202. " 5. v. o. l.: Et non solum, st.: Est non solum.
" 205. " 11. v. u. l.: Aedepol, st: Aedezol.
" 214. " 7. v. o. l.: der alten Hauptwache, st.: des alten Rathhauses.
" 225. " 2. v. o. l.: erträumter, st.: verträumter.
" 226. " 8. v. o. l.: zersetzender, st.: zerfetzender.
" 255. " 6. v. o. l.: Kasawaika, st.: Kasamaika.
" 262. " 8. v. o. l.: allen Briten, st.: alle Briten.
" 262. " 7. v. u. l.: Fourier, st.: Fournier.
" 302. " 2. v. u. l.: Gallomanne, st.: Gallomann.
" 328. " 6. v. u. l.: dem Milchbauern, st.: den.
" 340. " 4. v. u. l.: ein Temperament, st.: einem.
" 345. " 3. v. u. l.: Gecken und Fadin, st.: Gecken und Faden.